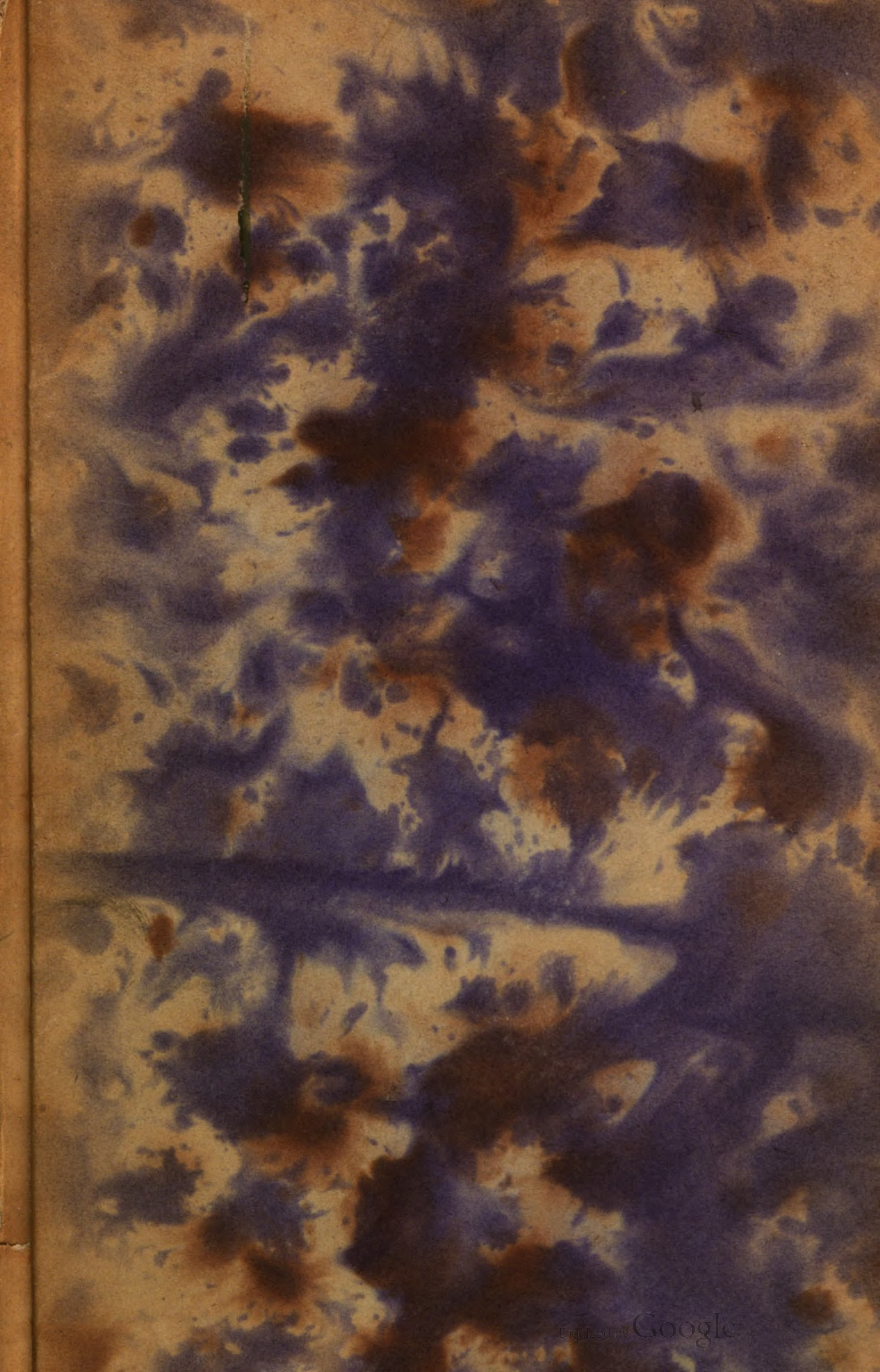



INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX
ET VERITAS
MDCCCXX

Eduard Vehse

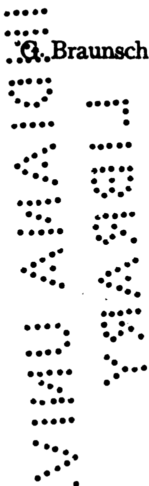
Süddeutsche Fürstenhöfe

Herausgegeben von Gustav Mayer

Band II

Der württembergische und der badische Hof

Karlsruhe 1921
G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag



Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes.

Der württembergische Hof.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Der badische Hof.

Erstes Buch.

Zweites Buch.



Der württembergische Hof.

Erstes Buch.

Von der Einführung der Reformation und der landständischen Verfassung bis zum Tode des Herzogs Wilhelm Ludwig.

1503—1677.

Erster Abschnitt.

Die Herzöge Ulrich, 1503–1550, und Christoph, 1550–1568.

Ulrichs Ehe. Hans von Huttens Ermordung. Wie der württembergische Adel reichsunmittelbar wurde. Der Tübinger Vertrag von 1514. Württemberg als österreichische Provinz. Übertritt Ulrichs zum protestantischen Glauben, seine Läuterung, seine Rückkehr und sein Tod. — Herzog Christophs Jugend und Erziehung. Seine hervorragende Regierung. Die Reformation unter Johann Brenz und die neue landständische Verfassung.

Das Königreich Württemberg war vor Alters nur eine große Grafschaft. Der erste Graf von Württemberg, der von Kaiser Max 1495 den Herzogshut erhielt, war Eberhard I. im Bart, von der Linie Urach, die er beschloß, da er 1496 ohne Erben starb. Er verlegte 1483 die Residenz von Urach nach Stuttgart und war der Stifter der Universität Tübingen, 1477, wo Reuchlin bis 1521 als Professor der hebräischen und griechischen Sprache lehrte und Melanchthon unter ihm seine Studien machte. Jenem Eberhard I., dem letzten von der Linie Urach, folgte aus der Linie Stuttgart Eberhard II., sein Vetter, der wegen seiner Gewalttaten und Verschwendungen schon 1498 von den Landständen abgesetzt wurde, was die Bestätigung des Kaisers Max erhielt. Eberhard starb 1504 beim Kurfürsten Philipp von der Pfalz außer Landes auf der alten Burg Lindenfels im Odenwalde.

Auf Eberhard II. folgte Herzog Ulrich, der Sohn seines wahnsinnigen Bruders Heinrich von einer dritten, der Möm-

pelgarder Linie[1]). Er war roh und wild, wie ein Naturmensch, sich selbst und seinen jugendlichen Leidenschaften überlassen, ohne alle Erziehung aufgewachsen. Jetzt, sechzehnjährig, im Jahre 1503, übernahm er von den Ständen, die seither für ihn die Regierung geführt hatten, das Land, nachdem ihn Kaiser Max für volljährig erklärt hatte. Er half Herzog Albrecht IV. von Bayern, seinem nachherigen Schwiegervater, in dem Streit um das Landshuter Erbe[2]). Als er einstmals zu Maulbronn badete, verspotteten ihn seine Ritter und Reisige, daß er durch Übermaß im Essen und durch Trägheit so ungewöhnlich dick geworden sei. Geärgert beschloß er, durch körperliche Bewegung seine Unform zu verbessern, und ward nun ein wütender Jäger, über dessen starke Wildbahn das Landvolk bald schwere Klage erheben mußte. Obgleich er gern eine brandenburgische Prinzessin Elisabeth, die nachher Gemahlin des Markgrafen Ernst von Baden ward, geheiratet hätte, mußte er sich mit Sabina von Bayern, die die Schwestertochter des Kaisers Max war, vermählen; er war ihr schon mit zehn Jahren verlobt worden. Die Ehe ward im März 1511 zu Stuttgart vollzogen, und zwar in höchster Pracht. Die Kosten verschlangen fast die Jahreseinkünfte des Landes. Viele hunderte fürstliche und adeliger Gäste, Reichsstädte, Domstifter, Äbte und Prälaten waren erschienen. Unter den Männern, die im Namen des Herzogs die Gäste zu bewillkommnen und ihnen die Herbergen anzuweisen und sonst auf ihre Bedürfnisse Bedacht zu nehmen hatten, befand sich auch als württembergischer Rat der berühmte Reuchlin[3]), der angewiesen war, den

[1]) Mömpelgard, auch Mümpelgard (Montbéliard), am Zusammenfluß der Lisaine und des Allan, zwischen Besançon und Basel gelegen, war der Hauptort der Grafschaften Sundgau und Elsgau, die seit Ende des 14. Jahrhunderts dem Hause Württemberg, allerdings unter französischer Oberhoheit, gehörten. Über das weitere Schicksal Mömpelgards in der Geschichte Württembergs siehe unten. Im deutsch-französischen Kriege von 1870 bildete Montbéliard während der Kämpfe an der Lisaine einen wichtigen Stützpunkt der Werderschen Stellung.

[2]) S. Band I S. 7.

[3]) Berühmt insbesondere durch seinen Streit mit dem getauften Juden und Judenhasser Pfefferkorn. Er galt als der Führer der deutschen Humanisten.

Äbten, Domherren und Mönchen nach ihrem Range „die Plätze an den reichbesetzten Tischen anzuweisen, sie zu Hause unterzubringen, ihnen ihre Ruhestätten anzuweisen und über Tafel heitre Reden mit ihnen zu führen".

Diese mit ungeheuren Kosten vollzogene Vermählung schlug sehr unglücklich aus, da Sabina, eine nach alter Sitte in aller Zucht und Frömmigkeit aufgewachsene und für die damalige Zeit sehr wohl erzogene Frau, mit ihrer passiven, demutsvollen Unterwürfigkeit die wilden Leidenschaftsausbrüche des rohen Herzogs nicht abzuwehren verstand und ihm bald gar sehr überdrüssig ward. Sabina war vor Ulrich schon vorher gewarnt worden, die Schlangenklugheit mangelte ihr aber zu der Taubeneinfalt. Der wilde Herr mißhandelte bald seine Gemahlin; er selbst gesteht in einem an den Kaiser, der ihn deshalb zur Verantwortung zog, gerichteten Schreiben, daß er sie „dannocht nit zu hart" geschlagen habe. Man sagt, er habe sogar seinen großen Hund und Bärenbeißer auf sie gehetzt, sie mit Füßen getreten, ja sie sogar gezwungen, ihn auf allen Vieren, als wenn sie ein Pferd wäre, zu tragen, und ihr die Sporen gegeben. In einem nach ihrer Flucht aus Stuttgart am Christabend 1515 aus München erlassenen gedruckten Ausschreiben an die Landschaft sagt sie, daß ihr Gemahl „so grausamlich in viel Weg, die sie (die Herzogin) aus freundlicher Zucht diesmal uneröffnet lassen wolle, mit ihr gehandelt habe, daß zwischen Ehegemahlen und sonderlich fürstlichen Personen unerhört und wiewohl sie solche grausame ungeschickte Handlung langzeit mit bewegtem Gemüt schmerzlich erduldet, täglich Besserung und Bekehrung seines Gemüts gewärtig gewest, habe sie doch keine Leichterung noch Abwendung seiner ungeschickten Weise, sondern mehr Verbitterung und Erhassung gegen sich täglich empfunden, ihres Leibs, Ehren und Lebens, als sie scheinbarlich (augenscheinlich) gemerkt, unsicher gewesen, deshalb leider geursacht, sich ihres Gemahls und Fürstentums zu entäußern". Eine ganz offen zur

Schau getragene Untreue ihres Gemahls und ein falscher Verdacht auf eine vermeintliche gleiche Untreue von ihrer Seite zwangen die arme Fürstin, das Land zu räumen, da sie „bei Verlierung ihres Lebens, als sie mit wahrem Grund durch hochvertraute Personen, so ihres Gemahls hitzigen Fürnehmens wohl bewußt, seiner Ankunft nicht zu erwarten, gewarnet und berichtet worden".

Der Herzog war nämlich zu der schönen Ursula, Tochter des Erbmarschalls Kaspar Thumb, der Schloßhauptmann zu Stuttgart war, in Beziehungen getreten. Die Herzogin hatte „mit weinenden Augen und herzlichen Schmerzen" sich an die Räte ihres Gemahls gewandt. Um das Fräulein dem Herzog zu entziehen, war veranstaltet worden, daß der junge Hans von Hutten, einer aus der Familie des berühmten Ulrich von Hutten, sich mit ihr vermähle. Aber der Herzog hatte seine Liebeswerbungen dennoch fortgesetzt und brachte endlich Hutten auf die Seite. Er hatte Hutten allein mit auf die Jagd im Böblinger Walde genommen, dort niedergestochen, ihn mit dem Gürtel an einem Baum aufgehängt, und, um glauben zu machen, daß Hutten durch die Fehme gefallen sei, deren Freischöff er, der Herzog, war, die Zeichen derselben mit an den Baum gesteckt. Man hat Hutten im Verdacht eines Verhältnisses zur Herzogin gehabt, sie selbst erwehrte sich dieses Vorwurfs aber in dem oben angeführten Ausschreiben aufs stärkste. „Tragen wir", schreibt sie, „unsers Wesens und Handlung keine Scheu, mögen deshalb von Römischen Kaisers Majestät etc., allen Kurfürsten und Fürsten Verhör und alle Billigkeit leiden und gedulden, demnach ob einige erdichtete Verunglimpfung von unserm Gemahl oder jemanden von seinetwegen wider uns euch fürgetragen oder eingebildet wollte werden, dem wollet kein Gehör noch Glauben geben, denn wir uns von unsrer Kindheit bisher frumblich, ehrlich, unverletzt, unsrer Ehre und guten Leumunds, als eine geborne Fürstin wohl gebührt, gehalten haben."

Die Familie des Ermordeten, der berühmte Ulrich von Hutten an der Spitze, rief, sobald die Tat bekannt wurde, den ganzen Reichsadel und besonders den Kaiser zur Rache auf. Ulrich von Hutten ließ von seinem Schlosse Steckelberg in lateinischen Versen eine Klage auf Hans von Hutten und eine Schmähschrift gegen Herzog Ulrich drucken. Zugleich brach ein Bauerntumult aus, der Aufruhr „des armen Konrad". Der Herzog nämlich hatte die Münze verschlechtert und aus Finanzspekulation die Gewichte verringert. Man trug deshalb die von dem Herzog verkleinerten Gewichte feierlich in Prozession in die Rems, um durch Gottesurteil zu prüfen, ob sie falsch seien. Die Bauern meinten sehr klüglich: schwimmen sie oben, so hat der Herzog recht, sinken sie aber unter, die Bauern. Endlich mußten die Landstände zugreifen; Ulrich sah sich genötigt, ihnen in dem berühmten Tübinger Vertrage vom 8. Juli 1514 alle alten Freiheiten zu bestätigen. Insbesondere sollte der Herzog ohne Willen der Landschaft keine Fehde beginnen, auch keine Schulden machen, bei der Kanzlei taugliche Leute anstellen, die Münzen im Einverständnis mit der Landschaft regeln, die Frohndienste ordnen, in den Ämtern Ordnung schaffen. Indessen donnerte Ulrich von Hutten, des Ermordeten Vetter, furchtbar gegen den „unmenschlichen Tyrannen von Württemberg". Der gesamte württembergische Adel, der Lehen von dem Herzog trug, sagte sich von ihm los und wurde damals reichsunmittelbar.

Franz von Sickingen, Ulrichs von Hutten Freund, rüstete ein Heer. Die zu ihrem Bruder 1515 nach München geflohene Sabina sah ihren wilden Eheherrn nie wieder, obwohl sie ihn noch vierzehn Jahre überlebte. Kaiser Max erklärte 1516 den Herzog in die Reichsacht, weil er durchaus nur als Freischöff vor dem westfälischen Gericht, der Fehme, sich zu Recht stellen wollte. Schon stand Ulrich mit 10 000 Mann bei Göppingen, als durch den Kaiser die Acht zurückgenommen und durch seinen natürlichen Sohn und hochbetrauten Kanzler, den Kardinal

Mathäus Lang von Augsburg, der Blaubeuernsche Vertrag vermittelt wurde, 1517, kraft dessen Ulrich der Familie Hutten eine große Summe als Sühngeld zu zahlen und einem Landesregiment auf sechs Jahre die Regierung zu überlassen versprach. Dieses Landesregiment bestand nach kaiserlicher Vorschrift aus einem Landhofmeister, einem Kanzler, einem Vertreter der Prälaten, zweien des Adels, zweien der Städte, und dazu noch einem, den der Kaiser ernannte. Es hießen diese Personen: „Statthalter und Räte". Aber Ulrich hielt nicht Wort, er zahlte nicht und begab sich auch nicht der Regierung. Vielmehr beging er neue Grausamkeiten gegen seine Untertanen und neue Gewalttaten gegen seine Nachbarn. Er befahl unter anderm, allen Bauern, die sich bewaffnet in seinen Wäldern sehen ließen, die Augen auszustechen, weil er befürchtete, man stehe ihm nach dem Leben.

Als Kaiser Max 1519 starb, wurde Ulrich noch kecker. Er hatte mit Franz I. von Frankreich Verbindung angeknüpft und trotzte nun auf dessen Hilfe. Die Reutlinger erschlugen ihm seinen Burgvogt zu Achalm; er erhielt die Nachricht, als er eben nach vollendeter Totenfeier für den Kaiser in der Stiftskirche zu Stuttgart mit seinen Prälaten und Rittern zu Tisch saß. Er überfiel sofort die Reichsstadt und zwang sie, ihm zu huldigen. Wie allen Fürsten damaliger Zeit, waren ihm besonders die Städte ein Dorn im Auge. Er ließ sich verlauten, alle schwäbischen Städte sollten noch sein werden. Man bezichtigt ihn, eine freche Parodie des Vaterunsers verfaßt zu haben, die von seinen Söldnern abgesungen wurde, darin hieß es: „Vater unser, Reutling ist unser — der du bist in den Himmeln: Tübing und Eßling wolln wir auch bald gewinnen — geheiliget werde dein Name: Heilbronn und Weil wolln wir auch han — zukomme uns dein Reich: der Ulmer Bund (der schwäbische Bund, der nachher gegen ihn einschritt) ist uns keinem gleich — dein Will, der geschehe: die Münz hat gereit (bereits) ein ander Gepräge — gib uns unser täglich

Brot: Wir haben Geschütz für alle Not — vergib uns unsre Schuld: Wir haben des Königs von Frankreich Huld — als wir vergeben unsern Schuldigern: wir woll'n dem Bund das Maul recht zusperrn — laß' uns nicht geführt werden: wir woll'n bald Kaiser werden — in keine Versuchung, sondern erlös uns von allem Übel, Amen! So behalten wir des Kaisers Namen."

Der schwäbische Bund, dessen Mitglied Reutlingen war, erließ seine Fehdebriefe und zog nun gegen Herzog Ulrich zu Felde. Herzog Wilhelm von Bayern, Sabinens Bruder, führte als Feldhauptmann die Truppen. Württemberg ward ohne Mühe erobert. Als Karl V. zum Kaiser gewählt worden war, machte ihn der Bund auf die Umtriebe Herzog Ulrichs, der sich fortwährend bei Frankreich um Hilfe bewarb, aufmerksam und man vereinigte sich, daß Württemberg gegen Erstattung der Kriegskosten vom Bunde an Österreich abgetreten und zu dem großen habsburgischen Erbe geschlagen werden solle. Österreich erreichte damit einen Hauptzweck, den es schon lange im Auge gehabt hatte und auch später wiederholt verfolgte, die Lande Innerösterreichs mit denen Vorderösterreichs (Breisgau und Elsaß) in Verbindung zu setzen. Herzog Ulrich, von allen verlassen, mußte aus dem Lande nach der Schweiz flüchten und im Elend umherirren. Vierzehn Jahre, von 1520—1534, dauerte diese erste Besetzung Württembergs durch das Haus Österreich. Ulrichs, im Tübinger Schlosse von dem Bunde gefangenen, damals (1519) vierjährigen Sohn Christoph, überließ Karl V., als er im Jahre 1522 wieder nach Spanien ging, seinem Bruder, dem Erzherzog Ferdinand, der ihn als Geisel behielt. Er ward an seinem Hofe zu Innsbruck erzogen.

Am 25. Mai desselben Jahres 1522 zog Erzherzog Ferdinand feierlich in Stuttgart ein, mit großem Gepränge und aller Herzlichkeit, mit Te Deum, Blumen und Freudenfeuer begrüßt. Noch am 25. Mai bestätigte Ferdinand den Tübinger

Vertrag, am 26. war die Huldigung, am 27. Jagd, am 28. richtete die Landschaft Tanz und Traktament auf dem Rathause aus „und ist männiglich mit Herzogs Ulrich Brot und Wein reichlich gespeist und getränkt worden". Am 4. Juni verließ Ferdinand Stuttgart. Zum zweiten Besuch kam er am 9. Mai 1524 mit dem Kardinal Campeggi. Im folgenden Jahre, dem Jahre des Bauernkriegs, mißglückte ein Versuch Ulrichs, sein Land wieder zu erobern.

Dem Herzog war von allem seinem Besitztum nur die Grafschaft Mömpelgard jenseits des Rheins übrig geblieben. Von hier aus trat er, bereits von seinem getreuen Rudolf zum Bühl und dem Ritter von Cronberg für die Sache der Reformation gewonnen, mit den Schweizern in Verbindung, besonders mit dem milden Oecolampadius in Basel. Der Übertritt zum Protestantismus verschaffte ihm endlich nach vierzehn Jahren 1534 sein Land zurück. Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen, zu Bar le Duc des Schutzes von König Franz von Frankreich versichert, führte im Mai 1534 nach dem Siege bei Lauffen am Neckar den Herzog Ulrich in seine Residenz Stuttgart zurück. Die Württemberger nahmen ihn gern auf, Ulrich war durch das Unglück geläutert, er war mit Leib und Seele der Sache der Reformation ergeben, das Volk in Württemberg wünschte dieselbe sehnlich eingeführt zu sehen. Die Landstände hatten schon 1525 noch unter der österreichischen Herrschaft dem Herzog Ferdinand eine Bittschrift wegen der Kirchenverbesserung überreicht. Auch der bei Erzherzog Ferdinand als Geisel erzogene Sohn Ulrichs, Christoph, hatte sich gerettet. Christoph sollte wahrscheinlich in ein Kloster nach Spanien abgeführt werden, damit Württemberg bei Österreich desto sicherer verbleibe. Der junge Prinz entfloh aber auf der Reise, die über Italien gehen sollte, in den Tiroler Bergen mit Hilfe seines Lehrers, des Magisters Michael Tiffernus. Dieser ließ den Pferden die Hufeisen verkehrt anlegen. Als das Pferd des Prinzen stürzte, gab er ihm das seinige und versteckte sich

selbst in einem Sumpfe. Christoph rettete sich glücklich nach München zu seiner Mutter, die sich noch bei ihrem Bruder aufhielt. Karl V. und Ferdinand, die es dazumal noch nicht zum Bruche mit den Protestanten kommen lassen wollten, weil der Zug nach Tunis bevorstand, der die Macht der Türken brechen sollte, schlossen darauf mit Ulrich den Vertrag von Cadan 1534, kraft dessen Württemberg ihm bleiben sollte, aber nicht mehr als Reichslehen, sondern als Lehen von Österreich. In dieser Lehensabhängigkeit von Österreich verharrte Württemberg fünfundsechzig Jahre lang bis zum Prager Vertrag von 1599.

Von 1534 an, da Herzog Ulrich, der ehemals so wilde, nun gezähmte Herr, durch die Macht seines protestantischen Bundesgenossen Philipps von Hessen wieder in sein Land eingeführt wurde, hat er die Reformation, zu der er sich schon in Mömpelgard im Exile bekannt hatte, auch in Württemberg mit großem Eifer gefördert. Ein großer Theologe arbeitete gleichzeitig mit ihm an diesem Werke, Johann Brentius (Brenz) aus der Reichsstadt Weil in Schwaben, seit 1522 Prediger zu Hall, einer andern Reichsstadt in Schwaben, wo er die Reformation bereits eingeführt hatte.[1]) Er überlebte den wilden Ulrich. Seine eigentliche Wirksamkeit für Württemberg fällt erst in die Zeit seines Nachfolgers, des Herzogs Christoph.

Als der Schmalkaldische Krieg 1546 ausbrach, stellte auch Herzog Ulrich Truppen zu dem Bundesheere, mußte sich aber am 16. Dezember von Stuttgart vor dem anrückenden Kaiser Karl V. auf das Schloß Hohentwiel flüchten und sich am 8. Januar 1547 zu Heilbronn durch drei Abgeordnete und am 4. März zu Ulm persönlich unterwerfen. Weil er so stark vom Podagra geplagt und vor Alter so ganz hinfällig war, daß ihn vier Männer auf einem Stuhle zum Kaiser tragen mußten,

[1]) Luther schätzte Brentius Schriften, meistens Auslegungen der heiligen Schrift, so hoch, daß er bescheiden meinte, die seinigen widerten ihn dagegen an. Er sagte oft: auf Brentius ruhe der sanfte, stille Geist Eliä, während der seinige im Sturme und Wetter daherfahre.

erließ ihm dieser die knieende Abbitte, aber alle seine Räte mußten knien. Ulrich hatte drei Tonnen Goldes Geldbuße zu zahlen, die drei Festungen Hohenasperg, Schorndorf und Kirchheim, in die spanische Besetzung gelegt wurde, und das Geschütz auszuliefern, ja sogar zu versprechen, mit dem Kaiser gemeinschaftlich die Acht an seinen seitherigen Bundesgenossen, Johann Friedrich dem Großmütigen von Sachsen und Philipp dem Großmütigen von Hessen, der ihm einst sein Land zurückerobert hatte, zu vollstrecken. Das Augsburger Interim mußte angenommen werden. Damals wurde Brentius von dem Herzog auf seine Schlösser, wie Luther einst auf die Wartburg gerettet, weil ihm die Spanier, vor allem der Kanzler Granvella, nachstellten.

Herzog Ulrich starb zu Tübingen, dreiundsechzig Jahre alt, 1550, als ein so eifriger Freund der Reformation, daß sogar auf den Ärmeln der Hoflivree die Worte mit den Anfangsbuchstaben standen: „Gottes Wort bleibt ewig". Aber während der alte Herr alle Tage sein Stück in der Bibel las und seine Predigt hörte, mußten doch die Edikte gegen das Zutrinken und Gotteslästern noch immer erneuert werden.

Herzog Ulrichs Nachfolger war sein Sohn Christoph. Dieser war geboren 1515 zu Urach, kam, fünfunddreißig Jahre alt, zur Regierung und regierte von 1550—1568. Seine Jugend war eine Kette von Widerwärtigkeiten gewesen: grausam wie die Mutter, war auch er von seinem Vater behandelt worden. Kaum vier Jahre alt, als dieser aus dem Lande vertrieben wurde, kam er an den Hof König Ferdinands zu Innsbruck, später in das Kanzleigefolge Kaiser Karls V. Als vierzehnjähriger Jüngling sah er die Krönung des Kaisers zu Bologna 1529 und 1530 den Reichstag zu Augsburg. 1532 entfloh er, als er, wie erwähnt, eben auf der Reise über Italien nach Spanien geführt werden sollte, zu seiner Mutter nach München. Als sein Vater 1534 in sein Herzogtum wieder eingesetzt wurde, traten neue Schwierigkeiten ein. Der argwöh-

nische, mürrische Vater ließ ihn nicht um sich in Stuttgart. Er mußte acht Jahre lang in französische Dienste treten. Hier machte er den dritten Krieg mit, den Franz I. mit Karl V. 1536—38 in Italien führte, und wurde im zweiundzwanzigsten Jahre Obrist. Er war bei der Zusammenkunft von Karl und Franz mit Papst Paul III. zu Aigues mortes und bei dem Abschluß des Waffenstillstandes zu Nizza zugegen. Sein Leben an dem verderbten französischen Hofe, inmitten einer Schar von Großen, die dem Ausländer wegen seiner Tapferkeit neidisch gesinnt und aufsässig waren, war recht traurig. Kaum sicherte er sich gegen die Meuchelmörder. Die Unterstützung, die ihm sein Vater versprochen, blieb aus. Er war genötigt, Schulden zu machen. Endlich vermittelte Landgraf Philipp von Hessen, daß Herzog Christoph an den Hof seines Vaters nach Stuttgart zurückkehren durfte. 1544 verheiratete ihn der Vater mit Anna Maria von Ansbach. Christoph lebte seitdem in Mömpelgard bis zum Tode seines Vaters.

Die große Schule des Unglücks, die Christoph bis ins Mannesalter hatte durchmachen müssen, hatte seinem Chrakter eine seltene Reife und Bildung gegeben. Die schweren äußeren Prüfungen hatten seinen inneren Menschen geadelt. Er bewahrte in seiner achtzehnjährigen Regierung die erhabenste Besonnenheit und Ruhe, während der religiöse Eifer damals selbst die bedächtigsten Fürsten, wie Johann Friedrich den Großmütigen von Sachsen, obschon er von Natur phlegmatisch war, zu Gewaltschritten hinriß. Herzog Christoph von Württemberg übernahm die Regierung mit den unglücklichen Folgen, die der Schmalkaldische Krieg auch für Württemberg gebracht hatte. Noch standen die spanischen Truppen in den Festungen des Landes. Das Interim war durch sie in Vollzug gesetzt worden und die Messe ward wieder in Württemberg gelesen.

Herzog Christoph war lange, nachdem schon sein Vater zum protestantischen Glauben übergetreten war, noch in der Ge-

meinschaft der alten Kirche geblieben. Im Umgang mit den gewichtigsten Männern beider Parteien hatte er sich einen reichen Schatz von Erfahrungen gesammelt. Während er das Ungereimte vieler damaligen Lehren des Papsttums und das politisch Schädliche der Hierarchie sehr wohl erkannte, zögerte er doch, einen öffentlichen Schritt zu tun. Er hielt jene mittlere Stellung inne, die ihn nicht in offene Feindschaft mit dem Kaiser stürzte, aber auch frei von allem hielt, was seinem Gefühl und seiner Überzeugung sich als unhaltbar aufdrängte. Während sich in Aigues mortes die größten Monarchen vor dem heiligen Vater niederwarfen und ihm die Füße küßten, war er hierzu weder durch Drohungen, noch durch Versprechungen zu bewegen gewesen. Er entschied sich zu jener Position, die nachher auch Kaiser Maximilian II., der Sohn Ferdinands I., behauptete. Maximilian war sein vertrautester Freund. Beide Fürsten korrespondierten miteinander und teilten sich alles das mit, was zu ihrer beiderseitigen Aufklärung dienen konnte. Beide waren die redlichsten und aufgeklärtesten Männer ihrer Zeit, denen die Wahrheit als einziges und höchstes Ziel galt. In aller Stille schickte Christoph dem Prinzen Maximilian den berühmten Bischof von Capo d'Istria, Peter Paul Vergerius, zu, der die Protestanten zu widerlegen sich vorgenommen hatte, über der Lesung der Schriften Luthers aber Proselyt geworden und 1553 nach Tübingen gekommen war. Dagegen schrieb Maximilian seinem innigen, lieben, trauten Gevatter, „was für eine ehrbare, zu deutsch teuflische Werbung das ehrbare Herz der Papst am Hofe seines Vaters Ferdinand treibe".

In die ersten Jahre der Regierung Herzog Christophs fiel der Zug Kurfürst Moritzens von Sachsen nach der Ehrenberger Klause gegen Kaiser Karl V. 1552. Christoph nahm keinen Teil an diesem Kriege. Aber nachdem der Vertrag zu Passau am 6. August 1552 zustande gekommen war und am 6. Oktober 1553 die letzten Spanier den Hohenasperg verlassen hatten, führte er sofort die neue Reformation in Württemberg ein.

Die Reformation ist die eine Hauptschöpfung Herzog Christophs, und sie zeichnet sich vor allen anderen Reformationen der deutschen Landeskirchen aus. Die württembergische Reformation wurde durch die seltene Uneigennützigkeit Herzog Christophs die einzige in Deutschland, bei welcher das alte katholische Kirchen- und Klostergut nicht säkularisiert, sondern nur reformiert, nicht zersplittert, sondern in unzertrenntem Zusammenhalte zum Nutzen der neuen protestantischen Kirchen und Schulen ganz und ungeteilt verwendet wurde. Dadurch hat sich die protestantische Kirche in Württemberg, „dem theologischen Augapfel Gottes", in einer Blüte und Unabhängigkeit erhalten, die ihr in anderen deutschen Staaten, wo die Fürsten und der Adel sich die geistlichen Güter anmaßten, nicht gewährleistet werden konnte. Die Hauptstiftungen Christophs sind die Klosterschulen und das berühmte Tübinger Seminar, jene als Vorbereitungsanstalten, dieses als Hauptinstitut einer regelmäßigen theologischen Bildung für ein- bis zweihundert Studiosen. Vierzehn der alten württembergischen Mannesklöster wurden mit evangelischen Prälaten besetzt. Sie behielten ihr gesamtes Eigentum und ihre alte Verfassung. Von den übrigen Klöstern flossen die jährlichen Einkünfte von 400 000 Gulden in eine gemeinschaftliche Kasse, den sogenannten Kirchenkasten, und wurden zur Unterhaltung der Kirchen und Schulen verwendet. Der etwaige Überschuß sollte für die Notfälle des Landes vorbehalten bleiben. Alle Pfarrkirchen im gesamten Herzogtum behielten noch außerdem die Stiftungen, die bei der Reformation vorhanden waren, die sogenannten Heiligenpflegen, zur Versorgung ihrer Armen.

Bei dieser großen Kirchenreformation bediente sich Herzog Christoph durchweg des Beirats des weisesten und aufgeklärtesten aller württembergischen Reformatoren, des großen Johann Brenz, den Spittler[1]) mit Recht „eine schöne Mischung

---

[1]) Ludwig Timotheus Spittler, geb. 1752 zu Stuttgart, gest. 1810 daselbst, Kirchenrechtslehrer und Geschichtsschreiber, gegen Ende seines Lebens

von Melanchthon und Luther" nennt. Er rief ihn sogleich nach seinem Regierungsantritte zu sich, schickte ihn nach Trient zum Konzil, machte ihn sodann zum Propst zu Stuttgart und zum Oberaufseher über die Universität Tübingen und die gesamte Geistlichkeit seines Landes. Er bediente sich fast allein seines Rats bei der Reformation der Klöster, und ließ ihn die neue Kirchen- und Universitätsordnung machen. Er fragte ihn sogar auch in politischen Fällen. Brenz hat seine Stellung trotz aller Vertrautheit mit seinem Herrn niemals mißbraucht. Mit edlem Stolze hielt er sich von der unwürdigen Einmischung so vieler damaligen protestantischen Theologen in weltliche Geschäfte frei und erniedrigte sich noch weniger zu einem bloßen Hoftheologen. Ohne jemals in die rauhe, derbe und heftige Polemik Luthers zu fallen, wußte er seine Selbständigkeit mit größerer Würde und gediegenerer Festigkeit zu behaupten als Melanchthon. Er überlebte seinen Herzog um zwei Jahre und starb 1570 zu Stuttgart.

Herzog Christophs zweite Hauptschöpfung war die revidierte Verfassung, die er im Einverständnis mit den Ständen dem Lande gab. Auch diese württembergische Landstandsverfassung hat in der Folge ihre Tüchtigkeit bewährt und ist, während in so vielen andern deutschen Staaten die Landstände ganz eingingen oder nur noch vegetierten, von verhältnismäßig kräftiger Wirksamkeit geblieben. Wegen Ulrichs Tyrannei hatte der württembergische Adel sich von ihm losgesagt und sich seitdem als reichsunmittelbar behauptet. Kaiser Ferdinand I. bestätigte als Afterlehnsherr dem gesamten schwäbischen Adel diese Reichsunmittelbarkeit im Jahre 1559. Daher ist es gekommen, daß in Württemberg die Landstände rein bürgerlich zusammengesetzt wurden. Die Landtage wurden nur beschickt von vierzehn Prälaten, den Äbten der vierzehn Klöster, die

baronisiert, Minister, Präsident der Oberstudiendirektion und Kurator der Universität Tübingen. U. a. schrieb er eine „Geschichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge".

im Lande blieben und als welche nur studierte Bürgerliche ernannt wurden, und von den Deputierten der kleinen Städte des Landes. Große Städte hatte Altwürttemberg nicht. Diese bürgerlichen Landstände erhielten das Recht der Steuerbewilligung und Steuerverweigerung und die Kontrolle über die Integrität des Staatsguts, auch verwalteten sie das Kirchenvermögen. Durch einen Ausschuß von zwei Prälaten und sechs Städtedeputierten erhielten sie sich permanent.

Um die Unsicherheit und das Schwanken zwischen dem alten deutschen und dem neueingedrungenen römischen Rechte zu beenden, erließ Herzog Christoph 1555 das neue württembergische Landrecht.

Staat und Hof waren noch ganz einfach eingerichtet. Mit einem Landhofmeister, Kanzler und einigen Räten und „gemeiner Landschaft" regierte der Herzog den ganzen Staat. Der Hofstaat war klein; es findet sich ein Hofmarschall, ein Haushofmeister, ein Stall- und ein Jägermeister. 1553 legte Christoph den Grundstein zu dem alten Schlosse in Stuttgart und 1559 einen Pomeranzengarten im Tier- oder Lustgarten an, wozu er Pomeranzen-, Zitronen-, Limonen-, Oliven- und Lorbeerbäume aus Italien kommen ließ. Ebenso erbaute er 1566 „um den armen Untertanen einigen Verdienst zu verschaffen" — es war ein Teuerungsjahr — eine neue Kanzlei.

Herzog Christoph starb 1568 und hinterließ außer seinem Nachfolger nur noch acht Töchter, von denen Sabine an den weisen Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen-Cassel und die anderen in die Häuser Darmstadt, Pfalz-Simmern, Sulzbach und Veldenz, Sachsen-Altenburg, Anhalt und Liegnitz verheiratet wurden. Der älteste Sohn, der Erbprinz, war, mit dreiundzwanzig Jahren, acht Monate vor dem Vater gestorben. Die Herzogin-Wittwe Anna Maria von Ansbach, fünfundvierzig Jahre alt, verliebte sich noch in den Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, der gerade die Hälfte ihres Alters hatte,

und ward, da diese alte Liebe nicht erwidert wurde, aus Desperation geisteskrank. Ihre Tochter heiratete nachher den Geliebten ihrer Mutter, und Anna Maria starb nach achtzehnjähriger Einschließung 1589, fünf Tage vor der Hochzeit ihrer Tochter.

An der Spitze des Hofstaats standen Alwick Graf zu Sulz, Albrecht Arbogast Freiherr von Höven und Schenk Heinrich von Limpurg. Das Geschlecht der Grafen zu Sulz hat seinen Namen von der schwäbischen Stadt Sulz am Neckar. Durch eine Erbtochter der Grafen Hasburg-Lauffenburg besaß es die schwäbische Landgrafschaft Klettgau und durch eine Erbtochter der Barone von Brandis die Herrschaften Baduz, Schellenberg und Blumenegg, von denen die beiden ersten später durch Kauf an die Fürsten Liechtenstein fielen. Das Geschlecht erlosch im Jahre 1687; durch eine Erbtochter kamen die Güter an die Fürsten Schwarzenberg. Die Höven starben schon 1560 aus; ihre Güter kamen an die Fürsten Fürstenberg. Die Schenk von Limpurg waren ein berühmtes fränkisches Geschlecht. Seine Mitglieder waren Semperfreie und des Reiches Erbschenken. Es starb 1713 aus, die Güter wurden unter so zahlreiche Erben verteilt, daß sie völlig zersplitterten. So erhielt einer der Erben $^{1}/_{96}$ des Städtchens Gaildorf am Kocher. Die schlesischen Grafen Pückler und die niederländischen Grafen Rechteren nahmen den Namen der Schenk von Limpurg an.

Erwähnenswert ist noch der Hofmarschall Wilhelm von Massenbach, aus einem alten, wahrscheinlich von den Gemmingen, mit denen es gleiches Wappen führt, stammenden Geschlecht. Ein Abkomme war jener preußische Oberst Christian von Massenbach, der in seinen Memoiren die Zustände unter Friedrich Wilhelm II. und III. behandelte, und der wegen Versuchs des Landesverrats mit langjähriger Festungshaft bestraft, später begnadigt wurde und 1827 auf seinem Landgut Bialokosz im Posenschen gestorben ist.

Die genannten Würdenträger waren „Vierrösser", denen der Herzog vier Pferde am Hof hielt, und die als Besoldung Futter und Mehl, Beschlaggeld und zwei Hofkleider im Jahre empfingen, während die „Zweirösser" und „Einrösser" Anspruch auf je zwei Pferde oder auf nur ein Pferd und das entsprechende Geld- und Kleiderdeputat hatten.



Zweiter Abschnitt.

Ludwig
1568—1593.

Eines tüchtigen Vaters ungleicher Sohn. Des frommen Herzogs Trink- und Jagdleidenschaft. Das Lusthaus im Hofgarten. Die Familien Bidembach und Osiander und der Beginn des württembergischen Theologenregiments. Die Humanisten Crusius und Frischlin. Kepler und die schwäbische Intoleranz.

Herzog Christoph, dem ausgezeichnetsten aller württembergischen Herren, folgte sein Sohn Herzog Ludwig 1568—1593, erst vierzehn Jahre alt und bis zum vierundzwanzigsten Jahre unter Vormundschaft.

Ludwig war seinem Vater sehr ungleich. Die Mutter hatte ihn verzogen und er zeigte gemeine Sitten. Jagen und Sichbetrinken waren seine Hauptpassionen. Aber er war gutmütig und überließ sich ganz dem Hofprediger und den übrigen Theologen, die seit Ludwig die Herrschaft in Württemberg ausübten. Dr. Lucas Osiander erklärte dem jungen Prinzen alle Morgen ein Kapitel aus der Bibel oder ein Stück der Augsburgischen Konfession. Sein Leichenredner Dr. Jakob Heerbrand rühmte es ihm im Tode noch nach, daß der gottselige Herr die Bibel mehreremals durchgelesen und Anmerkungen beigeschrieben, auch die polemischen Schriften, die unter seiner Regierung erschienen, eigenhändig durchgesehen und durchgebessert habe. Sie, die Theologen, stifteten ihm den Beinamen „des Frommen"; denn er wachte über Erhaltung und Ausbreitung der reinen Lehre mit größtem Eifer und unterschrieb die strengste lutherische Orthodoxie 1580 in der sächsi-

schen Konkordienformel. Das von den Theologen gegängelte Volk schätzte die fromme Gutmütigkeit Herzog Ludwigs so hoch, daß es von ihm sagte, sein Herr könne Gottes Stelle vertreten, wenn Gott je abhanden kommen sollte. Sonst weiß man nur noch etwa, daß der fromme Herr ein besonderer Liebhaber der Genealogie war: ein sehr tüchtiger Historiker und Genealoge Dr. Oswald Gabelkhover war seit 1580 sein Leibarzt. Er starb 1616 und hinterließ eine Menge Handschriften.

Der fromme, gutmütige Herr war fast alle Tage betrunken. Jedesmal tat er dann zwar Buße, aber er trank doch immer wieder. Keine größere Freude gab es für den fürstlichen Bacchus, als wenn er Personen, die an seinem Hofe erschienen, betrunken machen konnte, wie er denn einstmals die Deputierten der Stadt Reutlingen zu einer Schweinehatz einlud, sie sich toll und voll trinken und dann in einer Kutsche nebst einem hinten aufgepackten wilden Schwein wieder nach Hause bringen ließ. Sein Kanzler und Faktotum Melchior Jäger von Gärtringen warnte ihn treulich, daß er sich mäßigen möge. Jäger schrieb ihm einmal, drei Jahre vor seinem frühzeitigen Tode, am 13. August 1590: „Nachdem ich . . . abnehmen können, wann Ew. Fürstliche Gnaden fröhlich und mit dem Trunk anhalten, daß bei solcher Gelegenheit Anbringen und Begehren geschehen, die E. F. G. sonsten auf gehabten Bedacht bei sich selbsten oder auf Dero getreuen Räth erholtes Gutachten gewißlich nicht bald bewilligen würden, so bitte ich E. F. G. in höchster Untertänigkeit um Gottes und des jüngsten Gerichts willen, die wollen mir diese meine (wie Gott weiß) von Grund meines Herzens wohlgemeinte Erinnerung zu Gnaden und im Besten aufnehmen und sich des vielfältigen Trunks etwas mehr mäßigen, so hab ich die unzweifenliche Hoffnung, der allmächtige Gott würde E. F. G. und dero Gemahlin, als die beide durch Gottes Gnad gesunde Constitutiones Corporis haben und jetzt in flore aetatis seyen, mit den hocherwünschten Leibeserben segnen."

Herzog Ludwig liebte es auch, aus der Predigt sich in die Komödien zu begeben, die zwar unter dem Namen „geistliche“ Komödien eingeführt waren, aber die rohesten Schwänke und Possenspiele waren. Eine dieser Aufführungen hatte einen tragischen Ausgang. 1571 am Tage nach Ostern ward zu Stuttgart auf öffentlichem Markte dargestellt: „Das jüngste Gericht“. Das Theater brach ein, das Höllenfeuer griff um sich, nicht bloß die Teufel schrien und flohen, sondern auch der Weltenrichter auf seinem Throne wimmerte um Hilfe, schwebte in größter Gefahr und konnte sich nur mit genauer Not retten.

Sobald er die Regierung angetreten hatte, baute Herzog Ludwig in den Jahren 1580—1593 ein prächtiges Lusthaus im Hofgarten mit drei Tonnen Goldes Kosten, das in und außerhalb Deutschlands hochberühmt ward. Es war ein zweistöckiges, viereckiges Gebäude, 275 Fuß lang und 120' breit; unten führte ein bedeckter korinthischer Säulengang von Marmor. Der Baumeister war Georg Beer. Es wurde später im Jahre 1750, unter Herzog Karl, zu den prachtvollen Aufführungen der italienischen Opern von Jomelli verwendet. Bei seinem Tode hinterließ Ludwig 600 000 Gulden Schulden.

Herzog Ludwig war zweimal vermählt, zuerst seit 1575 mit einer baden-durlachischen und sodann, seit 1585, mit einer pfalz-veldenzischen Prinzessin, aber in beiden Ehen erzeugte er, beherrscht von der alles dominierenden Trunksucht, weder einen Sohn, noch eine Tochter. Sein Wahlspruch war: „Nach Gottes Willen.“

Unter seiner Regierung gründeten die Theologen ihre Herrschaft im Lande, die sich bis in die Zeiten nach dem dreißigjährigen Kriege erhielt. Die Geistlichkeit war ungemein zahlreich in Württemberg. Außer den landtagsberechtigten vierzehn Prälaten und Äbten, wovon vier Generalsuperintendanten waren, hatte man noch im achtzehnten Jahrhundert neununddreißig Speziale oder Superintendenten und über sechshundert Stadt- und Dorfprediger auf zweiundsiebzig Städtchen und Ämtern und auf zwölfhundert Dörfern. Als

Haupttheologe wirkte nach des edeln Brenz Tode 1570 Jakob Andreä, der Hauptverfasser der sächsischen Konkordienformel, schon seit 1546 als Diakonus zu Stuttgart in Diensten Herzog Christophs, seit 1562 Propst und Kanzler zu Tübingen. Andreä war ein hochgelehrter Mann und von der feurigsten Beredsamkeit. Mit einer gewissen rohen Lustigkeit seiner Sitten verband sich ein ungestümer Glaubenseifer. Er war rechthaberisch und rücksichtslos, hielt unentwegt sein Ziel im Auge und korrespondierte, disputierte und reiste Jahre lang unermüdlich, um das Konkordienwerk zustande zu bringen. Die protestantischen Fürsten und Kurfürsten nahmen ihn wie einen gesegneten Mann auf, Kurfürst August von Sachsen erbat sich ihn von dem „frommen" Herzog Ludwig wie einen Apostel des Friedens und selbst der katholische Kaiser Maximilian II. empfing ihn 1570 in seiner Hofburg zu Prag in einer Privataudienz. Andreä war der allgemeine Schlichter der Streitigkeiten, der allgemeine Vermittler bei den Kolloquien, der begehrteste Visitator und Reformator ganzer Reichsstädte, Grafschaften und Herzogtümer. Schon 1561 besuchte er das Kolloquium zu Poissy, bei dem nur der Abendmahlsartikel einer Vereinigung der französischen Kirche der Hugenotten mit der der deutschen Protestanten im Wege stand. 1562 kolloquierte Andreä mit den Flacianern[1]) über die Erbsünde zu Weimar, 1564 zu Maulbronn mit den Pfälzer Calvinisten, 1568 visitierte er die Kirchen in Braunschweig, ging dann des Konkordienwerks halber nach Sachsen, in die Hansestädte, nach Dänemark und reiste von Hof zu Hofe. 1580 konnte die lange vorbereitete Konkordienformel endlich erscheinen. 1586 hielt er wieder ein Kolloquium zu Mömpelgard mit Beza. Er starb 1590 zu Tübingen, zweiundsechzig Jahre alt.

---

[1]) So benannt nach ihrem Führer Mathias Flacius (Blacich), geb. 1520 zu Albona in Illyrien, gest. 1575 zu Frankfurt a. M. Er vertrat rücksichtslos eine streng lutherische Richtung. Seine These, die Erbsünde gehöre zur Substanz des Menschen, die er bei dem Kolloquium in Weimar vertrat, veranlaßte alsbald seine Amtsentsetzung.

Durch die Familien der beiden großen Theologen Jakob Andreä und seines Vorgängers Johann Brenz bildete sich eine förmliche theologische Dynastie aus. Die eine dieser Familien war die der Bidembachs, die mit Brenz, die andere die der Osiander, die mit Andreä verwandt war. Einer der drei Bidembachischen Brüder, die das Glück ihrer Familie begründeten, war ein Tochtermann des alten Brenz, und der erste Osiander der in Württemberg sein Glück machte, Lukas Osiander, ein Sohn des berühmten Königsberger Theologen Andreas, war der Schwestermann der Frau Andreäs. Wie Andreä achtundzwanzig Jahre lang Kanzler der theologischen Fakultät in Tübingen war, war Lukas Osiander die ganze Zeit der Regierung Herzog Ludwigs hindurch Hofprediger und Konsistorialrat. Seit dieser Zeit teilten die Familien der Bidembachs und der Osiander fast ein ganzes Jahrhundert lang die Regierung der württembergischen Kirche unter sich. Die Bidembachs herrschten im Konsistorium zu Stuttgart, die Osiander in der theologischen Fakultät zu Tübingen.

Schon der Stammvater der Familie Osiander, der Königsberger Professor Andreas, der zuerst nach der Sitte der Zeit seinen ursprünglichen Namen Hosman in den Osiander umschuf, war einer der hartnäckigsten, stolzesten und trotzigsten Polemiker gewesen. Dem Stammvater schlug die ganze Familie nach, sie hat sich als eine der streitbarsten Familien in den Kriegen des Herrn erwiesen. Andreas Sohn Lukas machte in Württemberg sein Glück. Herzog Christoph stellte ihn als Konsistorialrat und Hofprediger 1567 an und er erhielt sich bis zum Nachfolger Herzog Ludwigs, Friedrich. Dieser endlich setzte den alten, aber noch im Alter nicht bloß mit der Feder, sondern auch in den Amtsverhältnissen unbequemen, heftig aufbrausenden Herrn 1598 ab; er starb bald darauf 1604. Er hinterließ vier Söhne, die ebenso streitbare Glaubenshelden wurden, wie der Vater. Zwei derselben — all vier erlangten die ersten geistlichen Stellen — übertrafen in ihrer Streitbar-

keit noch den Vater, beide waren Kanzler zu Tübingen, Andreas von 1605 bis 1617, Lukas von 1620 bis 1638. Lukas Osiander, der Jüngere, wurde besonders als erbitterter Gegner des edeln, stillen und sanften Johann Arndt berüchtigt. Gehässig und voller Leidenschaft erhob er ein wildes Ketzergeschrei gegen diesen größten Theologen der lutherischen Kirche im 17. Jahrhundert.

Ein Brudersenkel dieses jüngeren Lukas, Johann Adam, der von 1680 bis 1696 Kanzler war, beschloß die Reihe der berühmten Osiander in der Tübinger theologischen Fakultät.

Von allen Osiandern aber ist Johann, der Sohn des letzten Tübinger Kanzlers Johann Adam, der berühmteste geworden. Er starb als württembergischer Staatsminister 1724. Er fing seine Laufbahn mit dem Studium der Theologie an; reiste 1682 als Hofmeister eines Barons von Horn durch die Schweiz, Frankreich und Holland und ward 1686 außerordentlicher Professor der griechischen Sprache in Tübingen. Nach dem Einbruch der Franzosen in Württemberg 1688 übernahm er zu seinem gelehrten Posten ein ganz neues und eigenartiges Amt. Er wurde nämlich 1690 Oberkriegskommissarius und bei dem neuen französischen Einfall 1693 sogar Gouverneur von Stadt und Schloß Tübingen, das er durch seine martialische Festigkeit wirklich gegen den Feind zu behaupten wußte. Zur Belohnung für seine Tapferkeit ward der Professor der griechischen Sprache 1697 Prälat-Abt zu Königsbrunn und bald darauf auch Mitglied des landständischen Ausschusses. Als Karl XII. mit dem tapfern württembergischen Prinzen, seinem Liebling Max Emanuel, einem Bruder Herzog Karl Alexanders, bei dem Prälaten einsprach, wollte er ihn zum Obersten eines Regiments machen, mußte sich aber begnügen, ihn zum schwedischen Kirchenrat zu befördern. Kursächsischer Konsistorialrat war er bereits seit 1703. 1708 wurde Johann Osiander Direktor des Konsistoriums und endlich 1713 wirklicher geheimer Rat. Er erhielt sich durch die ganze schlimme Zeit des Re-

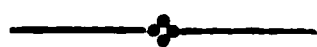
giments des Fräuleins von Grävenitz, der Mätresse Herzog Eberhard Ludwigs, die ihren Sitz im geheimen Rate wie ein Minister hatte, bis zu seinem Tode. Nur er allein im ganzen Lande verstand es, ihr zu imponieren.

Was die Osiander und Andreä unter Herzog Ludwig als Theologen in Württemberg waren, waren Martin Crusius und Nikodemus Frischlin als Humanisten. Martin Crusius war der Verfasser der bekannten „Annalen Schwabens". Crusius las in Tübingen über Homer und hatte dabei einen so starken Zulauf, daß das Auditorium erweitert werden mußte. Der Kanzler Jakob Andreä und sein späterer Nachfolger im Kanzleramt Jakob Heerbrand, bedienten sich seiner bei der merkwürdigen Korrespondenz, die damals mit dem Patriarchen von Konstantinopel eröffnet wurde, um die griechische Kirche gegen den Papst auf die Seite der Protestanten zu ziehen. Crusius übersandte damals dem Patriarchen die ins Griechische übersetzte Augsburgische Konfession. Sein Hauptwidersacher auf der Universität Tübingen war der geistreiche Nikodemus Frischlin. Dieser spottete nicht nur über den emsigen Crusius, sondern griff auch in einem Gedicht auf das Landleben, worin er mit Zyklopen und Polyphemen, Zentauren und Lapithen um sich warf, den Hochmut, die Härte und die Roheit des Adels an. Der Adel verfolgte ihn deshalb bitter; 1586 ward Frischlin aus dem Lande verwiesen. Wegen unehrerbietiger Schreiben an den Herzog Ludwig ließ ihn dieser 1590 auf das Bergschloß Hohenurach in der schwäbischen Alb gefangen setzen. Frischlin wollte von hier noch in demselben Jahre sich bei Nacht durch die Flucht retten, zerschmetterte sich aber, weil der Strick riß, an einem Felsen Haupt und Gebeine.

Ein noch berühmterer Mann als diese Theologen und Humanisten wurde unter der Regierung Herzog Ludwigs 1571 in Weilderstadt geboren; der große Astronom Johann Kepler. Er erhielt im Stifte zu Tübingen seine Bildung. Von der intoleranten Geistlichkeit Württembergs zurückgeschreckt, wandte

er sich nach Steiermark, wo er zu Graz 1593 als Professor angestellt ward. Von da ging er 1600 an den Hof Kaiser Rudolfs II. als Hofmathematikus nach Prag und nach dessen Tode 1612 nach Linz. Als Kepler hier von der Geistlichkeit genötigt werden sollte, einen Artikel des Konkordienbuchs von der Ubiquität Christi zu unterschreiben, weigerte er sich dessen unbedingt. Er wandte sich, als die Geistlichen ihn darauf ohne weiteres aus der Gemeinschaft der Kirche stießen, an das Konsistorium zu Stuttgart. Die Antwort, die der große Mann erhielt, gibt einen Einblick in die herrschsüchtige und lieblose Intoleranz, die damals in den theologischen Kreisen Württembergs herrschte. Das Stuttgarter Konsistorium schrieb an Kepler, er möge seine fürwitzige Natur im Zaume halten, sich aller Dinge nach Gottes Wort regulieren, in der Lehre, in der er erzogen worden, bleiben, sich nach der Fischereinfalt akkomodieren und so seines ordentlichen Berufs warten.

In diesen theologischen Fesseln blieb Württemberg bis lange noch nach den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Noch unter Herzog Eberhard III., der 1674 starb, galt als Gesetz, daß jeder Musikus bei der Hofkapelle so viel möglich reiner evangelischer Religion sein solle; auch führten die geistlichen Konsistorialräte, wie in Sachsen, die Oberaufsicht über die Kapelle.



Dritter Abschnitt.

Friedrich

1593—1608.

Ein Herr „singularis genug“. Seine absolutistischen Neigungen. Des Herzogs Kampf gegen das Hofpredigerregiment und gegen die Landstände. Hofleben und -festlichkeiten. Erste Anzeichen einer Mätressenwirtschaft.

Der Nachfolger Herzog Ludwigs, der noch nicht vierzig Jahre alt und kinderlos starb, war Herzog Friedrich von der Linie Mömpelgard, der Sohn Graf Georgs, eines Bruders Herzog Ulrichs. Herzog Christoph, Ulrichs Sohn, jener Wohltäter Württembergs, hatte mit sehr gutem Vorbedachte seinen Oheim Graf Georg noch in seinem siebenundfünfzigsten Jahre veranlaßt, sich mit der Prinzessin Barbara, Tochter Landgraf Philipps des Großmütigen von Hessen-Cassel, zu vermählen. Sie gebar ihm 1557 einen Prinzen Friedrich, der nun der Stammhalter des Hauses Württemberg wurde. Schon ein Jahr nach seiner Geburt starb Graf Georg. Wäre Friedrich nicht geboren worden, so wäre Württemberg an Österreich gefallen.

Herzog Friedrich, geboren zu Horburg im Elsaß, regierte von 1593—1608. Er war von anderem Schrote und Korne als seine Vorfahren, die sich von den Hofpredigern hatten gängeln lassen. Er war ein selbständiger, energischer, ja gewalttätiger Herr. Er war sechsunddreißig Jahre alt, als er zur Regierung kam, und seit 1581 mit Sibylla, Tochter des Fürsten

Joachim Ernst von Anhalt, vermählt. Er hatte in den Jahren 1580 und 1592 ein paar große Reisen gemacht, erst durch Deutschland, Dänemark, Ungarn und dann nach England. Sein Sekretär Jakob Rathgeb, der ihn begleitete, hat eine Beschreibung dieser Reisen herausgegeben. Von Landgraf Wilhelm in Cassel empfohlen, sah er 1592 die siebenundsechzigjährige Königin Elisabeth in England und kehrte durch Holland zurück. Er war ein welterfahrener Mann und rühmte sich ausdrücklich gegen seinen Hofprediger Lukas Osiander, „nicht stetigs seine Tage hinter dem Ofen gesessen zu haben“, und daß es nicht sein Gebrauch sei, mit seinen nahen „Gefreundeten und Geschwistrigen“ viel sonderliche Gemeinschaft zu machen, „denn wir sind singularis genug“. Sein Hauptaugenmerk war die Wahrung der Souveränität. Es dauerte zwei Jahre, bis er sich dazu bewegen ließ, die Landesverfassung, den Tübinger Vertrag, zu bestätigen. Er setzte sich gegen die unbequemen Hofprediger, den alten Lukas Osiander und seinen Sohn Andreas, zur Wehr. Dem Sohne ließ er schon im Juli 1595 ein Handbillet zugehen des Inhalts: „Ich hab nunmehr über die sechsundzwanzig Jahr allhier Hoffprediger gehört, aber nie so unhöffliche und hochtrabende als jetzo, da doch die Hoffprediger etwas höfflicher und bescheidner sein sollten als die gemeinen Dorff-Pfaffen“. Den Vater, den alten Lukas Osiander aber, der einunddreißig Jahre Hofprediger gewesen war und im Jahre 1598 mit beichtväterlichen Vorstellungen dem Herzog das Gewissen schärfen wollte, die Juden nicht im Württembergischen aufzunehmen, ließ er vor das geheime Ratskollegium in Stuttgart fordern und verlangte von ihm des an ihn erlassenen Schreibens wegen, weshalb er ihn in der Antwort „einen ehrlosen, nichtswerten Paffen und Ehrenschänder, einen Lügner und Teufelskind“ nannte, Fußfall und Abbitte. Da Lukas sich dessen weigerte, erhielt er vier Wochen darauf die Weisung, seine Abtei Adelberg zu verlassen, und das Land zu räumen. Der alte Herr nahm den Stab in die Hand

und begab sich in die Reichsstadt Eßlingen, die ihn zu ihrem Oberpfarrer machte. Seine Abtei übertrug der Herzog dessen Sohn Andreas. Dieses Beispiel strengen Einschreitens wirkte; die Landschaft, deren Mitglied Lukas Osiander als Abt von Adelberg gewesen war, wurde mürbe. Sobald sie mürbe geworden, durfte auch Lukas wieder nach Tübingen zurückkehren, wo er bald darauf, 1604, im siebenzigsten Alter starb. Sein Sohn Andreas ward 1605 Kanzler in Tübingen.

Nachdem der Herzog sich so Bewegungsfreiheit geschaffen hatte, ging er daran, seine Projekte der Errichtung von Handelskompagnien für Manufakturwaren, der Schiffbarmachung von Flüssen und der Anlage von Bergwerken auszuführen. Jener welsche Jude, wegen dessen ihm Lukas Osiander das Gewissen schärfte, hatte ihm eine neue Salpeter- und Pulvererfindung für seine Zeughäuser vertraut. Die Einrede der Landschaft gegen die neuen Anlagen wies er scharf ab. So lautete seine Resolution auf die Klagen wegen neu angelegter Eisenfaktoreien und erschwerten Eisenhandels: „Mit Erhöhung und Vermehrung unsers Kammerguts haben sie die Nasen nicht dran zu stoßen" — und auf die Klagen wegen der Seidenweberei: „Verstehen die Landschäftler solch nützlich Werk nicht".

Friedrich versammelte als ein „curieuser Herr", als ein Freund des Neuen und Geheimen, auch die Goldmacher um sich. Als sie ihm aber das versprochene Gold nicht lieferten, ließ er drei derselben, Montan, Honauer und Müllenfels, hängen. Der Galgen, an welchem sie aufgeknüpft wurden, war sehr hoch und aus dem Eisen verfertigt, aus welchem Honauer sich gerühmt hatte, Gold machen zu wollen. Auch der Pole Sendivog, einer von den Wenigen, die die Tinktur wirklich besessen haben sollen, der Erbe des in Dresden unter dem Kurfürsten Christian II. gemarterten Seton[1]), fand sich

[1]) Der berühmte Adept Alexander Setonius Scotus, ein Schotte, wie der Name besagt, genoß den Ruf, das wirkliche Geheimnis des Goldsuchens zu besitzen. Er kam nach Dresden an den Hof Christians II., der ihn mit Auszeichnung empfing und ihm sein Geheimnis schmeichelnd zu entlocken

im Jahre 1695 zu Stuttgart ein, ward aber durch Müllenfels verdrängt.

Von den alten Räten Herzog Ludwigs ließ Friedrich einen nach dem andern verschwinden, namentlich den Kanzler Herzog Ludwigs, Melchior Jäger vor Gärtringen, der sein Faktotum gewesen war. Friedrichs Günstling wurde ein geborener Stuttgarter, früher Professor zu Tübingen, Mathäus Enzlin, er machte ihn zum Kanzler. Durch Enzlin suchte er die Landesverfassung zu stürzen und sich die unumschränkte Gewalt zu verschaffen. Wie Kurfürst August in Sachsen es getan hatte, kaufte er deshalb innerhalb zwölf Jahren für über 1 200 000 Gulden neue Güter. Dem Lande wurde zugemutet, die deshalb gemachten Schulden zu übernehmen.

Friedrich brauchte viel Geld. Nicht nur kostete es bedeutende Summen, fünfzehn lebende Kinder zu versorgen, sondern er liebte auch eine der fürstlichen Gewalt entsprechende Pracht zu entfalten und hielt deshalb einen schon weit zahlreicheren und kostbareren Hofstaat als seine Vorgänger. Er veranstaltete große Festlichkeiten. Außer den alten Ringelrennen, den Armbrust- und Gewehrschießen und den Fußturnieren, die im unteren Schloßsaal zu Stuttgart, der „der Türniz“ hieß und in dem gewöhnlich das Hofgesinde speiste, gegeben wurden, kamen Ballette, Konzerte, Schauspiele und Feuerwerke auf. Eine regelmäßige Schauspielergesellschaft erschien zum ersten Male im Mai 1597 in Stuttgart. Es waren Engländer, die

---

suchte. Als diese Bemühungen ergebnislos blieben, setzte ihn Christian gefangen und ging von Versprechungen zu Drohungen und von Drohungen zur Folterung über. Doch auch jetzt gab Setonius sein Geheimnis nicht preis. Nachdem man ihm Zeit gelassen, sich von den Folgen der Folter zu erholen, folterte man ihn zum zweiten Male. Auch jetzt gestand Setonius nicht. Als man sich überzeugte, daß eine dritte Marterung ihn wohl töten, aber ihm sein Geheimnis doch nicht entlocken werde, wurde er, um ihn gefügig zu machen, in ein elendes Turmverließ geworfen. Hier fand er Gelegenheit, den polnischen Edelmann Sendivog durch das Versprechen, ihm mit Gold zu lohnen, als Retter zu gewinnen. Sendivog gelang es, Seton nach Krakau zu entführen. Die Folter und das Gefängnis hatten aber die Kräfte Setons zerstört. Seine „Lebenstinktur“ konnte ihm nicht mehr helfen und er starb, sein Geheimnis mit sich nehmend, 1604 zu Krakau.

sieben Tage hintereinander vor dem Hofe spielten, der Herzog gab ihnen dreihundert Gulden und freie Kost. Friedrich war ein großer Freund der Fastnachtslustbarkeiten. Als unterm 20. Februar 1606 die Klage einlief, „daß Hofleute, Studenten und andere junge Leute in und außer der Stadt umherzögen, mit Kuhschellen, Fuhrmannspeitschen und schrecklichem Gebrüll den ärgsten Lärm verführend, mehr wilden Thieren als Menschen ähnlich, sie ritten durch die Straßen, würfen die Leute um und trieben dieses Unwesen die ganze Woche durch", antwortete der Herzog den Oberräten: „Es wäre gescheiter, wenn sie sonst besser über die Landesordnung hielten, als bisher geschehen, und nicht allein über diesen Punkt steif halten wollten — denn eine gebührliche Fastnacht könne man Niemanden wehren."

Als ein kluger politischer Fürst versäumte Herzog Friedrich nicht, durch Verbindungen mit fremden Fürsten seine Reputation zu stärken und an allen Händeln seiner Zeit Anteil zu nehmen. Auch dieser Anteil kostete dem kleinen Lande viel Geld. Noch als regierender Herzog machte Friedrich unter dem Namen eines Freiherrn von Sponeck im Jahre 1599 eine dritte kostspielige Reise. Sie ging nach Italien bis Rom, um dort das durch Papst Clemens VIII. ausgeschriebene Jubeljahr zu besehen. Seine Gesandten an den großen und kleinen deutschen Höfen kosteten auch ein gutes Stück Geld. Sogar nach England schickte er im Jahre 1595 einen eigenen Gesandten, Hans Jakob Breuning von Buchenbach, der sieben Jahre lang die Welt bereist und den Orient gesehen hatte, um von der großen Königin Elisabeth den Hosenbandorden zu erwirken. Aber Elisabeth machte dem württembergischen Diplomaten ein lateinisches Kompliment und wollte sich nicht erinnern, dem Herzog jemals den Orden zugesagt zu haben. Endlich 1603 schickte König Jakob I. diesen ersehnten englischen Orden doch noch. Herzog Friedrich gab am 6. November dem Gesandten Robert Spencer ein Fest, wobei eine eigene prächtige Tafel

für den englischen König hingestellt wurde, als wenn er gegenwärtig sei, und auf diese nach und nach neunzig verschiedene Speisen aufgetragen wurden. Die Tafelaufsätze hatten allegorische Beziehungen, man sah einen Herkules, eine Minerva und andere Gottheiten. Die Kapelle des Herzogs spielte mit den englischen Musikern im Gefolge des Gesandten. Darauf war Ball, den die Herzogin und Spencer mit einem Menuett eröffneten. Nach der Abendtafel führten die Engländer mit ihren mitgebrachten Schauspielern eine Pantomime der Geschichte der Susanna auf. Nächsten Tag war Jagd, darauf bereiste der Herzog mit dem Gesandten die vornehmsten Städte des Landes, am 14. November entließ er ihn reich beschenkt. Von jetzt an feierte Friedrich regelmäßig das Jahresfest des Hosenbandordens. Er nannte sich ausdrücklich in seinem Titel: „Ritter der beiden königlichen Orden Frankreichs und Englands". Den heiligen Geistorden hatte er schon 1596 von Heinrich IV. erhalten, der ihm auch nach Sullys[1]) Memoiren einen festen Jahresgehalt zahlte. Gesandter Heinrichs am Stuttgarter Hofe war Jacques Bongars, der die Errichtung eines allgemeinen Bündnisses der Evangelischen betreiben sollte.

Einen Teil des großen Aufwands, den Herzog Friedrich machte, verwandte er allerdings zu einer der größten Wohltaten. Es gelang ihm nämlich im Jahre 1599 im Prager Vergleiche, den Kaiser Rudolf II. zur Ablösung der schon so lange weggewünschten österreichischen Afterlehnsherrlichkeit zu veranlassen.

Es war 1607, ein Jahr vor des Herzogs Tode, als der Herzog den versammelten Landtag mit Gewalt zwingen wollte,

[1]) Maximilian von Béthune, Baron von Rosny, Herzog von Sully, geb. 1560, gest. 1641, Jugendfreund Heinrichs IV. von Frankreich, Soldat und Staatsmann, der sich besonders um die Hebung des Ackerbaus, der Seidenzucht und anderer Erwerbszweige, um den Ausbau der Straßen, um die Verringerung der Staatsschuld und die Vereinfachung des Steuerwesens verdient gemacht. Nach Heinrichs IV. Ermordung wurde er von Ludwig XIII. zunächst auf sein Schloß Sully verbannt, dann aber wieder als Ratgeber herangezogen und zum Marschall von Frankreich ernannt.

die Verfassung zu seinen Gunsten zu ändern. Da der Landtag sich aber wehrte, löste er „den ungereimten Landtag“ auf und berief neue, fügsamere Deputierte. Er erpreßte von dieser neuen Versammlung die Bewilligung von 1 100 000 Gulden. Dazu mußte versprochen werden, daß bei künftigen Kriegen die Landschaft statt des verfassungsmäßigen Dritteils drei Viertel der Unkosten zu tragen habe. Drei Vierteljahre nach diesem gewalttätigen Landtag starb der Herzog.

Der Kanzler Herzog Friedrichs, der dem Landtage als Direktor vorstand, Dr. Mathäus Enzlin, hatte nach dem Ableben des Herzogs ein tragisches Schicksal, über das weiter unten berichtet wird. Der Vizekanzler war ein Rheinländer aus dem Mainzer Stift, Dr. Sebastian Faber, den der Herzog 1606 aus Regensburg, wo er als Rechtskonsulent tätig war, berufen hatte. Er war in Italien gereist und ein tüchtiger Diplomat, der zu den wichtigsten Geschäften gebraucht wurde. Er gehörte unter anderm zu der Gesandtschaft der evangelischen Union an Kaiser Rudolf II. in Prag, wo Christian von Anhalt diesem in starken Worten sein übelbestelltes Regiment vorwarf. Er war ein aufgeklärter, milder und unparteiischer Mann. Kepler wandte sich an ihn in dem Hexenprozesse, der damals gegen seine in Leonberg lebende alte Mutter angestellt wurde. Er starb 1624, sechzig Jahre alt.

Herzog Friedrich hinterließ von seiner anhaltischen Gemahlin Sibylle außer dem Erbprinzen noch vier Prinzen und fünf Prinzessinnen, die zu Jahren gekommen sind.

Unter den Prinzen wurde der zweite, Ludwig Friedrich, der Stifter der Nebenlinie Mömpelgard, die 1723 ausstarb.

Der dritte Prinz, Julius Friedrich, war der Stifter der Julianischen oder Weiltingischen Linie, die 1792 erst ausstarb. Einer aus dieser Weiltingischen Nebenlinie, Silvius Nimrod, erwarb durch Heirat mit der Podiebrad-Münsterbergischen Erbtochter Elisabeth Maria 1647 das Fürstentum Oels in Schlesien, das beim Aussterben des Mannesstammes 1792 durch

Heirat der Erbtochter des letzten Herzogs von Württemberg-Oels an Braunschweig-Wolfenbüttel kam. Der Stifter der Julianischen Nebenlinie, der oben genannte Julius Friedrich, machte sich durch seine in den Jahren 1613 bis 1616 unternommenen großen Reisen durch Deutschland, Italien, den Orient und den Norden bis zu dem fernen Lappland, berühmt und starb 1635.

Der vierte Prinz, Magnus, war der Parteigänger der Protestanten im dreißigjährigen Kriege, der 1622 als Held der Schlacht bei Wimpfen fiel.

Der fünfte Prinz, Achilles, starb 1630.

Von den fünf Prinzessinnen heiratete Sibylle Elisabeth 1604 den nachherigen Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen und Eva Christine den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, der im dreißigjährigen Kriege in die Acht kam, zwei andere vermählten sich in die Häuser Baden-Durlach und Sachsen-Lauenburg, die fünfte ist unvermählt geblieben.

Nach dem Tode Herzog Friedrichs ließ sein Nachfolger mehrere Damen teils verhaften, teils aus Stuttgart ausweisen, mit denen sein Vater neben seiner Gemahlin ein Verhältnis gehabt hatte. Es befand sich darunter eine gewisse Möringer, „die Frau von Dresden" genannt. Die weiteren Untersuchungen wurden eingestellt, um die väterliche Ehre zu schonen.



Vierter Abschnitt.

Johann Friedrich
1608—1628.

Ein temperamentloser Herr. Die Hochzeit mit Barbara Sophia von Brandenburg. Der Kanzler Enzlin. „Die verfluchten, aller Orten im Herzogtum gehenden Schmiralien.“ Die aufsässigen Pastoren und Professoren. Der Beginn des dreißigjährigen Krieges.

Dem energischen, ja gewalttätigen Herzog Friedrich folgte sein schwacher Sohn Johann Friedrich, der von 1608 bis 1628 regierte und den Anfang des dreißigjährigen Krieges erlebte. Er war sechsundzwanzig Jahre alt, als er die Regierung übernahm. Sechs Jahre hatte er in Tübingen, wo er schon 1596 vierzehnjährig zum Rektor gewählt worden war, studiert, zweimal daselbst disputiert, biblische Sprüche zu Hunderten auswendig gelernt, nützliche historische und politische Bücher gelesen und überhaupt seinen Hofmeistern eine exemplarische Untertänigkeit gezeigt. Man hatte ihn einst verleiten wollen, seinem jungen Hofmeister zu widersprechen; der temperamentlose Friedrich hatte aber entgegnet: „Wenn mir mein gnädiger Herr Vater auch einen Stock als Hofmeister vorsetzen wollte, würde ich ihm dennoch gehorchen.“ Der Vater hatte ihn zu seiner Ausbildung acht Jahre lang nach dem Auslande geschickt, er hatte Italien, Frankreich, Deutschland und Dänemark, die Niederlande, darauf Bayern, Österreich, Ungarn, Mähren, Böhmen, Schlesien und Brandenburg gesehen. Aber er kam ebenso phlegmatisch, als er gewesen war, zurück. Erst sein Vater mußte ihm, als er bereits vierundzwanzig Jahre alt war, mit

allem väterlichem Ernste befehlen, an die Fortpflanzung der Dynastie zu denken. Er konnte aber mit der Wahl einer Prinzessin nicht fertig werden. Endlich erklärte er sich, daß ihm die Tochter des Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, Barbara Sophia, wohlgefallen habe. Er begehrte aber, sie nochmals in der Nähe zu sehen, ehe er sich mit ihr vermähle und reiste deshalb nochmals nach Berlin. Gemächlich nahm er zur Brautschau den Umweg über Wien, ließ sich auch noch verleiten, vorher die Grenzfestungen Ungarns zu besehen. In Berlin endlich angelangt, verweilte er drei Wochen und entdeckte zuletzt dem Kurfürsten sein Herz. Dann kehrte er nach Stuttgart zurück. Gleich darauf starb sein Vater. Noch anderthalb Jahre seit der letzten Reise nach Berlin vergingen, ehe er zum Beilager vorschritt. Der Tag war schon auf den 1. Mai festgesetzt, verzog sich aber noch bis zum 5. November 1609. Dafür ward aber auch die Vermählung, der an 3000 Gäste, darunter 17 Fürsten, 22 Fürstinnen, 52 Grafen und Freiherren, über 500 Edelleute und 100 gräfliche und adelige Frauen und Fräulein anwohnten, aufs stattlichste durch festliche Maskenzüge gefeiert, wie sie Deutschland bis dahin kaum gesehen hatte. Später schob der bedächtige Herr auch die Taufe seiner Prinzessinnen zwei Monate lang auf.

Johann Friedrichs Regierung fiel in die gefährlichen und höchst schwierigen Zeiten, die zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts dem dreißigjährigen Kriege vorausgingen. Herzog Johann Friedrich begnügte sich, Buß- und Bettage gegen die andrängenden Gefahren auszuschreiben. Spanische und ligistische Truppen verheerten schon die benachbarte Unterpfalz, als er sich entschloß, Truppen zur Sicherheit seines eigenen Landes zu werben. Endlich waren es ganze 300 Mann Fußvolk und zwei Kompagnien Reiter, die er korporalschaftsweise, durch eigens angestellte Drillmeister eingeübt, zur Unionsarmee abschickte.

Die Räte der alten Regierung Herzog Ludwigs traten sofort, als Johann Friedrich das Regiment übernommen hatte,

wieder in ihr Amt ein, namentlich der Kanzler Jäger von Gärtringen. Die Räte Herzog Friedrichs wurden kassiert, der Kanzler Enzlin ward auf Hohenurach gefangen gesetzt und verlor als Landes- und Landschaftsfeind auf dem Markte zu Urach, 22. November 1613, den Kopf. Nicht der Herzog, die alten Räte ließen ihm den Prozeß machen. Die alte Landesverfassung war in ihrem ganzen Umfange wieder hergestellt. Die Zeitgenossen nannten den Herzog Johann Friedrich „den württembergischen Titus". Fast alle Jahre nun hielt der Herzog Landtag.

Nichts destoweniger ergab sich bereits nach vier Jahren, daß wieder eine Million neue Schulden entstanden waren. Die ewige Klage der Landstände blieb, daß die Hofökonomie zerrüttet sei und daß die Alchemisten und die Musikanten abgestellt werden müßten. Nicht minder ward über die Bestechungen im Beamten- und Schreiberregiment Klage geführt, weshalb die Landstände in einer Beschwerdeschrift vom 29. März 1628 eine kräftige Abmahnung erließen: „gegen die verfluchten, allerorten im Herzogthumb gehenden Schmiralien".

Da der phlegmatische und überaus zaghafte Herzog nicht selbsttätig in die auswärtigen Verhältnisse eingriff und doch ein Krieg vor der Tür stand, bei dem eine bestimmte Partei ergriffen werden mußte, so wagten sich die Theologen wieder in die politischen Regionen. Die theologische Fakultät Tübingen erließ Vorstellungen an den Herzog, worin er abgemahnt wurde, sich ja nicht mit den Calvinisten einzulassen, ja nicht mitzuwirken, daß das Königreich Böhmen der Deformation durch den Calvinismus ausgesetzt würde, da aus einer solchen Mitwirkung notwendig eine Gleichgültigkeit oder Verachtung der Religion entstehen müsse und endlich eine Freigeisterei oder gar der Atheismus. Die Universität Tübingen, von jeher unter allen hohen Schulen für die reinste und unbefleckteste Jungfrau gehalten, dürfe nicht in ungleichen Verdacht gezogen werden, als ob sie es heimlich mit den Calvinisten halte oder wenigstens

diese Lehre nicht mehr für so hochschädlich und verdammlich erachte. Auch der wegen des reinen Eifers hochlöbliche Name Württemberg werde verdunkelt werden, „bevorab, wenn man zu Gemüt ziehe, mit welchem herzhaften Eifer des Herzogs Vorfahren ob der unverfälschten Augsburgischen Konfession gehalten haben".

Der jüngere Lucas Osiander bestieg sofort das Streitpferd, um in den neuen Kriegen des Herrn zu dienen. Er schrieb eine lateinische „Handleitung der Streitigkeiten mit den Calvinisten". Ihm zur Seite stand der Tübinger Pastor und Professor Theodor Thumm. Thumm schrieb eine lateinische „Bosheit des Satans", eine Enthüllung der Irrlehre der Reformierten von der Wahl der Gnaden. Als der Hofprediger des neuen Königs von Böhmen Friedrich von der Pfalz, Abraham Scultetus, die Bilder aus den Kirchen in Prag wegschaffen ließ, schrieb Thumm einen „bilderstürmenden", einen „schlechtgläubigen" Scultetus, Osiander supplierte durch einen „atheistischen" Scultetus. In derselben Zeit, in der Osiander über die Calvinisten mit zelotischem Grimme herfiel, fiel er auch über den edeln Johann Arndt her und stellte dessen „vergeistertes" Christentum so hochgefährlich hin, daß „daüber der Münzer'sche Bauernaufruhr ins Land kommen könne". Thumm schrieb zu gleicher Zeit über die „Gottlosigkeit" des edeln Mystikers Weigel, Pfarrers zu Zschopau in Sachsen, eines Mannes, den Arndt in seinem wahren Christentum manchmal dem Sinn und den Worten nach angeführt hatte. Ebenso erbittert und maßlos fanatisch schrieben die Württemberger Landestheologen gegen die Jesuiten. Theodor Thumm ging sogar soweit, dem Papste den Vorwurf zu machen, daß er eine wahre Blutschande erlaubt habe, da er bei der Ehe mit der Schwestertochter dispensiert habe, aus welcher der Erzherzog Karl den späteren Kaiser Ferdinand II. erzeugt habe.

Mitten unter diesen theologischen Gefechten rückte die große Gefahr des Kriegsausbruchs immer näher. Die Theologen

hatten nicht die geringste Ahnung davon, mit welcher Erbitterung dereinst die Waffen geführt werden würden, nachdem man sich so bis zum äußersten mit Worten erhitzt hatte. Man war so unsinnig, Freund und Feind von sich zu stoßen und zu träumen, daß man sich in dem allgemeinen Brande werde unversehrt erhalten können. Die theologische Beschränktheit dachte gar nicht daran, daß man wider Willen in den allgemeinen Wirbel der Dinge hineingezogen werden würde.

Herzog Johann Friedrich war indes der 1608 geschlossenen evangelischen Union zu Ahausen beigetreten. Es war sein Unglück, nicht, daß er es überhaupt tat, sondern daß er so tat, wie er es tat. Er hätte entweder sich ganz neutral halten oder mit Festigkeit und Energie der gemeinen Sache der Protestanten dienen müssen. Er tat zu wenig, um ihr zu nützen, aber genug, um sich die kaiserliche Ungnade zuzuziehen.

Die gründliche Schwäche der Union zeigte sich schon, als die ersten Würfel des Kriegs gefallen waren. Sie ging im Jahre 1620 auseinander und gab den Böhmenkönig der Rache des Kaisers und der Liga unter Herzog Maximilian von Bayern preis. Fünf Jahre darauf schlug Wallenstein seine Werbeplätze in Württemberg auf, die Truppen wurden im schwäbischen und fränkischen Kreise einquartiert, der Kaiser ließ den Ständen in seinen Ausschreiben sagen, „daß sie bei den Anstalten, die er zur Assecuration des Friedens und abgedrungenen Defension treffen müssen, ein Übriges tun würden". Dieses Übrige war für Württemberg eine Last von alljährlich zwei Millionen Gulden. Vergebens schickte Herzog Johann Friedrich, von den jammernden Untertanen gedrängt, Gesandte nach Wien. Sie erhielten entweder keine oder eine ausweichende Antwort vom Kaiser, der doch sonst des Herzogs „discretes Naturel" wohl zu rühmen gewußt hatte, jetzt aber hocherzürnt war, weil dieser den Pastor Thumm, der Kaiserliche Majestät für einen aus einem Inzeste Gezeugten ausgegeben hatte, seinen Jesuiten nicht ausliefern wollte, sondern nur auf dem Schlosse zu Tübingen in

Verwahrung setzte, wo der Querulant nach zweijähriger Frist 1630 starb. Kummer und Ärger warfen den Herzog aufs Krankenbett, er starb 1628.

Herzog Johann Friedrich hinterließ von seiner brandenburgischen Gemahlin Barbara Sophie außer dem Nachfolger zwei Prinzen und drei Prinzessinnen.

Von den Prinzen stiftete der zweite, Friedrich, wieder eine Nebenlinie Neustadt, die 1733 mit Karl Alexander zur Sukzession in Württemberg kam.

Der dritte Prinz, Ulrich, geboren 1617, diente dem Hause Habsburg im dreißigjährigen Kriege: er erscheint schon 1644 unter den Freireitern des berüchtigten Jean de Werth in der Niederlage bei Jankau in Böhmen. Er diente dann dem Hause Habsburg in Flandern und Ungarn als Reitergeneral. Ulrich unterhielt ein Liebesverhältnis mit einer schönen katholischen Dame in Brüssel, Isabelle von Aremberg, ward, um sie zu heiraten, 1651 katholisch, 1657 aber wieder protestantisch und starb 1671.

Von den drei Prinzessinnen vermählte sich Sibylle mit Leopold Friedrich zu Mömpelgard, die anderen beiden starben unvermählt. Eine von ihnen, Antonie, gestorben 1679, sechsundsechzig Jahre alt, war in der lateinischen und sogar in der hebräischen Sprache wohlunterrichtet.



Fünfter Abschnitt.

Eberhard III., 1628–1674, und Wilhelm Ludwig, 1674–1677.

Württemberg wird zum zweiten Male österreichische Provinz. Des Herzogs Flucht nach Straßburg. „Die Hochzeitshosen statt des eisernen Wamses.“ Die fruchtbare Ehe mit der schönen Rheingräfin. Wiederhold, Löffler, Burkard und Varnbüler. — Herzog Wilhelm Ludwigs Heirat. Die teuere Neutralität.

Der Nachfolger Herzog Johann Friedrichs, sein Sohn Eberhard III., regierte von 1628 bis 1674. Er war minderjährig, als er zur Regierung kam, sein Oheim Ludwig Friedrich und, als dieser starb, dessen Bruder Julius Friedrich von der Nebenlinie Mömpelgard übernahmen die Vormundschaft bis zum Jahre 1633. Die Not des Landes durch die eingelagerten Wallensteinischen Truppen stieg im Jahre 1629, als Kaiser Ferdinand II. das berüchtigte Restitutionsedikt erlassen hatte, noch höher, die Truppen wurden verstärkt, das Edikt sollte durch sie mit Gewalt in Württemberg durchgesetzt werden. Schon im Jahre 1620 hatten Jesuiten und Mönche, die mit den Soldaten eingedrungen waren, Bekehrungen gemacht. Die Bekehrungsversuche waren so erfolgreich, daß allein im Jahre 1628 die Jesuiten sich rühmten, über 20000 Schwaben konvertiert zu haben. Württemberg hielt damals 16000 Mann und trat dem Leipziger Bunde bei. Der Kaiser zwang den Herzog-Administrator, sein Volk abzudanken und dem Bunde zu entsagen. Die kaiserlichen Truppen lagerten sich in allen Städten ein. Als kaiserlicher Kommissar gebot Graf Egon von Fürsten-

berg im Lande. Erst der Sieg Gustav Adolfs bei Leipzig 1631 und das Herannahen des Siegers von der Rheinpfalz her über Augsburg nach München befreite Württemberg von den katholischen Drängern. Württemberg verband sich nun mit Schweden und mit Frankreich.

1633 übernahm Herzog Eberhard selbst die Regierung. Aber nur ein Jahr erfreute er sich derselben, die Schlacht bei Nördlingen, 27. August 1634, lieferte Württemberg von neuem vierzehn Jahre lang in die Hände von Österreich. Schon am 10. September hielt König Ferdinand mit dem Kardinal von Lothringen und dem Großherzog von Toskana seinen Einzug in Stuttgart.

Der junge Herzog war nicht selbst bei der unglücklichen Nördlinger Schlacht gewesen, er befand sich bei der Armee des Rheingrafen, die bei Göppingen stand. Als ihn das Gerücht von der Niederlage erreichte, floh er, ohne nur die geringste Verfügung wegen des Landes zu treffen und ohne nur den Versuch zu unternehmen, mit dem König Ferdinand sich in eine ordentliche Kapitulation einzulassen, zu seiner Mutter Barbara Sophia nach Straßburg.

Das Schicksal des Landes in den österreichischen Erobererhänden war schrecklich. Man verschenkte es an österreichische Herren, wie an den Grafen Max von Trauttmannsdorf, der Weinsberg und Neustadt am Kocher erhielt, von dem noch das Haus den Titel führt, an den Kriegsratspräsidenten Grafen Schlick, den General Graf Gallas, an die Erzherzogin Claudia, den Bischof von Wien. Auch der Kurfürst von Bayern ward mit der Herrschaft Heidenheim bedacht. Man hat den Verlust in den zweiundzwanzig Jahren vom Regierungsantritt Herzog Eberhards bis zur völligen Räumung Württembergs von Soldaten, Mönchen und Jesuiten im Jahre 1650 auf gegen 120 Millionen Gulden berechnet, ungeachtet des Schadens durch die Verödung der Güter und die allgemeine Entvölkerung. In sieben Jahren gingen wohl 345 000 Menschen zugrunde

oder wanderten nach der Schweiz aus und der Bevölkerungsstand, der sonst eine halbe Million betragen hatte, sank auf 48 000 herunter. Nächst der Pfalz hat kein Land im dreißigjährigen Kriege so schwer wie Württemberg gelitten.

Die Szenen der Grausamkeit trafen Hohe wie Niedere. Zu Nürtingen, wo die über sechzigjährige Witwe Herzog Ludwigs, Ursula von Pfalz-Veldenz, ihren Witwensitz hatte, brachen die Kroaten ein, schleppten die alte Dame bei den Haaren herum, und nur das Dazwischentreten eines Obristen rettete sie vor den äußersten Entbehrungen. Zu Tübingen, das von König Ferdinand besondere Schirmbriefe erhalten hatte, gerieten ein evangelischer Diakon und ein katholischer Feldkaplan vom Wortstreit in einen Faustſtreit vor versammelter Gemeinde in der Kirche. Der bekannte Jean de Werth legte sich ins Mittel, ließ den erbosten Feldkaplan in Banden legen und ihm dann den Dienst kündigen „ohngeachtet der Ärmste im Verlaufe der Disputation schon ziemliche Stöße davongetragen". Im Jahre 1636 predigte der alte streitbare Kanzler Lucas Osiander in der Stiftskirche zu Tübingen. Ein Soldat rief ihm zu: „Warum predigst Du nicht Gottes Wort" und lief sofort auf die Kanzel, um ihn mit dem Degen zu erstechen. Die Zuhörer riefen dem alten Herrn zu, er setzte sich zur Wehre, stieß den Soldaten die Treppe herab und schleppte ihn bis vor den Altar hin, wo die Weiber über ihn herfielen und mit Fäusten und Holzstücken zerbläuten. Zu einem anderen Tübinger Theologen, Melchior Nicolai, kam ein bayrischer Hauptmann, und legte ihm die Frage vor, wie es ehemals die Israeliten mit dem Kananitern gemacht hätten? Der Theolog hatte hohe Zeit den Sinn der Frage sogleich zu merken, zu seinem Glück ging der ihm versetzte Hieb in die obere Türschwelle.

Es lebte in jenen schrecklichen Tagen Württembergs einer der redlichsten Theologen der lutherischen Kirche in Stuttgart, der Enkel des berühmten Jakob Andreä, Johann Valentin Andreä, seit 1639 Konsistorialrat und Hofprediger zu Stutt-

gart, gestorben 1654 als Abt zu Adelsberg und Generalsuperintendent. In diesem Manne schien der edle und hohe Geist des Johann Brenz wieder aufzuleben. Es war ihm aber ein weit härteres Los beschieden. Er mußte den ganzen Greuel der Verwüstung, der über die Kirche Württembergs hereinbrach, erfahren und zu seinem herbsten Schmerze sehen, daß einer seiner vertrautesten Freunde, der auch theologisch hochgelehrte Professor der Rechte zu Tübingen Christoph Besold nach der Nördlinger Schlacht sich durch die Jesuiten konvertieren ließ und als Professor und kurbayrischer und kaiserlicher Rat nach Ingolstadt ging. Ihm folgten mehrere andere württembergische Gelehrte. Selbst Spener [1]) erzählt, man habe dafür gehalten, daß der ärgerliche Streit Lucas Osianders und anderer Theologen über Arndts Schriften Besold zum Übertritt bewogen hätte, „gleich als ob es in der lutherischen Kirche nun so weit gekommen sei, daß man ohne Gefahr der Ketzerei nicht einem frommen Leben nachstreben dürfe".

Während so Not und Jammer aller Art über Württemberg hereinbrach, saß der junge Herzog Eberhard in den ersten vier Jahren nach der Nördlinger Schlacht in Straßburg im Schoße des Friedens. Er belustigte sich mit dem Waidwerk und mit dem Besuche „ehrlicher Damen". Auf die Vorstellungen, die seine Räte ihm machten, hörte er nicht. Er unterhandelte mit Wien und flehte den Kaiser an, seine Jugend anzusehen. Aber Ferdinand II. hatte ihn ausdrücklich im Prager Frieden 1635 von der Amnestie ausgeschlossen, weil württembergische Kriegsvölker bei der Nördlinger Schlacht beteiligt gewesen seien und weil er österreichische Länder angegriffen habe. Statt wie Bernhard von Weimar den Degen zu ziehen und sein verlorenes Land zu erobern, hing Herzog Eberhard seinen Liebesgedanken nach. Mitten im größten Elend, im Jahre 1637,

[1]) Philipp Jakob Spener, geb. 1635 zu Rappoltsweiler, gest. 1705 zu Berlin, ist der Vater des Pietismus, der in entschiedenen Gegensatz zum einseitigen und starren Lehrkirchentum trat.

machte er Hochzeit mit der schönen Wild- und Rheingräfin Anna Katharina von Salm-Kyrburg. Er erzeugte mit ihr in achtzehn Jahren vierzehn Kinder. Mit Recht hatten die Schweden ihm geraten, „lieber das eiserne Wams als die Bräutigamshosen anzuziehen". Der König von Frankreich bot ihm 12000 Mann an, um Württemberg wieder zu erobern. Er schlug sie aus, denn er traute der französischen Hilfe nicht. Während Herzog Eberhard in Straßburg Beilager hielt, reiste sein Bruder Herzog Friedrich von Württemberg-Neustadt an den kaiserlichen Hof, um von dem Nachfolger Ferdinands II. die Restitution zu erwirken. Ferdinand ließ diesem durch seinen Minister Grafen Max Trauttmannsdorf das ganze Herzogtum anbieten, da er sich nicht an dem Kaiser vergriffen habe, die Bedingung war aber, daß er katholisch werden müsse. Herzog Friedrich lehnte ab.

Vier Jahre lang mußte Herzog Eberhard in Straßburg bleiben. Erst am 11. Oktober 1638, als Herzog Bernhard durch Eroberung des Elsaß Luft gemacht hatte, kehrte er nach Stuttgart zurück und hielt hier seinen ersten Landtag. Im Frühling folgenden Jahres war er wieder im Feldlager Herzog Bernhards im Elsaß. Der Tod dieses großen Feldherrn, der am 8. Juli folgte, gab Württemberg von Neuem den größten Gefahren preis.

Das Land wäre unrettbar verloren gewesen, wenn nicht vier patriotische Männer sich seiner angenommen hätten. Diese Männer waren Wiederhold, der Kommandant der Feste Hohentwiel, die Kanzler Löffler und Burkard und der Geheime Rat Varnbüler.

Konrad Wiederhold war ein Hesse. Er war geboren 1598 zu Ziegenhain und hatte früher im Dienst der Hansestädte und Venedigs gestanden. Schon unter Herzog Johann Friedrich war er in württembergischen Kriegsdienst als Drillmeister eingetreten und bis zum Major gestiegen. Bei der feindlichen Überschwemmung nach der Nördlinger Schlacht war ihm die

Feste Hohentwiel zur Verteidigung anvertraut worden. Er hielt den wichtigen Platz gegen eine fünfmalige Belagerung durch seine Tapferkeit und durch sein unerschöpfliches Genie im Auffinden immer neuer Hilfsquellen bis zum Frieden, ja er hielt ihn selbst gegen die Befehle des Herzogs, der ihn den Österreichern überliefern wollte. Der Hohentwiel war der einzige Ort Württembergs, der im ganzen Kriege unbezwungen blieb. Wiederhold starb als Oberst, Kriegsrat und Obervogt zu Kirchheim unter Teck 1667, neunundsechzig Jahre alt. Da er keine Erben hinterließ, fielen seine Güter Neidlingen, Randeck und Ochsenwang, mit denen der Herzog ihn belehnt hatte, wieder an diesen zurück.

Was Wiederhold als Soldat war, waren als Staatsmänner die Kanzler Löffler und Andreas Burkard und besonders der Geheime Rat Johann Konrad Varnbüler.

Varnbüler stammte aus einer ursprünglich schweizerischen Familie, die sich während der Reformation zuerst in Württemberg niedergelassen hatte. Sein Großvater Nikolaus war Rat des edeln Herzogs Christoph, Doktor und Professor zu Tübingen und Schwiegervater des unglücklichen Kanzlers Enzlin gewesen. Stuttgart war sein Geburtsort; er starb hier neun Jahre nach dem westfälischen Frieden, der ihn unsterblich gemacht hat, 1657, zweiundsechzig Jahre alt.

Den Kanzler Löffler hatte sich schon Gustav Adolf von dem Vormund-Administrator Julius Friedrich erbeten, damit er als schwedischer Vize-Kanzler seinem Kanzler Oxenstierna auf dem schwierigen Felde der Verhandlungen mit den deutschen Reichsfürsten zur Seite stehe. Beim Abschluß des Heilbronner Bündnisses hatte er Oxenstierna die ersprießlichsten Dienste geleistet. Er und Varnbüler, damals sein Sekretär, waren dadurch bei den Schweden sehr beliebt geworden. Löffler starb im Exil zu Basel, wohin er sich nach der unglücklichen Nördlinger Schlacht begeben hatte, 1638. Sein tüchtiger Nachfolger war Andreas Burkard, Sohn eines Tübinger Professors (gest.

1651), der nun als Gesandter Württembergs in Wien und Regensburg tätig war. Seiner und Varnbülers unermüdeter Tätigkeit hat Württemberg seine Wiederherstellung zu danken. Bei den Friedensverhandlungen fungierte Varnbüler in Münster, Burkard in Osnabrück. Hier und bei den Exekutionsverhandlungen in Nürnberg, die ebenfalls Varnbüler führte, gelang es, die völlige Restitution des Herzogs durchzusetzen.

Varnbüler überwand die größten Schwierigkeiten. Er hatte weder Geld, noch war sein Hof eine Macht, die irgend ein Gewicht hatte. Die Friedensminister waren teils nur durch Bestechung zugänglich, teils Menschen, die vor Formalitäten selten zur Sache kommen konnten. Die österreichischen Minister wollten die württembergischen Unterhändler erst gar nicht zulassen. Denn, meinten sie, das Land gehöre ihnen. Dann machten sie wenigstens auf die Hälfte Anspruch, auf die andere Hälfte die katholischen Prälaten. Frankreich versprach, wenn der Kaiser die Abtretung des Elsaß ratifiziere, sich gar nicht in die württembergische Angelegenheit zu mischen. Die Siege der Schweden kurz vor dem Friedensschluß schufen endlich Varnbüler die Bahn und Oxenstierna, sein Freund, half ihm dazu, daß Württemberg keinerlei Einbuße an seinen Besitzungen vor dem Kriege erlitt. Oxenstierna hielt buchstäblich mit seiner Versicherung Wort, „es solle bei Württembergs Restitution auch nicht ein Bauer zurückbleiben". Sämtliche Klöster, sogar die, welche die katholische Kirche so gern in Besitz behalten hätte, und für welche die durch das Restitutionsedikt eingesetzten katholischen Prälaten Württembergs einen sehr geschickten Unterhändler in der Person des Kölner Benediktiners Adamus Adami, der selbst Abt des württembergischen Klosters Murhard war, nach Münster geschickt hatten, fielen an die protestantische Kirche Württembergs zurück. Die katholischen Geistlichen, die erklärt hatten, „sie würden sich lieber tot schlagen lassen, als weichen", hielten nicht Wort. Aber die Katholiken selbst rühmten Varnbülers Redlichkeit, Geschick und Eifer.

Zwei Jahre lang noch nach abgeschlossenem Frieden lagen in dem Lande kaiserliche, französische und schwedische Truppen als Besatzungen. Die der Erzherzogin Claudia verliehene Herrschaft Achalm ward im November 1648 von den Kaiserlichen zurückgegeben, ebenso nach dem Friedensinstrument auch alle anderen vergabten Ämter und Herrschaften restituiert. Im Februar 1649 räumte darauf Marschall Turenne Tübingen, im Juli 1650 zogen die letzten Franzosen aus Heilbronn ab. Zuletzt verließen die Schweden das Land, im August 1650 verließen sie Eßlingen und Ravensburg. Württemberg befand sich aber in der äußersten Erschöpfung. Es war völlig ausgesogen und entvölkert. Leichter aber erholte sich die Bevölkerung des Landes, als die in die größte Verwirrung gestürzten Finanzen. Aus der Schweiz kehrten ganze Scharen von Württembergern, die sich während des Krieges dahin geflüchtet hatten, zurück, auch Schweizer kamen mit herüber, und von der schwedischen Armee blieben 2000 Mann; sie nahmen Frauen und Land war genug für sie zu finden. Weit schwerer, wie gesagt, drückte die Finanznot, es mußte zu den fünf Millionen Kriegskosten, die den Schweden bewilligt worden waren, gesteuert, es mußten die von dem Herzog in Straßburg gemachten Schulden bezahlt werden.

Herzog Eberhard III. regierte nach Wiederherstellung des Friedens noch sechsundzwanzig Jahre. Als seine Gemahlin 1655 starb, vermählte er sich zum zweiten Male mit Maria Dorothea Sophia, Gräfin von Öttingen, auch mit ihr erzeugte er wieder in achtzehn Jahren elf Kinder und ward so ein Vater von fünfundzwanzig Kindern.

In dieser zweiten Regierungshälfte Herzog Eberhards setzte sich nun auch allmählich am Stuttgarter Hofe die Veränderung durch, die damals gleichzeitig an den übrigen deutschen Höfen stattfand. Der Einfluß der Hofprediger und der übrigen Theologen ward immer mehr beseitigt, französischer Ton wurde gangbar, die Töchter des Herzogs hießen nicht mehr

Fräulein wie früher, sondern Prinzessinnen, es kam ein immer glänzender betitelter und bezahlter Hofstaat auf. Der Herzog erhielt vom Kaiser im Jahre 1664 ein eigenes Diplom, durch welches ihm das Prädikat „Durchlauchtig“ zugesichert wurde. Auch die Regierungsgeschäfte des Landes gingen in die Hände der neu eingerichteten Kollegien über.

Der Herzog blieb seiner alten Passion, der Jagdlust, treu. Französische und deutsche Jäger gab es in ziemlicher Anzahl. „Pferde und Hunde“, schrieb Valentin Andreä an den Herzog August von Wolfenbüttel, „sind seine größte Freude“. Im Jahre 1674, dem Jahre, in dem Eberhard starb, ward das erste Komödienhaus in Stuttgart gebaut. Zu Ehren des neuvermählten Erbprinzen ward am 17. Februar ein musikalisches Spiel: „Die in der Fremde erworbene Lavinia“ aufgeführt. 1670 war die erste Buchhandlung in Stuttgart geöffnet worden.

In den Kreisen des Volks erhielt sich noch lange Zeit die alte Mischung von gutmütiger und ehrbarer, aber sehr beschränkter Frömmigkeit mit einer rohen und derben, kräftigen Lustigkeit. Noch 1665 wurde ein Reskript erlassen, das Bußpredigten anordnete, in denen des erschienenen Kometen gedacht werden sollte, „um Fromme zu trösten und Verstockte zu schrecken“.

1674 starb Herzog Eberhard nach sechsundvierzigjähriger Regierung im Alter von sechzig Jahren. Von den mit seinen zwei Gemahlinnen erzeugten fünfundzwanzig Kindern starb der 1637 zu Straßburg geborene Erbprinz Johann Friedrich auf einer Reise zu London.

Der Nachfolger war Wilhelm Ludwig, der seinen zweiten Namen zu Ehren seines Paten, des französischen Königs Ludwig XIV., trug.

Ein dritter Prinz wurde nach dem Tode des vorigen Administrator und der Stammvater des württembergischen

Königshauses. Seine Gemahlin war Leonore Juliane von Ansbach.

Georg Friedrich stand als Brigadier während der großen Türkenbelagerung 1683 in Wien und blieb im Türkenkriege 1685.

Johann Friedrich diente ebenfalls im Türkenkriege und fiel 1693 in einem Pistolenduell gegen den österreichischen General Graf Johann Palffy.

Ludwig endlich zeichnete sich in den französischen Kriegen aus und starb 1698.

Die Töchter verheirateten sich nach Bayreuth, Sachsen-Eisenach, Ostfriesland und Öttingen.

Das gesamte Haus Württemberg bestand bei Herzog Eberhards III. Tode aus zwanzig Prinzen, achtzehn geborenen Herzoginnen von Württemberg und sechs hochfürstlichen Witwen.

Herzog Wilhelm Ludwig, der Nachfolger Herzog Eberhards III., war geboren 1647 und regierte von 1674 bis 1677, also nur drei Jahre. Er hatte sich, nachdem er in Tübingen studiert und 1669 bis 1672 die deutschen Höfe, Frankreich, England, die Niederlande, Dänemark und Schweden besucht hatte, im Jahre 1673 mit Magdalene Sibylle, der Tochter des Landgrafen Ludwigs VI. von Hessen-Darmstadt, vermählt. Die Hochzeitsfeierlichkeiten waren von großer Pracht. Die Braut wurde am 12. Februar mit 7000 Mann zu Roß und Fuß, die des französischen Kriegs halber angeworben worden waren, und unter einer dreimaligen Salve aus zwanzig Stücken eingeholt. Beim Trauungsmahle am 13. Februar bewunderte man vornehmlich das Schauessen, das einen hohen durchbrochenen Bogen darstellte, auf dessen Gipfel die Neuvermählten in einem Triumphwagen saßen. Unten standen elf Sibyllen, lauter württembergische Prinzessinnen und Gemahlinnen württembergischer Fürsten. Der sinnige Witz des Künstlers hatte eine zwölfte kleine Sibylle in der Wiege liegend beigefügt. Ein anderes Schauessen beim Festmahl stellte die Frauentreue dar.

Am Abend dieses Tages war Fackelzug, am Abend des 16. prachtvolles Feuerwerk im Lustgarten, am Abend des 17. wurde „Lavinia" aufgeführt, am 18. war Jagd und am 19. schloß ein Festmahl die Feierlichkeiten.

In dem zwischen Kaiser Leopold und Ludwig XIV., im Jahre 1673 zum Ausbruch gelangten Kriege, an dem im folgenden Jahre auch das Reich sich beteiligte, blieb Wilhelm Ludwig wie sein Nachbar, Kurfürst Ferdinand Maria von Bayern, neutral. Aber Württemberg wurde durch Durchzüge und Einquartierungen der beiderseitigen Truppen hart mitgenommen und erlitt in den Jahren von 1672 bis 1679 einen Schaden von beiläufig 1 100 000 Gulden.

Außer seinem Nachfolger hinterließ Herzog Ludwig der erst 30 Jahre alt im Kloster Hirschau starb, drei Prinzessinnen, von denen Magdalena Wilhelmine sich 1697 mit dem Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach, dem Gründer von Karlsruhe, vermählte, während die beiden anderen unvermählt starben.



Zweites Buch.

Vom Regierungsantritt Eberhard Ludwigs bis zum Tode Karl Eugens.

1677—1793.

Erster Abschnitt.

I.

Eberhard Ludwig und die Zeiten der Landesverderberin Grävenitz.

1677—1733.

Des Herzogs Jugend und Erziehung. Die Französierung des Hofes und die Berufung des auswärtigen Adels nach Stuttgart. Das Fräulein von Grävenitz. Ihre Familie. Ihr Aufstieg. Ihre Herrschaft über das Land. Ludwigsburg als das württembergische Versailles. Die Massenauswanderung nach Amerika. Die Demoralisation des Hofs und der Pietismus des Volks. Der Sturz der Grävenitz.

Der Erbprinz war beim Tode seines Vaters ein Kind von neun Monaten, das noch in der Wiege lag. Es trat deshalb eine fünfzehnjährige Vormundschaft ein, während deren der Bruder des verstorbenen Herzogs, Prinz Friedrich Karl, als Administrator die Regierung mit der Herzoginwitwe führte. Beide standen selbst noch in der Blüte ihrer Jugend und waren beide erst fünfundzwanzig Jahre alt. Während der Administration setzte sich die Französierung des Hofes, die damals fast an allen deutschen Höfen Mode wurde, durch.

Seit dem Nymweger Frieden 1679, der den ersten Krieg Kaiser Leopolds mit Frankreich beendigt hatte, waren die berüchtigten Reunionen Ludwigs XIV. eingeleitet worden. Sie trafen auch die württembergische Grafschaft Mömpelgard jenseits des Rheines. Der Administrator Friedrich Karl erhob Vorstellungen, aber ohne jeden Erfolg. Juvigny, der Bour-

geauville als französischer Gesandter am Stuttgarter Hofe gefolgt war, trug ein insolentes Benehmen zur Schau. Als der Kaiser 1688 den zweiten Krieg mit Frankreich begann, trat Württemberg auf seine Seite. Es erfolgte nun 1688 unter dem Mordbrenner Melac der erste Einfall der Franzosen, dem während der Regierung Eberhard Ludwigs noch zwei andere in den Jahren 1693 und 1707 folgten. Im Dezember 1688 besetzten die Franzosen Stuttgart, das Peyssonnel stürmte und drei Tage lang plündern ließ, den Hohenasperg und Tübingen. Der junge Herzog wurde nach Regensburg in Sicherheit gebracht, ging dann mit seinem Hofmeister, dem nachherigen Oberhofmarschall Johann Friedrich von Stafforst auf Reisen.

Im Jahre 1692 wurde der Administrator zu Ötisheim von den Franzosen gefangen und nach Paris geführt. Ludwig XIV. gab ihm aber schon in der ersten Audienz die Freiheit zurück und war sogar so verbindlich, ihm zu erlauben, sich in seiner Gegenwart zu bedecken. Während er in Paris war, erwirkte man für den jungen Herzog in Wien die Volljährigkeitserklärung. Der Kaiser erteilte sie, weil man den Administrator beschuldigte, mit Frankreich in ein Bündnis getreten zu sein. Schon 1693 übernahm Eberhard Ludwig selbst die Regierung, im gleichen Jahre, in dem die Franzosen zum zweiten Male unter dem Dauphin in Württemberg einbrachen; im Juli waren sie wieder in Stuttgart.

Die Geschäfte leitete der Geheime Rat Johann Georg Edler von Kulpis, ein berühmter Rechtsgelehrter, geborener Hesse, erst Professor zu Straßburg, dann 1686 durch den Geheimen Rat Forstner an den Hof gekommen. Der Kaiser hatte ihn 1694 geadelt. Er hatte im Namen des Herzogs den Ryswijker Frieden mit Frankreich unterschrieben, samt dem berüchtigten vierten Artikel wegen der katholischen Religion, die in den Orten bleiben sollte, wo sie die Franzosen vor dem Frieden eingeführt hatten, was für Mömpelgard schlimme Folgen ergab. Kulpis ward sehr übel in Stuttgart empfangen, es

wurde ihm Übereilung vorgeworfen, er habe es nicht erwarten können, sein neuverliehenes Wappen unter dem Friedensinstrument abgedruckt zu sehen. Er zog sich diese Vorwürfe so sehr zu Gemüt, daß er schon im folgenden Jahre, erst sechsundvierzig Jahre, starb.

Sobald der berüchtigte Ryswijker Frieden — der Frieden „Reiß weg" — geschlossen war, erfolgte die große Umwandlung am Stuttgarter Hofe: er wurde nach und nach auf einen sehr kostspieligen Fuß eingerichtet. Zwar kam es sehr bald zu einem dritten und sehr schweren Krieg mit Frankreich, dem spanischen Erbfolgekrieg, aber gerade während dieses Krieges wurde Hofpracht und Hoffart immer größer. Zum ersten Mal wurde in dem kleinen Ländchen ein Oberhofmarschall angestellt und zwar bekleidete diese Stelle geraume Zeit der ehemalige Hofmeister des Herzogs Johann Friedrich von Stafforst, ein Westfale aus der Grafschaft Hoya. Zum ersten Male wurden auch Kammerherren ernannt. Drei Jahre nach dem Frieden, 1718, erschien das erste Rangreglement und 1722 erhielten die Geheimen Räte und die Generäle den Titel „Exzellenz". Bereits 1681 war eine Kleiderordnung für den Hof erschienen, der nun regelmäßig en grande tenue, die geheimen Räte in seidenen gestickten Kleidern, erscheinen mußten.

Fatal war es, daß der Adel so gänzlich am Stuttgarter Hofe fehlte. Der sehr zahlreiche schwäbische Adel war reichsunmittelbar und verschmähte es, in Stuttgart in der Anticamera zu dienen; er zog Wien vor. Der junge Herzog half sich, um seinem Hof einen vornehmeren Anstrich zu geben dadurch, daß er fremden Adel, dem natürlich entsprechende kostbare Gnadenbezeugungen gewährt werden mußten, nach Stuttgart zog. Namentlich gab sich der mecklenburgische Adel zu dieser Verpflanzung ins Schwabenland her und eine mecklenburgische Dame war es, die sehr bald eine der höchsten Stellen in Württemberg einnehmen sollte, wie sie früher kein Einheimischer bekleidet hatte.

Für des jungen Herzogs Geist war sehr wenig getan worden. Er war eine liebenswürdige, aber sinnliche Natur und verlangte aus Lüsternheit und Langeweile nach immerwährender Abwechslung und Zerstreuung. Da er es in einer Kunst, der Kunst des Tanzes, sehr weit gebracht hatte, wurden häufig Bälle veranstaltet. Man löste gleichzeitig die alte, freilich übertriebene Kirchenzucht auf und befahl die neuen weltlichen Lustbarkeiten in aller Form an. Am 4. Januar 1715 erging ein landesherrliches Reskript, das die seitherigen täglichen Betstunden auf eine Stunde in der Woche herabsetzte. Siebzehn Tage später, am 21. Januar, erschien ein weiteres Reskript, das die Redouten einführte: „Bei Vermeidung des Herrn Ungnade" ward zu diesen sich fleißig einzufinden, „den Hof- und Kanzleibeamten, wie auch den Kauf- und anderen Bürgersleuten" ausdrücklich geboten. Einer der Bestimmungen des Redouten-Reskripts war: „Nobles, Dominos und polnische Röcke bleiben allein für Cavaliers und Dames reserviert, sonst darf jeder eine Maske tragen, die er will."

Allerdings eiferten die Hofprediger gegen die nach und nach immer zügelloser werdenden Hofsitten, aber sie wurden kaum mehr gehört. Der letzte, der noch eine Art von Respekt genoß, war der 1698 neuernannte redliche Hedinger gewesen, der mit aller Unerschrockenheit seiner Amtspflicht gemäß gesprochen hatte; er starb schon 1704. Mit dem Ansehen der Hofprediger war es nun vorbei.

Nächst den Tanzfesten bildete das französische Theater einen stehenden Teil der Stuttgarter Hoflustbarkeiten. Der Hof erhielt, wie damals überall in Deutschland, hierzu freien Zutritt.

Während des spanischen Erbfolgekrieges bürgerten sich auch die Kaffeehäuser nach französischem Muster in Stuttgart ein. Das erste errichtete Aulber dem alten Schlosse gegenüber im Jahre 1712. Ebenso kamen damals auch die sog. Gartenwirtschaften in Aufnahme. Die Kavaliere lagen hier dem Glücks-

spiele ob; es waren für sie „aparte Zimmer ad luxuriam eingerichtet". Vergebens eiferten die Geistlichen auch gegen diese noblen Passionen.

Seit dem Ryswijker Friedensjahre 1697 war der junge Herzog mit Johanna Elisabeth, Tochter des Markgrafen Friedrich Magnus von Baden-Durlach, vermählt. Im folgenden Jahre wurde der Erbprinz Friedrich Ludwig geboren. Im Jahre 1700 unternahm Eberhard Ludwig eine Incognitoreise nach den Niederlanden, England und Frankreich.

Altem Herkommen im Hause Württemberg getreu war der junge Herzog ein Hauptpatron der Jagd. Er stiftete in seiner Eigenschaft als Reichsjägermeister im Jahre 1702 den „großen Jagdorden" zu Ehren des heiligen Hubertus, des Schutzherrn des Waidwerks. Auf seinen Jagdschlössern waren mehrere Zimmer mit Hirschgeweihen geschmückt, die er sich in eigener Person in seinen Wäldern erobert hatte. Überallhin begleitete den jungen Nimrod sein abgerichteter schwarzer Leibwolf Melac, der auf einer kostbaren Tigerdecke vor seinem Bette schlief.

Eine zweite Passion des Herzogs war die Soldatenliebhaberei. Eberhard Ludwig hielt sich auch noch nach dem Ryswijker Frieden die erste stehende Armee, die zweitausend Mann zählte. Er nannte sie Haustruppen. Es waren Garden zu Fuß und zu Roß in gelber Uniform, der württembergischen Hoffarbe, die von Silber strotzten und mit schwarzen und roten Bandelieren verziert waren.

Zu Anfang seiner Regierung war der Herzog eine Zeitlang sehr kriegerisch gesinnt. Als das Reich 1702 in den spanischen Sukzessionskrieg eingetreten war, ergriff er mit patriotischem Feuer, obgleich Bayern auf Frankreichs Seite stand und Württemberg also auf beiden Seiten gefährdet war, die Waffen für Österreich. Er begab sich selbst zur Armee und wohnte mehreren Schlachten bei, so auch der bei Höchstedt, wo er als Generalfeldzeugmeister unter dem Prinzen Eugen komman-

dierte. Im Jahre 1707 ward ganz Württemberg zum dritten Male in dem kurzen Zeitraum von neunzehn Jahren durch französische Truppen überschwemmt. Marschall Villars [1]) besetzte am 8. Juni Stuttgart, während der Hof nach Baden in der Schweiz flüchtete. Nach zwei Monaten, in denen Villars in Schwaben und Franken neun Millionen Gulden zusammen gebrandschatzt hatte, vertrieben ihn die Reichstruppen, bei denen sich Eberhard Ludwig befand.

Das patriotische Feuer, mit welchem der Herzog die Waffen gegen die Franzosen ergriffen hatte, war aber erloschen. Ein anderes Feuer hatte sein Herz ergriffen und sollte leider beinahe auch das Land Württemberg verzehren. Entzündet wurde dies verderbliche Feuer von einer schönen mecklenburgischen Dame, dem Fräulein Wilhelmine von Grävenitz, die in der württembergischen Geschichte als die Landesverderberin eine traurige Berühmtheit erlangt hat.

Fräulein Christiane Wilhelmine von Grävenitz war im Jahre 1706 am Hofe zu Stuttgart erschienen, woselbst ihr Bruder sich schon vorher eingefunden hatte und Kammerjunker geworden war. Die Familie stammte aus Mecklenburg; der Vater war Geheimer Rat, Kammerpräsident und Oberlandeshauptmann des Herzogs Friedrich Wilhelm von Schwerin. Unter den holländischen Truppen, die der Herzog von Marlborough 1704 nach Bayern geführt hatte, und die den Sieg von Höchstedt zu erringen mitgeholfen hatten, befanden sich auch mecklenburgische Regimenter, in deren einem Friedrich Wilhelm von Grävenitz als Kapitän, dann als Obristwachtmeister stand. Er war in Rothenburg am Neckar einquartiert und lernte hier ein Fräulein von Stuben kennen, die er heiratete. Er war damals erst fünfundzwanzig Jahre alt und schon zum zweiten Male Wittwer. Auf Empfehlung der Herzogin von Mecklenburg-Güstrow ward er Kammerjunker am Stuttgarter Hofe. Bei Rothenburg besaß eine Frau von Ruth ein Gut

[1]) S. Band I, S. 88.

Oberhausen. Mit dieser wurde Grävenitz bekannt. Sie war früher eine Zeitlang Geliebte oder Kupplerin Herzog Eberhard Ludwigs gewesen und kannte den Hof sehr gut. Grävenitz sprach sich mit ihr aus, beriet sich mit ihr, wie er sein Glück machen könne und erzählte hierbei von seiner Schwester. Frau von Ruth empfahl ihm, die Schwester nach Württemberg kommen zu lassen; denn, wenn nicht alles was der Bruder erzählte, trüge, so sei diese Schwester eine wahre Lockspeise für den lüsternen Herzog. Eberhard Ludwig war seiner Gemahlin, einer guten aber langweiligen und trübseligen Frau voller Eigensinn, Eifersucht und Aberglauben, längst überdrüssig und hatte schon mit mehreren Damen des Hofes kurze Liaisons angeknüpft.

Des Herzogs Günstling war sein ehemaliger Hofmeister, der Oberhofmarschall und Geheime Rat von Stafforst. Dieser erfahrene Höfling war sich darüber klar, daß der Herzog bei seiner Veranlagung über kurz oder lang der Sklave einer raffinierten Frau werden müsse. Es schien ihm also wichtig, das was der Herzog früher oder später selber ergreifen werde, diesem rechtzeitig in die Hände zu spielen. So kamen ihm die Mitteilungen der Frau von Ruth über das Fräulein von Grävenitz sehr gelegen: sie war eine Ausländerin, die man ebenso leicht wieder verschwinden lassen konnte, wie man sie herbeigeholt hatte, und war auf jeden Fall für die unsauberen Zwecke geeigneter als eine Einheimische, die ihre Familienbeziehungen im Lande hatte.

Wilhelmine von Grävenitz erschien also im Jahre 1706, eingeführt durch Frau von Stafforst, dem Kammerherrn von Reischach und dessen Frau, am Stuttgarter Hofe. Sie war ein blühendes, kaum zwanzigjähriges Mädchen mit einer schlanken und vollen Junogestalt in aller Anmut der Jugend. Selbst die kleinen Pockennarben im Gesicht standen ihr wohl. Ihr Organ war einnehmend, ihre Unterhaltung lebhaft, und ihre Augen waren feurig. Ihre Verhältnisse waren höchst ärmlich. Man

mußte ihr Kleider borgen, damit sie bei Hofe präsentiert werden konnte. Der Herzog bemühte sich damals um die Gunst einer Frau von Geyling, einer stolzen Frau, die wenig beliebt war. Im Anfang machte Fräulein von Grävenitz auf den Herzog keinen Eindruck und erregte seine Aufmerksamkeit erst durch ihr Auftreten in den Komödien, welche bei Hofe aufgeführt wurden, und bei denen nicht nur die ersten Kavaliere und Hofdamen, sondern auch der Herzog selbst öfters mitspielte. Von jetzt an fesselte sie ihn immer stärker, da sie in den reizendsten Kostümen auftrat, unverkennbares Talent zur Repräsentation, gesellschaftliche Gewandtheit und nicht geringen Verstand zeigte.

Frau von Ruth und Hofmarschall von Stafforst entwarfen nun einen Plan, durch den der schönen Mecklenburgerin eine dauernde Existenz am Hofe geschaffen werden sollte. Der alte Oberstallmeister von Berga sollte veranlaßt werden, sie zu heiraten, er konnte sich aber nicht dazu entschließen. Vor der Hand blieb also Fräulein von Grävenitz Hofdame bei der Herzogin und wohnte im Stafforstschen Hause. Um den Herzog ganz ins Netz zu ziehen, ward er eifersüchtig gemacht. Man bediente sich dazu des Fürsten Friedrich Wilhelm von Hohenzollern-Hechingen. Er war ein alter Freund der Frau von Ruth und zugleich intimster Vertrauter des Herzogs. Ihm war nichts heilig, er unterzog sich mit Behagen der Intrigue. Er wußte mit Meisterschaft die Leidenschaft des Herzogs zum höchsten Grade zu steigern.

Der Herzog ließ seiner Geliebten jetzt eine eigene Wohnung im Jägerhause zurichten. In den Akten, die nach ihrem Sturze unter dem Nachfolger Karl Alexander in der gegen sie erhobenen summarischen peinlichen Anklage geführt wurden, findet sich die Beschuldigung, „daß die peinlich Angeklagte die ganze Zeit über, da sie sich am Hofe aufgehalten, in Verdacht gestanden, daß sie zu Gewinnung Serenissimi defuncti Liebe allerhand magischer und sympathischer Mittel sich bedient, so daß der Herr gegen seine rechtmäßige Gemahlin nicht nur eine

ungemeine Aversion bekommen, sondern auch ohne die Gräfin nicht bleiben können, und in ihrer Abwesenheit oft solche Bangigkeit von sich spüren lassen, daß Sie Ihres Lebens halber besorgt sein müssen und oft ausgerufen: „Je suis perdu!" — Daher Sie dann zu derselben geeilt und sobald Sie dahin gekommen, von diesem Affekt wieder frei worden."

Offenbar sind diese sympathetischen Mittel, wenn Fräulein Grävenitz sie auch wirklich gebraucht haben mag, nur Beweise ihres eigenen Aberglaubens und charakterisieren die Unbildung der Zeit. Die Sache verlief ganz natürlich. Der Herzog selbst schrieb 1706 an den Prälaten Johann Osiander, er habe die Gräfin als eine junge Person und gleichsam mit Gewalt und weinenden Augen zum Vergangenen gebracht.

Die Akten warfen dem Fräulein Grävenitz weiter vor, daß sie vor der Verbindung mit dem Herzog ein anderes und zwar von Folgen begleitetes Liebesverhältnis unterhalten habe.

Noch ahnte niemand, welch hohen Preis das mecklenburgische Fräulein von dem Herzog forderte. Selbst Herr von Stafforst, der tief im Geheimnis zu sein glaubte, ward von der Entwicklung überrascht. Ganz allein mit ihrem Bruder und der Frau von Ruth wurden die Pläne verabredet. Das Fräulein entwickelte dabei eine ungemeine Klugheit und Verstellung.

Die Herzogin hatte Kenntnis von dem neuen Verhältnis ihres Gemahls erhalten. Sie war untröstlich, aber weder imstande, ihm die unterhaltende Rivalin zu ersetzen, noch ihrer selbst genug mächtig, um ihn nicht mit der größten Unfreundlichkeit sein Unrecht fühlen zu lassen. Sie schrieb nach Durlach an ihren Vater.

So standen die Sachen, als im Jahre 1707 Ende Mai Marschall Villars in Schwaben einbrach. Der Herzog, der bei den Reichstruppen stand, nahm Reißaus. „Mich deucht, daß es eine große Schande vor den Herzog von Wirtenberg ist, sein Land nicht besser zu beschützen", schreibt die Herzogin von

Orleans aus Versailles unterm 7. Juni 1707. Unter den Personen des Hofs, die damals von Stuttgart, das Villars schon am 8. Juni besetzte, nach Baden in der Schweiz flüchteten, befand sich auch Fräulein von Grävenitz. Kaum waren aber die Franzosen im Juli wieder vertrieben, so eilte auch der Herzog von den Reichstruppen weg und seiner Geliebten in die Schweiz nach. Sie kam hierauf mit ihm nach Württemberg zurück. Bei der Rückkunft fand auf dem Gute der Frau von Ruth zu Oberhausen die regelrechte Trauung statt. Ein junger Magister, Phäler von Tübingen, sprach den priesterlichen Segen, Zeugen waren der Fürst von Hohenzollern, ein Herr von Hornberg und noch einige andere Personen. Die Trauung geschah zur Rechten.

Unmittelbar nach der Trauung begab sich der Herzog mit seiner Geliebten nach Schlangenbad. Zehn Wochen nachher sandte er einen Unterhändler nach Wien, um ihr den Gräfinnentitel zu erwerben. Vier Monate nach der Trauung machte er den Geheimen Räten förmliche Eröffnung von dem, was geschehen sei. Stafforst befand sich unter diesen Geheimen Räten; der Herzog erklärte ihnen, er habe die Sache mit Gott und seinem Gewissen überlegt, versicherte aber zugleich, der Wahrheit entgegen, die Trauung sei schon vor Jahr und Tag vor sich gegangen; ja, er mutete den Herren sogar zu, der Herzogin, seiner Gemahlin sowohl, als auch der noch lebenden Herzogin Mutter die Nachricht zu überbringen.

Das Grafendiplom traf darauf von Wien ein, es kostete über 20 000 Gulden und erhob die Grävenitz zur Reichsgräfin von Urach. Dieses anfänglich auf die Schwester allein lautende Grafendiplom wurde später auf Bruder und Schwester zugleich umgefertigt und beide, der Bruder mit seinen ehelichen Leibeserben und die Schwester, zu Reichsgrafen von Grävenitz erhoben. Zwanzig Jahre später, 1726, erhielten der Graf und die Gräfin Grävenitz Sitz und Stimme auf der fränkischen Grafenbank.

Nun aber wurden beim Herzog von allen Seiten Vorstellungen gegen den ganz ungewöhnlichen Schritt erhoben. Den Geheimen Räten saß Friedrich Maximilian Baron von Menzingen vor, der der Schwiegervater des berühmten nachherigen hessischen Ministers Johann Friedrich Baron von Stein wurde, der damals Hofmeister des Erbprinzen war und mit ihm nach Lausanne ging. Menzingen und die übrigen Geheimen Räte reichten eine schriftliche Remonstration ein, der Synodus ließ gleichergestalt eine Gewissensrüge zugehen, das Konsistorium verweigerte dem Herzog das Abendmahl. Alle deutschen Fürsten und auswärtige Potentaten erließen abmahnende Schreiben, selbst von Karl XII. lief aus dem Hauptquartier Nova Pola, 27. Januar 1708, kurz vor seinem Zug nach der Ukraine und der Niederlage von Pultawa, ein sehr nachdrückliches Schreiben ein. Aber der Herzog begnügte sich, zu erwidern, „daß geschehene Dinge nicht ungeschehen gemacht werden könnten". Er erklärte dem Oberhofmeister und Kanzler, Baron Christoph Peter von Forstner, seinem Jugendfreunde: „Ich bin Papst in meinem Lande und niemandem anders als mir selbst Rechenschaft schuldig. Ein lutherischer Fürst ist in Gewissensfällen nur Gott verantwortlich."

Es dauerte nicht lange, so erschienen, von Wien aus beauftragt, ein braunschweigisch-wolfenbüttelscher und ein hessencasselscher Gesandter in Stuttgart. Ihr Kommissoriale war vom 29. Februar 1708. Die Herzogin hatte es durch ihre Vorstellungen bei ihrem Vater zu Durlach durchgesetzt, daß er sich das Einschreiten des Kaisers erbat. Der Herzog war anfänglich darüber so sehr betroffen, daß er erklärte, katholisch werden zu wollen. Der Fürst von Hohenzollern hatte ihm auf solchen Fall sein Wort gegeben, daß der Papst die erste Ehe des Herzogs lösen werde. Kaum konnten der kriegerische Prälat Johann Osiander und der Kanzler Jäger mit den ernsthaftesten Gegenversicherungen, daß der Papst das nie tun werde, durchdringen. Unterm 4. August 1708 erließ Papst Clemens XI.

jedoch Schreiben an Kurmainz, Kurtrier und Kurpfalz, an die Bischöfe zu Basel, Würzburg, Münster, an den Abt von St. Gallen und an die katholischen Schweizerkantone, daß sie sich die Beförderung und Unterstützung der vom Herzog von Württemberg verhofften Bekehrung sollten angelegen sein lassen.

Der Herzog geriet außer sich, als er vernehmen mußte, daß die kaiserliche Kommission darauf bestehe, die Gräfin Grävenitz solle weggeschafft werden. Er reskribierte unterm 2. Mai an seine Geheimen Räte, daß keiner von ihnen „bei Verlust des Kopfes zu Abandonnierung der Gräfin" raten solle, ja er ging so weit, ihnen zu vernehmen zu geben, daß „so gut ein kommandierender General seinen untergebenen Generalen Befehl bei Todesstrafe erteilen könne, so viel eher müsse ein Herr berechtigt sein, seinen Dienern solche Befehle zu geben. Geheime Räte und nicht Vormünder und Hofmeister haben wir uns bestellt". Endlich gelang es dem unerschrockenen Prälaten Johann Osiander, der das Mürbemachen verstand, den Herzog am 22. Juni doch zu einer förmlichen Nichtigkeitserklärung seiner Trauung zu bewegen. Zur Entfernung der Gräfin wollte er sich aber nun und nimmermehr bequemen, er ließ der kaiserlichen Kommission schriftlich zu wissen tun, „daß ihm dadurch nicht anders geschehe, als wenn man ihm die Seele vom Leibe risse". Um die Wegschaffung unmöglich zu machen, forderte er von den Landständen die ungeheure Abfindungssumme von 200 000 Gulden für die Gräfin.

Unterdessen aber kam ein neuer Stoß und dieser endlich schlug durch. Es verbreitete sich die Sage, daß neue Klagen gegen den Herzog sowohl von seiner Gemahlin, als vom Durlachschen Hofe und von den Landständen erhoben worden seien, man spreche von Vergiftung der Herzogin, man habe ihr in eine Tasse Chokolade kleine zerstoßene Diamanten hineingetan, auch sei deshalb schon eine neue Kommission vom kaiserlichen Hofe ernannt worden. Da endlich ließ sich der Herzog mit 50 000 Gulden zufrieden stellen, und die Gräfin verließ das

Land, der Herzog begleitete sie bis Genf, wo sie nun ihren Wohnsitz aufschlug und im prächtigen Stile lebte.

Nicht lange aber war der Herzog wieder zurückgekehrt, so eilte er aufs neue in die Schweiz und berief die Gräfin nach Bern. Er lebte hier mit ihr zwei Jahre. Das Land war froh, als er am 11. Mai 1710 wieder nach Stuttgart zurückkehrte, damit nur nicht mehr wie bisher die Einkünfte außer Landes verzehrt würden. Die Aussöhnungstraktate mit der Herzogin kamen feierlich zustande. Die Gräfin stellte zu Schaffhausen unterm 15. November 1710 einen förmlichen Revers aus, den kaiserlichen Befehlen Folge zu leisten.

Aber der Herzog hatte unterdessen einen Ausweg gefunden, der ihm den ungefährdeten Genuß der geliebten Gräfin verlieh. Die Unterhandlung war durch den Geheimen Rat Schütz gegangen. Die Gräfin verheiratete sich zum Scheine. Es wurde durch Schütz in Wien ein ziemlich bejahrter, verschuldeter böhmischer Graf, Johann Franz Ferdinand von Würben (aus dem alten eingeborenen Geschlechte Wrbna von Freudenthal), aufgetrieben, der sich dazu hergab, sich mit der Gräfin trauen zu lassen, aber dem Herzog alle seine Rechte zu überlassen. Durch einen im Schloß Waltenbuch ausgestellten Akt vom 30. November 1710 sagte Eberhard Ludwig dem Grafen von Würben nächst einem Handgeld von 20 000 Gulden einen lebenslänglichen Gehalt von 8000 Gulden zu, außerdem erhielt er das erste Amt am Hofe, das eines Ober-Landhofmeisters Exzellenz, und die erste Stelle im Zivilstaat, die eines Geheimen Rats- und Kriegsratspräsidenten. Außerdem ward ihm die nächsterledigte Obervogtei und der nächsterledigte große Jagdorden versprochen. Unter diesen Bedingungen erklärte sich der Graf von Würben bereit, nach der Trauung allein in Wien sein Geld zu verzehren. Er ward mit der Gräfin zu Oberhausen getraut, wo drei Jahre früher der Herzog mit ihr ebenfalls die Ehe abgeschlossen hatte und reiste sofort wieder

nach Österreich, wo er 1720 starb. Nun hatte die Gräfin zwei angetraute Männer und der Herzog zwei angetraute Frauen.

Am 17. April 1711 starb Kaiser Joseph I., der Herzog führte in den Feldzügen von 1711 und 1712 das Kommando der Reichsarmee am Oberrhein. Während dieser Zeit kehrte die Gräfin Grävenitz als Frau Landhofmeisterin Exzellenz wieder nach Stuttgart zurück. Als am 10. Dezember 1712 die Herzogin Mutter starb, überließ der Herzog das bisher von dieser bewohnte schöne und wohlgelegene Schloß Stetten seiner Geliebten. Später erhielt sie noch Gochsheim, Welzheim, Brenz und Freudenthal. Ihrem Bruder ward Heinsheim und Marschalkenzimmern gegeben.

Von nun an beherrschte die Grävenitz zwanzig Jahre lang unumschränkt den Herzog und das Land, 1711—1731. Es war, wie selbst die Hofleute, wenigstens beim Weine, sagten, als ob der Böse lebendig in sie gefahren wäre. Man nannte sie nur „die Landesverderberin".

Die Nebenherzogin hatte schon seit ihrer Trauung im Jahre 1707 damit angefangen, alle ersten Hof- und Staatsstellen an ihre Verwandten und Kreaturen zu bringen. Nicht zwei Jahre vergingen, so war das Geheime Ratskollegium ganz neu besetzt. Der ehemalige gute Freund und Vertraute der Gräfin, der Geheime Rat und Hofmarschall von Stafforst, fiel zuerst, er wurde schon im Dezember 1707 entlassen. Er war vor allen übrigen gegen die Trauungskomödie aufgetreten und zwar mit um so größerer patriotischer Untertanenwärme, als er dabei so gewaltig dupiert worden war. Er ging nach seinem Vaterland Westfalen zurück und starb als großbritannisch-hannoverscher Geheimer Rat 1730 ohne Kinder. Im Jahre 1708 trat der Gräfin Bruder, der Graf Friedrich Wilhelm von Grävenitz, als Geheimer Rat ein. Er erhielt sich als Premierminister und Gouverneur von Mömpelgard bis zum Tode des Herzogs, obgleich er, wie Forstner[1]) berichtet,

[1]) S. unten S. 70.

weder Latein noch Französisch und kaum Deutsch verstand, er nennt ihn einen eigennützigen Ignoranten und unwürdigen Poltron. Ein zweiter Bruder, Karl Ludwig, ward Gardemajor, später General, er starb 1793, noch vor der Katastrophe. Der jüngste, Johann Friedrich, war Oberstallmeister. Von ihren Schwestern heiratete Eleonore den Geheimen Rat Baron Nathanael Sittmann, der ehemals Haushofmeister bei der Gräfin Wartemberg gewesen und ein schmutziger Geizhals war; die jüngste, Henriette, heiratete den Kriegsratspräsidenten von Boldewein. Von den beiden Söhnen des Premierministers wurde der eine, Graf Friedrich, Oberhofmarschall, der andere, Graf Viktor, Geheimer Rat und Komitialgesandter in Regensburg.

Unter den Kreaturen der Grävenitz standen obenan der Geheime Rat Schütz, dem es durch seine genaue Kenntnis „der Art, wie am Wiener Hofe Sachen durchzutreiben sind", gelang, ihr Schutzbriefe vom Kaiser zu erwirken, und wofür seine Familie die vorteilhaftesten Stellen erhielt; außerdem der Geheime Rat Pfau, ein Anhaltiner aus Dessau, der die auswärtigen Angelegenheiten besorgte, aber, wie Forstner in seiner Apologie schreibt, besser die Violine zu spielen, als einen Brief richtig zu schreiben verstand, und dessen Bruder, der Hofrat Pfau, der der geheime Sekretär und Vertraute der Gräfin war.

Der Gräfin Grävenitz zu Gefallen mußte der Herzog im Jahre 1717, in demselben Jahre, in dem er den Hof nach Ludwigsburg verlegte, ein Geheimes Kabinett errichten, welches die höchste Aufsicht über alle Justiz-, Finanz- und Gnadensachen haben sollte. Sie selbst, die sehr gestrenge Dame, saß als ordentliches Mitglied gegen alle Sitte und Natur in diesem Kabinette, präsidierte wie die Maintenon, auf die sie sich ausdrücklich bezog, hochgebietender und leidenschaftlicher als je ein despotischer männlicher Kollegiumspräsident. Die übrigen Mitglieder des Kabinetts waren ihr Bruder, der Premier, dessen jüngster Sohn und die Geheimen Räte von Schütz

und Pfau, ihre Kreaturen. Diese fesselte ein geheimer Pakt, daß nicht eher eine Sache zum Vortrag vor den Herzog zu bringen sei, ehe sie sich selbst unter einander darüber verständigt hätten. Unter sämtlichen Kabinetts- und Geheimen Räten war nur einer, unter den siebzehn Expeditionsräten nur drei Württemberger. Alles ging durch der Gräfin Hand, und alle Stellen bot sie an den Meistbietenden feil. Ihre vorherrschenden Charakterzüge, ungemessene Hoffart und ungemessene Habsucht, traten in ihrer ganzen Verächtlichkeit zur Schau. Wer nur irgend eine selbständige Meinung ihr gegenüber zu behaupten versuchte, wurde entfernt. Des Herzogs Jugendfreund, Baron Christoph Peter von Forstner, Oberhofmeister und Kanzler, ein redlicher, aufrichtiger Mann, mußte wie ein Verbrecher aus dem Lande gehen, 1716, und schrieb von Paris aus seine „Apologie". In Stuttgart aber ward er in effigie verbrannt und es ward von seinem Vermögen konfisziert, so viel man erhaschen konnte. Forstner hatte dem Herzoge in edler Freimütigkeit in einem Briefe den Charakter und das Leben seiner Geliebten geschildert. Drei Tage lang trug der Herzog diesen Brief in der Tasche mit sich herum, dann verschloß er ihn in seiner Schatulle. Die Gräfin öffnete heimlich diese Schatulle, und der Herzog mußte seinen Freund ihr preisgeben. Sie schickte eigens ihren Vertrauten und vieljährigen Geheimen Sekretär Hofrat Pfau nach Paris, um Forstners Verhaftung zu erwirken und es ward ihm ein Kriminalprozeß gemacht. Allein alle Bemühungen, den Regenten[1]) zu bewegen, die Sache im Sinne der Grävenitz zu fördern, scheiterten, da dessen Mutter, die bekannte Herzogin von Orleans, den Verfolgten in Schutz nahm. Er wurde durch sie sehr bald aus der leichten Haft, mit der man ihn belegt hatte, befreit. Von Paris aus drohte Forstner der Gräfin, auch sie auf seinem Schlosse zu Dambach im Elsaß in effigie zu

[1]) Herzog Philipp von Orleans, der Sohn Liselottens, übernahm nach König Ludwigs XIV. Tod die Regentschaft (1715—1723) für dessen minderjährigen Urenkel Ludwig XV.

verbrennen, sie „beide würden dann die berühmtesten Prozessierten dieses Jahres sein". Von Paris aus schickte er Plakate nach Stuttgart, die zu der Gräfin großem Verdrusse an allen Straßenecken angeschlagen wurden. Ein anderer Geheimer Rat, von Hespen, hatte für die unglückliche Gemahlin des Herzogs gesprochen, worauf ihn die Gräfin auf die Festung setzen ließ, aus der er nur auf ernstlichen kaiserlichen Befehl freikam. Alles duckte vor ihr, nur der unerschrockene Prälat Osiander, der ehemalige Gouverneur von Tübingen, der sich sogar unter diesem Mannweib als Direktor des Konsistoriums und Geheimer Rat in Respekt zu halten wußte, wagte ihr zu sagen, als sie gar ins Kirchengebet eingeschlossen zu werden verlangte, es werde ohne ihr Angedenken kein Vaterunser gebetet, denn man bete ja alle Tage: „Herr, erlöse uns von dem Übel". Sonst war „bei empfindlicher Strafe" verboten, über sie und den Herzog zu „raisonnieren".

Die Gemahlin des Herzogs, Johanna Elisabeth von Durlach, hatte sich nicht entschließen können, ihrer verhaßten Nebenbuhlerin das Schloß zu Stuttgart zu räumen. Selbst nicht durch die Drohung ließ sie sich vertreiben, daß man sie nicht mehr als Fürstin behandeln werde. Die Gräfin Grävenitz veranlaßte deshalb den Herzog, ihr aus dem Wege zu gehen und lieber für sie, die Nebenherzogin, eine eigene neue Hofhaltung zu begründen. Er mußte nun im Jahre 1717 ungefähr eine Meile von Stuttgart, nicht einmal auf eigenem, sondern größtenteils auf geistlichem Grund und Boden, die neue Residenz Ludwigsburg anlegen. Es wurde hier von Frisoni ein prächtiges Schloß im Stile von Versailles gebaut. Wie in Versailles sollte auch hier eine königliche Hofburg mitten in einer öden Gegend geschaffen werden. Städte und Ämter mußten eigene Häuser in Ludwigsburg bauen. Die so gebauten Häuser verschenkte der Herzog dann an seine Hofleute und Räte, denn alle Kollegien und Kanzleien wurden nach Ludwigsburg versetzt. Die Zufuhren der Baumaterialien

waren ungemein kostbar, sie mußten von weither beschafft werden. Eine Sandfuhre kostete einen Taler. Wasser war im Anfang fast gar nicht vorhanden, ebenso fehlte das Holz: man konnte die Öfen kaum heizen. Mit ungeheuren Kosten ward aber alles herbeigeführt. Noch Napoleon fand seine Zimmer in Ludwigsburg so prächtig, daß er dem König Friedrich sagte, er werde seinen Gegenbesuch nicht so gut aufnehmen können. Der Herzog hatte hier seine vortreffliche Kapelle, seine schöne Fasanerie und namentlich seinen überaus kostbaren Marstall. Der Herzog hielt sich unter anderem drei Gespanne zu je acht Pferden, mit denen er als Kutscher die Nebenherzogin selbst fuhr. Die Pferde mußten dabei vor dem Wagen allerlei Reitkünste machen. Pferde und Hunde waren seine größte Liebhaberei, er ließ ihre Portraits in Masse in den Gemächern von Ludwigsburg an den Wänden aufhängen. Die Orangerie von Ludwigsburg war eine der herrlichsten in Europa; aus Sardinien hatte der Herzog mehrere hundert prachtvolle Stämme bringen lassen.

Bei der Grundsteinlegung des Schlosses zu Ludwigsburg belustigte es den Landesherrn, Brot unter sein Volk auswerfen zu lassen, und zwar dergestalt, daß mancher beinahe zu Tod geworfen wurde. In demselben Jahre 1717 war die Not so groß in Württemberg, daß die erste große Auswanderung nach Amerika stattfand. Auch im Jahre 1713 war ein Hungerjahr gewesen, aber gerade in diesem Jahr hatte der Herzog seine Bauern gezwungen, einen großen Teil ihrer Äcker mit Tabak zu bepflanzen. Wie der Hof durch den ungeheuren Luxus in freche Demoralisation verfiel, so geriet das Volk durch die Not in trübe Pietisterei. In den dreiundachtzig Friedensjahren, die Württemberg von 1713 bis 1796 genoß, während deren kein Feind das Land betrat, bildeten sich diese Zustände allmählich aus: Württemberg wurde in dieser Zeit das Eldorado der Pietisten und Betstündler. Diese Sektierer gründeten später in Amerika blühende Niederlassungen.

Die allgemeine Erbitterung gegen die Nebenherzogin führte allerdings zu Versuchen, sich ihrer zu entledigen. Man stiftete geheime Verschwörungen an, man wollte sie auffangen und ihr bei einer in Schönbuch angestellten Jagd ihr Recht widerfahren lassen. Aber sie war glücklich genug, die Verschwörung noch vor ihrem Ausbruche zu entdecken. Ein Teil der Verschworenen wurde peinlich prozessiert und sie saß nur um so fester im Sattel.

Nach Wien schickte sie Geld, um den Reichshofrat zum Schweigen zu bringen. Den König Friedrich Wilhelm von Preußen erfreute sie von Zeit zu Zeit mit Präsenten von langen Kerlen für seine blaue Garde. Im Lande selbst hielt sie Spione, ließ die Briefe auf den Reichsposten erbrechen und übte eine despotische Polizei. Die Landstände ließ sie, als sie nicht Geld bewilligen wollten, durch den Herzog bedeuten, man werde sich an die „Individuen" halten, wenn die Korporation widerstrebe. Man mußte zusehen, wie das gewalttätige Weib mit den schändlichsten Künsten Schätze aufhäufte, schamlos das Recht verkaufte, alle Strafen, namentlich für geschlechtliche Vergehen, in Geldstrafen von 1500—4000 Gulden verwandelte, Domänen verkaufte, an die Juden Handelsmonopole erteilte und Gelder erpreßte. Sie führte des Herzogs Kasse, die immer leer war, sie borgte ihm aus ihrer immer vollen und machte sich durch Güter bezahlt. Man mußte sehen, wie sie mit der größten Frechheit der Gemahlin des Herzogs spottete, den schwachen und kränklichen Erbprinzen mißhandelte, den Herzog durch Nebenliebschaften hinterging, alles gouvernierte und dirigierte. Alle Abende war Gesellschaft in ihrem Hause, wobei der Herzog und der Hof erschien, es herrschte die strengste Etikette. Unter dem Vorwand von Unpäßlichkeit empfing sie im Negligé, während alle Damen im höchsten Staate erscheinen mußten. Ja, sie ließ sich sogar einmal beikommen, der Prinzessin von Württemberg-Weiltingen den Rang streitig zu machen. Nicht bloß die Ämter, die der Herzog zu vergeben

hatte, verkaufte sie, sondern auch die, deren Vergebung den Stadtmagistraten zustand. Die Beamten mußten Gelder vorstrecken, an deren Wiederbezahlung sie nicht dachte. Sie mußten Kautionen stellen, aber wenn ein Kassendefekt erfolgte, waren die Kautionsgelder unsichtbar geworden. Einmal kam jemand zu ihr und bot ihr für das Recht, eine Apotheke anlegen zu dürfen, 5000 Gulden. Sie nahm das Geld, quittierte, schickte aber das Patent nicht. Der Bittsteller kommt wieder und mahnt. Die Gräfin weiß sich nicht zu besinnen, will sich erst durch die Quittung überzeugen; sie wird ihr gegeben, sie nimmt sie, geht aus dem Zimmer und läßt den Bittsteller stehen. Er war und blieb betrogen. Ebenso konfiszierte die Gräfin ohne weiteres englische Waren, die ihr gefielen. Der Herzog selbst erschien mit ihr öffentlich in dem konfiszierten Goldbrokate. Die Schulden der Kammer waren unerschwinglich. In welchem Stile der Hofhalt geführte wurde, ergibt sich aus der Anordnung einer sogen. Inventionstafel beim Namenstage des Herzogs, 23. März 1722. Diese Tafel war wie ein See arrangiert, aus diesem See schossen vierzig Strahlen Wasser empor und zwischen ihnen schwammen lebendige Fische und Enten. Um den See war ein Pomeranzen- und Zitronengarten, in dem die Tafel stand, an der achtundvierzig Personen speisten und hundertachtundvierzig Speisen aufgetragen wurden. Auf die Parforcejagd wurden außerordentliche Summen verwendet. Das Soldatenwesen war zahlreich und prächtig. Die Verwirrung stieg endlich so hoch, daß man die Landeseinkünfte antizipierte.

Zwanzig Jahre lang wurde der Herzog von seiner mit den Jahren sehr alternden Geliebten in solcher Verblendung gehalten, daß man allerdings hätte geneigt sein können, an eine Verzauberung zu denken. Wenn er sich auch der Fesseln hätte entledigen wollen, er besaß nicht die Kraft und Entschlossenheit dazu. Er seufzte wohl einmal händeringend, sie halte ihn doch zu hart, aber los vermochte er nicht zu kommen.

Alle Sammlung und Besonnenheit erstickte im Keime das stets bewegte Hofleben und der Rausch der immer wechselnden Hofvergnügungen in der neuen Residenz zu Ludwigsburg. Die Grävenitz verließ ihn nicht, sie begleitete ihn sogar auf seine steten Jagden, unermüdet bis zum Jahre ihrer Ungnade. Man zeigte ein ganzes Zimmer von Hirschgeweihen, die die kühne Jägerin selbst erobert hatte. Herzhafte Diener und Räte fanden sich nicht, und die Bedächtigen schreckten die unglücklichen Versuche, die früher gemacht worden waren, die Allmächtige zu stürzen. Doch bildete sich nach und nach eine Partei gegen die Gräfin, an deren Spitze General Graf Wittgenstein mit seiner Gemahlin, die die Nachfolgerin der Gräfin wurde, stand und der Kammerjunker und Generaladjutant, spätere Geheimer Rat und Oberburggraf Heinrich Günther Reinhard von Röder, der in hohem Grade beim Herzog beliebt war, und auch in dieser Angelegenheit 1731 nach Preußen ging.[1]) Auch Forstner war seit 1729 wieder als Hofrichter in Tübingen angestellt worden. Die Aussichten wurden sehr trübe, als der Erbprinz hinzuwelken anfing. Er war zwar seit dem Jahre 1716 mit einer preußischen Prinzessin, Henriette Marie von Brandenburg-Schwedt, vermählt, hatte aber nur eine einzige Prinzessin aus dieser Ehe.

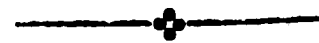
In dieser Lage der Dinge traf König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Vater Friedrichs des Großen, im August des Jahres 1730 zu einem Besuche in Stuttgart ein. Er machte dem nun vierundfünfzigjährigen Herzoge die ernstlichsten Vorstellungen, sich mit seiner Gemahlin zu versöhnen, und auf die Fortpflanzung seines in seinem unbeerbten Erbprinzen hinwegsterbenden Stammes bedacht zu sein. Der Geheime Rat Schütz erhielt Auftrag, der Gräfin ihren Abschied zu

[1]) Er war ein Sohn des aus Sachsen zuerst in Württemberg eingewanderten Obristleutnants Hans Adam Reinhard von Röder, Erbherrn auf Dörnfeld, Barigau, Guttenberg usw. und ist nachher besonders durch die Verhaftung des Juden Süß berühmt geworden; er starb 1765 hochgeehrt und unter anderem auch zum Erboberstallmeister befördert.

bringen. Aber sie beachtete das nicht. Die Sache ward nun so geleitet, daß der Herzog zu einem Gegenbesuche nach Berlin reiste und der Frau Landhofmeisterin den Befehl hinterließ, daß man sie nicht mehr bei Hofe zu sehen wünsche. Man ließ ihr alle ihre Besitzungen und eine Jahresrente von 10 000 Gulden, „so sie sich mit aller Behutsamkeit aufführt, alle Kollisionen und Mißhelligkeiten vermeidet“. Aber die gefährliche Dame ließ es auf die letzten Tage der Zurückkunft des Herzogs ankommen und konnte kaum vermocht werden, sich nach Stetten zu begeben. Sie setzte auch von ihren Gütern aus noch dem Herzog auf mannigfaltige Weise zu. Sie wollte, um des Herzogs Gunst wieder zu erlangen, zu sympathetischen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, schrieb deshalb an den Kammerdiener des Herzogs und verlangte von demselben ein paar Tropfen Bluts des Herzogs gegen eine große Summe. Der Kammerdiener machte Anzeige. Der Herzog ließ sie darauf am 14. Oktober 1731 durch ein Husarenkommando unter dem Obrist Streithorst von ihrem Gute Freudenthal wegholen und auf die Festung Urach bringen. Hier mußte sie sich zu einem Rezesse bequemen, worin sie die ihr ehemals geschenkten Güter und Dörfer abtrat gegen eine Geldabfindung von 200 000 Gulden und gegen das Gut Welzheim. Man ließ ihr ihr gesamtes Mobiliar. In dem Rezeß war besonders bedungen, daß die Gräfin den herzoglichen Trauring und die Haare, die sie noch von ihm besitze, herzugeben habe. Der Premierminister, ihr eigener Bruder, der zu all diesen Maßregeln gegen seine Schwester die Hand geboten hatte, setzte sie hierauf zwar wieder in Freiheit, den Hof durfte sie aber nicht wieder betreten. „Es ist genug kundig“, heißt es in den gegen sie später ergangenen Untersuchungsakten, „was für Ängsten ihre letztere Entfernung von Hof Serenissimo causiert hat.“ Die Gräfin begab sich nun nach Heidelberg, nach Mannheim, und sodann, als sie sich hier nicht sicher glaubte, weil der Nachfolger ihre Auslieferung verlangte, nachdem er den Prozeß gegen sie erneuert hatte,

1734 nach Berlin. Ihre Nichte, Charlotte Wilhelmine, Tochter des Generals, heiratete hier 1735 einen Liebling Friedrichs des Großen, den Obristleutnant Georg Konrad von der Goltz. Sie starb achtundfünfzigjährig im Jahre 1744.

Der Herzog, befreit von der schweren Hausplage, versöhnte sich im Juli 1731 wieder mit seiner rechtmäßigen Gemahlin im Bade zu Teinach. Schon im Oktober darauf starb der Erbprinz mit Hinterlassung einer einzigen Prinzessin, Luise Friederike, welche 1746 an den Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin vermählt wurde. Die Erbprinzessin zog sich nach Preußen zurück und bewohnte, geisteskrank geworden, das Schloß Köpenick bei Berlin, das ihr Günstling General Graf Schmettau zum Geschenk erhielt. Um so sehnlicher hoffte nun Eberhard Ludwig, von seiner Gemahlin noch einen Erben zu erhalten. Auf die erste Wahrnehmung einer etwa möglichen Erfüllung dieses Wunsches wurden Kirchengebete verordnet, man betete bis in den elften Monat, endlich zeigte sich das Trügerische der Hoffnung. Die Nachfolgerin der Gräfin Grävenitz in der Gunst des Herzogs wurde die Gräfin Friederike Wilhelmine von Wittgenstein. Ihr hinterließ der Herzog in seinem Testament ein Legat von 50 000 Gulden und 8000 Gulden Jahresrente dafür, daß sie „im Reconciliationswerke mit seiner Gemahlin ihm assistiert".



II.

Das Ende der Nebenlinie Mömpelgard.

Herzog Leopold Eberhard und seine Odalisken. Seine Bastarde. Die skandalöse Doppelheirat der Kinder der Gräfin Sponeck „nach den Bräuchen der alten Perser“.

Unter dem Herzog Eberhard Ludwig starb 1723 die Nebenlinie Mömpelgard aus und es trat der Heimfall dieser überrheinischen Grafschaft ein. Der letzte Herzog, durch dessen Heimgang die Erbschaft von Mömpelgard eröffnet ward, hieß Leopold Eberhard. Er ist durch sein Paschaleben berühmt geworden.

Leopold Eberhard war der einzige Sohn Georgs von Mömpelgard und Annas von Coligny, der Erbtochter dieses alten, durch den in der Bartholomäusnacht gefallenen Marschall so berühmten Hauses. Er war in seiner Kindheit ein bildschöner Knabe und wurde gründlich von der Mutter verzogen. Bis zum zwölften Jahre konnte er weder lesen noch schreiben. Nach dem Tode der zärtlichen Mutter nahm der Vater die Erziehung in die Hand, mit dem es wahrscheinlich nicht richtig im Kopfe stand. Statt ihn Französisch und Deutsch, was er nie grammatikalisch richtig gekonnt hat, lernen zu lassen, bestellte er ihm einen Hofmeister, der ihn Arabisch lehren mußte. Statt der Bibel bekam er den Koran in die Hand. Er befreundete sich auf diesem Wege mit der Vielweiberei, die er später betrieb, und die einen großen Skandal in Europa hervorrief. Mit achtzehn Jahren trat er in kaiserliche Dienste

und ging auf Reisen; im Jahre 1699 kam er zur Regierung in Mömpelgard.

Sein Vater war im Jahre 1684 von den Franzosen aus dem Lande gejagt worden und hielt sich seitdem meist zu Oels in Schlesien, am Hofe seiner mit dem Herzog Sylvius Friedrich von Württemberg vermählten Tochter auf. Hier war es, wo Leopold Eberhard die Hauptodalisken seines Serails kennen lernte. Die erste war Anna Sabina Hedwiger, eine Bäckerstochter aus Liegnitz. Sie war Kammermädchen zu Oels am Hofe seiner Schwester. Leopold Eberhard veranlaßte, daß sie sich am 21. März 1695 neunzehnjährig mit einem Herrn von Zedlitz vermählte. Als dieser jedoch tatsächlich überzeugt wurde, daß seine Frau die Mätresse des Prinzen sei, weigerte er sich, mit ihr die Ehe fortzusetzen. Darauf ward Anna Sabina Hedwiger am 1. Juni 1695 in Polen mit dem Prinzen getraut und am 18. August dieses Jahres ihr Ehe mit Zedlitz aufgehoben. Der Herzog selbst hat später erzählt, daß die Trauung inkognito dergestalt vorgegangen sei, daß der Priester nicht einmal nach dem Namen habe fragen dürfen; er habe ihm mit den Pistolen im Gürtel gedroht und so zur Kopulation gezwungen. Ebenso habe er auch später die Taufhandlungen vor sich gehen lassen. Aus dieser Ehe wurden vier Kinder geboren: zwei davon, ein Sohn Georg Leopold und eine Tochter Leopoldine Eberhardine, blieben am Leben. Der Vater wollte erst die Ehe nicht anerkennen, tat es aber später, als ein Erbe geboren war. Im Jahre 1698 kam das Ehepaar, das bisher auf Reisen gelebt hatte, an den Hof zu Mömpelgard. 1699 starb der Vater und der neue Herzog ließ nun, nachdem er zur Regierung gelangt war, seine Gemahlin durch Kaiser Leopold 1701 zur Gräfin von Sponeck erheben. Ihren Bruder erhob Leopold Eberhard zum Regierungspräsidenten von Mömpelgard.

Unter den Personen, die sich ihm bei der Ankunft Leopold Eberhards bei Hofe vorgestellt hatten, befand sich auch ein

alter kaiserlicher Hauptmann l'Esperance. Er war eigentlich ein Schneider aus Mömpelgard und hieß Richard Curie, der in lothringische Kriegsdienste getreten war und den Namen l'Esperance angenommen hatte. Seine Frau war eine Fleischertochter aus Mömpelgard. Dieser Mann besaß vier schöne, muntere Töchter, die Leopold Eberhard sehr wohl gefielen und ihn an die aus dem Koran geschöpften mohammedanischen Grundsätze erinnerten. Um sie an den Hof zu bringen, veranlaßte er, daß der würdige Vater vom Kaiser baronisiert wurde; um sie noch näher zu bringen, setzte er es durch, daß seine Gemahlin, die Gräfin Sabine von Sponeck, sie in ihren Hofstaat aufnahm.[1])

Die vier Schneiderstöchter besaßen jede einen besonderen Stil von Schönheit. Die älteste, Sebastiane, eine Witwe, war eine Blondine, von einem hohen und majestätischen Anstand, aber sanft und einnehmend in ihrem Betragen und einem überaus anziehenden schmachtenden Ausdruck in ihren großen blauen Augen. Dem bloßen Ansehen nach hätte man diese Frau nur der sanftesten und gütigsten Empfindungen für fähig halten sollen. Die zweite Schwester, Henriette Hedwig, die im Jahre 1697 einen schlesischen Edelmann, einen armen Fähnrich Johann Ludwig von Sandersleben und Neuhaldensleben, geheiratet hatte, war eine Brünette: lebhaft, leidenschaftlich bis zur Furie, eifersüchtig, finster und um so gefährlicher, als sie selbst in ihren heftigsten Augenblicken nie ihre Absichten aus dem Auge ließ und sich immer des Eindrucks wohl bewußt war, den sie machte. Die dritte Schwester, Elisabeth Charlotte, war ein höchst liebenswürdiges, köstliches Mädchen: lebendig, gedankenlos, und bis zur Ausschweifung dem Vergnügen ergeben; sie tanzte und sang vom Morgen bis in die Nacht und hatte nicht einen ernsthaften Gedanken in ihrem

---

[1]) Nach anderen Nachrichten starb l'Esperance in Ungarn, die Mutter hatte sich darauf nach Oels gewandt, so daß also hier schon die Bekanntschaft erfolgte.

Köpfchen. Polyxene endlich, die vierte der Schwestern, war ein Wunder von weiblicher Liebenswürdigkeit und vereinigte in ihrer Person die Vorzüge ihrer drei Schwestern. Sie war so würdevoll wie die älteste, so stolz wie die zweite und so lebendig und anmutig wie die dritte; dazu besaß sie noch einen sehr gebildeten Geist. Man konnte sich in ihrer Gesellschaft nicht langweilen; sie mußte gefallen.

Die schöne und stattliche Sebastiane war die erste, die das Herz des Herzogs gewann. Kurz nach der Ankunft in Mömpelgard kam die Gräfin Sponeck hinter diese Leidenschaft ihres Gemahls und machte ihm sanfte Vorstellungen, die keine Wirkung hatten.

Um die Eifersucht seiner Frau auf Sebastiane unbegründet erscheinen zu lassen, übertrug er seine öffentlichen Aufmerksamkeiten auf die jüngste Schwester Polyxene; aber das Spiel endigte mit Ernst. Diese Liebschaft dauerte jedoch nicht lange, da Polyxene, die den Herzog zu den wildesten und ausschweifendsten Handlungen verleitete, plötzlich starb. als sie sich eben zu einem großen Balle ankleidete.

Der Herzog kehrte nun nicht zu Sebastianen zurück, sondern wandte seine Leidenschaft der zweiten Schwester Henriette Hedwig Frau von Sandersleben zu. Deren Mann kam hinter das Verhältnis, trennte sich von ihr und verließ die Dienste des Herzogs. Die Gräfin von Sponeck lebte mit den Schwestern l'Esperance unter einem Dache, aber, wie die Verdammten in der Hölle, mit Zanken, Keifen, Raufen, Schlagen und Beißen, bis der Herzog dazu kam, und die Gräfin Sponeck dann, gewöhnlich gewaltig geprügelt und mit Füßen getreten, halb tot aus dem Zimmer weggetragen werden mußte. Sie trennte sich zuletzt 1709 von Tisch und Bett ihres Gemahls, der ihr und ihren Kindern das Schloß Héricourt auf Lebenszeit anwies. Kurz darauf starb Frau von Sandersleben mit Hinterlassung von fünf Kindern, von denen zwei geboren worden waren, nachdem sie ihr Mann verlassen hatte.

Dann kam die dritte Schwester Elisabeth Charlotte an die Reihe. Sie prätendierte, daß der Herzog seine frühere Ehe mit der Gräfin Sponeck förmlich scheiden lassen und sie heiraten solle. Das erstere geschah am 6. Oktober 1714, das zweite am 15. August 1718, nachdem sieben Kinder erzeugt worden waren, fünf vor der Ehe, zwei später. Seitdem nannte er die erste Frau „die verwittwete Frau" und die zweite, Elisabeth Charlotte, „die regierende Frau". Schon im Jahre 1715 hatte Eberhard Ludwig, jener ersten Frau zum Verdruß, im Wildbald einen Vertrag mit den Vettern in Stuttgart abgeschlossen, in dem er das Erbrecht derselben anerkannte. Es reute ihn aber dieser Vertrag sehr bald und er suchte seinen sämtlichen Kindern die Legitimation zu verschaffen.

Er wandte sich noch bei Lebzeiten Ludwigs XIV. an diesen, man schlug ihm aber sein Gesuch ab. Unter der Regentschaft, im Jahre 1720, kam er wieder und bezog sich beim Herzog von Orleans auf die Reichsgesetze und behauptete, daß es ihm als lutherischen Fürsten ganz wohl erlaubt sei, mehrere Frauen zu haben. Der Herzog blieb damals acht Monate in Paris, man lachte ihn aus, und er ging wieder heim.

Der alte Herzog von St. Simon[1]) ist in seinen Memoiren in der klassischen Stelle über das Paris des Jahres 1715 außer sich über die Unverschämtheit des Duc de Montbeillard. „Paris ist durch Ludwig XIV. die Kloake der Wollüste von ganz Europa geworden. Es ist der Sammelplatz der Mätressen von ganz Europa. Es hat die Mätressen der Könige von England, Dänemark, die von Bayern, Sachsen, Savoyen bis zu denen von Lothringen herunter bei sich aufgenommen, welche alle reiches, großes und glänzendes Glück daselbst gemacht haben. Und das ist bis auf die infamsten Sprößlinge der ungeheuerlichsten, blutschänderischen und doch öffentlichen Verbindungen eines kleinen Duc de Montbeillard herunter-

[1]) S. Band I S. 97.

gegangen, welche als solche feierlich vom Reichshofrate zu Wien anerkannt, aber vom ganzen Reiche und vom ganzen Hause Württemberg verworfen worden sind, die aber doch die Kühnheit gehabt haben, sich in Paris als Prinzen aufzuführen und den Beistand anderer vorgeblicher Prinzen gefunden haben, die ungeachtet der Usurpation einer rechtmäßigen und französischen Geburt und eines Rangs nicht mehr Prinzen sind als sie."

In Deutschland war die Stimmung sehr gegen Leopold Eberhard, man sprach von seiner Absetzung, der Kaiser hatte ausdrücklich seinen sämtlichen Bastarden das Erbrecht abgesprochen und das der älteren Linie Stuttgart anerkannt. Die beiden Schwestern l'Esperance sollten deshalb einen Vergiftungsplan gegen den Sohn der Gräfin Sponeck entworfen haben, um die Kinder aus der zweiten Ehe zur Sukzession zu bringen. Wahrscheinlich hat ihn das kaiserliche Edikt, das alle Kinder ausschloß, gerettet.

Das Tollste, was dieser tolle Herr von Mömpelgard tat, war die im Jahre 1719, ehe er nach Paris reiste, zustande gebrachte berühmte Doppelheirat zwischen den Kindern der Gräfin Sponeck und der Frau von Sandersleben „nach den Gebräuchen der alten Perser": Georg Leopold Graf von Sponeck (der dem Gift bestimmte) ward mit Eleonore von Sandersleben, Gräfin von Coligny, vermählt und Leopoldine Eberhardine Gräfin von Sponeck mit Karl Leopold von Sandersleben, der den Titel Graf von Coligny-Sandersleben annahm. Der Herzog hatte den Sanderslebenschen Kindern die von seiner Mutter ererbte Grafschaft Coligny abgetreten. Der Herzog behauptete, diese Kinder sollten erzeugt worden sein, ehe er sich ihre Mutter zu eigen gemacht und ihrem ersten Manne hinweggenommen habe. Es fand sich aber nachher, daß es wirklich seine leiblichen Kinder waren, freilich noch zu einer Zeit erzeugt, da er die Mutter dem ersten Manne noch nicht ganz hinweggenommen und noch nicht ganz sich zugeeignet hatte.

Vier Jahre nach dieser merkwürdigen Doppelheirat starb der Herzog plötzlich auf einem Balle, auf dem alle seine natürlichen und Adoptivkinder versammelt waren: er fiel von einem Schlage getroffen um. Halb leblos verbrachte er noch drei Wochen, dann endete ein zweiter Schlag sein Leben. Die Gräfin Sponeck bewies ihm auf dem Sterbebett noch ihre uninteressierte Liebe, die Schwestern l'Esperance überließen ihr das Feld. Das Begräbnis erfolgte heimlich, weil man die Volkswut, vor der die Leiche nicht sicher war, fürchten mußte.

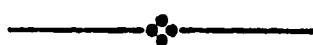
Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg-Stuttgart setzte sich sofort in Besitz von Mömpelgard. Der Graf von Sponeck mußte das Schloß nach einer kleinen Belagerung übergeben und begab sich in das Elsaß. Die zweite Gemahlin des Herzogs ging mit ihren Kindern nach Clerval. Der Premier Graf Wilhelm von Grävenitz wurde damals Gouverneur, die französischen Besitzungen des Hauses ließ die Krone Frankreichs sequestrieren. Die Kinder machten noch lange Schwierigkeiten und brachten, da der Reichshofrat sie kurz nach des Vaters Tode für Bastarde erklärte, ihre Forderungen vor das Parlament von Paris. Gegen den Herzog von Stuttgart, den rechtmäßigen Erben, waren sie alle untereinander einig, so uneinig sie sonst unter sich waren und sich wechselweise untereinander wieder als Bastarde ansahen und als solche traktierten.

Das eine mömpelgardische Ehepaar von Bruder und Schwester wandte sich persönlich nach Paris. „Der Mann, Georg Leopold Graf von Sponeck war nur ein Tölpel", sagt St. Simon, „eine sehr intrigante Person aber die Frau Eleonore von Sandersleben, Gräfin von Coligny". Die Prinzessin von Mömpelgard, so hieß sie in Frankreich, „brachte mit Geld eine Anzahl von einflußreichen Familien auf ihre Seite, unter andern die Rohan. Das Ehepaar schwor die lutherische Religion ab, 1731, und erhielt darauf die Verwendung der Jesuiten. Der Prinz und sein Sohn Georg führten lange Zeit Namen, Titel, Wappen und Livreen von Württemberg-Möm-

pelgard. Aber die Sache erregte doch selbst in der verdorbenen französischen Hauptstadt einen solchen Eklat, daß die öffentliche Meinung sich gegen den Skandal erklärte. Alle Kabalen, die das prinzliche Ehepaar von Mömpelgard ins Werk setzte, kamen ans Licht und ein Arrêt contradictoire machte der Sache ein Ende. Der Reichshofrat erklärte unterm 18. September 1739 nochmals sämtliche Kinder des Herzogs für Bastarde. Nichtsdestoweniger genoß der Prince oder Comte de Montbeillard vom Könige von Frankreich eine ansehnliche Pension. Er verunglückte 1749 mit seinem Wagen, als er mit Frau und Sohn, um dem König aufzuwarten, von Paris nach Versailles gefahren war. Das Rad ging ihm über den Hals, er starb nach ein paar Stunden in einem Dorfe bei Versailles. Er hinterließ einen Sohn Georg, welcher den Titel in Frankreich fortführte, und zwei Töchter. Seine Schwester, die Gräfin Coligny-Sandersleben, verlor den Verstand kurz nach der Heirat, nachdem sie fünf Kinder geboren hatte, die den Namen Coligny fortpflanzten.

Die zweite Frau Leopold Eberhards, Elisabeth Charlotte de l'Esperance, starb einundfünfzig Jahre alt zu Ostheim. Ihre Söhne erhielten die bisher von Frankreich sequestrierten französischen Seigneurien und durch Vertrag mit dem Stuttgarter Hofe von 1758 gegen Annahme des Titels Freiherren de l'Esperance und Aufgabe von Namen und Wappen von Mömpelgard 14 000 Gulden jährlich. Der älteste Sohn nannte sich Graf von Hornberg, der zweite verlor den Verstand und starb 1760 in Graz, der dritte stand in französischen Diensten als Brigadier.

Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg-Stuttgart, der Erwerber von Mömpelgard, der Doppelmann der Grävenitz, starb, ohne Erben zu hinterlassen, 1733 nach vierzigjähriger Regierung siebenundfünfzig Jahre alt.



Zweiter Abschnitt.

Karl Alexander
und die Zeiten des Jud Süß.
1733—1737.

Die Jugend und Erziehung des Herzogs. Sein Übertritt zum Katholizismus. Jud Süß, sein Aufstieg und sein Sturz. Des Herzogs jäher Tod. Die galante Herzogin.

Die Nachfolge gelangte nun an einen Seitenverwandten, der seither fern vom Schwabenland in österreichischen Diensten gestanden und sich konvertiert hatte und jetzt als Hüter der neu eroberten Türkenfestung Belgrad im fernen Serbien saß; an den Herzog Karl Alexander, den Prinzen, welchen Schiller in seinem Fragment: „Der Geisterseher", freilich sehr idealisiert, geschildert hat.

Karl Alexander war der Sohn des ehemaligen Administrators Friedrich Karl, welcher in den ersten Regierungsjahren Eberhard Ludwigs für diesen bis zum Jahre 1692, in dem die Franzosen ihn gefangen nahmen und nach Paris brachten, die Regierung geführt hatte. Karl Alexander war schon mit vierzehn Jahren als Soldat unter die kaiserlichen Fahnen eingetreten. Er focht als Obrist in dem französischen Krieg, den der Friede zu Rijswijk 1697 beendigte, dann in Ungarn während des spanischen Sukzessionskrieges unter Ludwig von Baden, Eugen und Marlborough am Rhein, in den Niederlanden, in Deutschland und Italien und stieg bis zum österreichischen und Reichs-Generalfeldmarschall auf. In der Schlacht bei

Cassano 1705 erhielt er eine Fußwunde, an deren Folgen er sein ganzes Leben hindurch litt. 1712 trat er zu Venedig zur katholischen Religion über. Nach Abschluß des Utrecht-Rastatter Friedens focht er wieder in Ungarn und machte unter Eugen die Türkenschlachten bei Peterwardein und Belgrad mit. 1718 bestellte ihn der Kaiser zum Gouverneur von Belgrad und Serbien. Fünfunddreißig Jahre alt vermählte er sich mit der schönen und galanten einundzwanzigjährigen Prinzessin Maria Auguste von Thurn und Taxis, einer Tochter des Fürsten Anselm Franz, der damals einen sehr prächtigen Hof in Brüssel hielt. 1729, vier Jahre vor seinem Regierungsantritt, stellte er den Ständen Württembergs die bündigsten Reversalien wegen der Religion aus und bei seinem Regierungsantritt 1733 übernahmen die drei mächtigsten protestantischen Höfe, Preußen, Hannover-England und Dänemark-Holstein, deren Garantie.

Karl Alexander war, als er die Regierung antrat, neunundvierzig Jahre alt. Unter dem Waffenhandwerk aufgewachsen war er ein gar martialischer Herr geworden, der sich in allem soldatisch gebärdete. Er war sehr jähzornig und gewalttätig; wenn er auf die goldene Dose schlug, die er beständig in der Hand trug, war ein Donnerwetter im Anzuge, man fürchtete allgemein diese Dosenmanöver. In Ungarn hatte er den Ungarwein schätzen und lieben gelernt, in Belgrad ihm fleißig zugesprochen. So war er sehr der Leidenschaft des Trunkes ergeben.

Als er von Belgrad nach Württemberg kam, war sein erstes, daß er gegen die Grävenitzsche Klique einschritt: im Dezember 1733 schon ward der bisherige Premier mit seinen Söhnen und Kreaturen arretiert. Die Grävenitze wußten sich aber doch durchzubringen. Der Premier, der nach dem Hohentwiel geschafft worden war, bat um Gnade, trat gegen 56 000 Gulden alle seine Güter im Württlembergischen, namentlich die seiner Schwester gehörige Herrschaft Welzheim, ab,

und es ward ihm Tübingen als Aufenthalt angewiesen. Wegen Welzheim war der Familie Grävenitz im Jahre 1726 Sitz und Stimme im fränkischen Grafenkollegium eingeräumt worden, der Herzog aber ließ aus der im Jahre 1734 bei Johann Georg Cotta in Tübingen[1]) gedruckten „Notitia Procerum Imperii“ von Imhof das Blatt mit Seite 13 und 14 im zweiten Bande, welches den Grafen Grävenitz gewidmet war, aus allen Exemplaren ausschneiden. Grävenitz entwich nun von Tübingen nach Wien und erhob hier vergebliche Klagen. Später wandte er sich nach Preußen, wo er Generalleutnant wurde, und starb 1755 auf seinem Gute Wesselsdorf in Mecklenburg im sechsundsiebzigsten Jahre, nachdem er sich fünfmal verheiratet hätte. Seine beiden Söhne, der Oberhofmarschall und der Geheime Rat, erhielten einträgliche württembergische Obervogteien. Der Enkel des Oberhofmarschalls wurde Adjutant König Wilhelms.[2])

Karl Alexander verlegte die Hofhaltung wieder von Ludwigsburg nach Stuttgart und seine Regierung ward, während die seines Vorgängers ein Odaliskenregiment war, ein Vezierregiment. Sie ist hauptsächlich durch den Hofjuden Süß, einen der merkwürdigsten Emporkömmlinge des achtzehnten Jahrhunderts, denkwürdig geworden.

Joseph Levi Süß Oppenheimer war von Geburt ein Pfälzer. Er war um das Jahr 1692 zu Heidelberg geboren und

---

[1]) Der Enkel des gleichnamigen Gründers der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Tübingen, die im Jahre 1811 nach Stuttgart verlegt wurde.

[2]) Unter den Grävenitzen, die sich in Preußen erhielten, war einer der merkwürdigsten der als Kommandant von Breslau 1798 verstorbene Graf Grävenitz, von dessen Absonderlichkeiten der General von Wolzogen einige heitere Züge erzählt. „Er hatte einen so großen Enthusiasmus für die Schillerschen Gedichte, von denen er sich die schönsten auf Velinpapier besonders hatte abdrucken lassen, daß derselbe ihn oft in eine Art Fieberparoxysmus versetzte, in welchem er sich gedrungen fühlte, mir einige Stunden lang seine Lieblingsstücke, namentlich das Lied an die Freude, in größter Emphase vorzudeklamieren. Als er seinen Tod herannahen fühlte, ließ er sich seinen Sarg machen, legte sich hinein und erwartete so, um, wie er sich ausdrückte, die Prozedur des Begrabens zu vereinfachen, in ruhiger Fassung sein letztes Stündchen. Wirklich stand er auch von diesem Lager nicht wieder auf, sondern verschied auf demselben etwa acht Tage, nachdem er es beschritten.“

galt als ein Bastard, welcher aus dem Liebesverhältnis seiner Mutter mit dem österreichischen Feldmarschall von Heydersdorff hervorgegangen war, der im Jahre 1693 Heidelberg Hals über Kopf den Franzosen übergeben hatte und deshalb infam kassiert worden war. Sein gesetzlicher Vater war Isaschar Süß Oppenheimer, zweifellos ein gebildeter Mann, der von seinen Glaubensgenossen als Reb (Rabbi) geschätzt wurde und der zeitweise als Führer einer Komödiantengesellschaft umherreiste. Süß hatte sich in seiner Jugend unter seinen Glaubensgenossen in Frankfurt am Main, Amsterdam und Wien umhergetrieben und nach und nach gute Verbindungen erlangt, so daß ihm in den Türkenkriegen unter Eugen die Lieferungen übertragen worden waren. Von Belgrad brachte ihn der Herzog als seinen Geschäftsmann, als Hofagenten und Hoffaktor mit nach Stuttgart. Er stieg aber sehr bald in der Gunst seines Herrn und bekam in der Funktion als Geheimer Finanzrat den wesentlichsten Einfluß auf die Geschäfte des Staates. Der eigenartige Grund, weshalb er von seinem Herren allen übrigen vorgezogen wurde, war, wie dieser es selbst ausdrückte: „weil er sich am besten in des Herrn Humor zu schicken gewußt, sich die eine Viertelstunde ausschimpfen lassen und hernach doch gleich wieder präsentiert habe“.

Süß besaß die Gabe, schlimmes wie gutes Wetter mit unzerstörbarem Gleichmut hinzunehmen, bei gutem Wetter aber behend und dreist zuzugreifen. Er war, wie selbst die vielen Schmähschriften, die nach seinem Sturze gegen ihn erschienen, zugeben müssen, ein höchst gewandter, rühriger Mann, von einem allzeit munteren, freien, weltmännischen Wesen, der, ohne den Juden und den Judenakzent zu verraten, sich gar wohl im Verkehr mit vornehmen Leuten zu bewegen verstand, Kavaliersmanieren sich angeeignet hatte, generös und prächtig wo es galt, aufzutreten wußte und sich sogar eine Bibliothek zugelegt hatte. Er beklagte sich noch in seiner Gefangenschaft, daß er, der sein Leben lang gewohnt gewesen, mit Fürsten,

Grafen und Edelleuten umzugehen, jetzt so übel gehalten werde; er hatte sich gegen die vornehmen Herren in Respekt zu setzen verstanden. Die Schmähschriften gedenken ausdrücklich: „daß er selbst einige von Adel so lange gedrückt habe, bis sie ihn dafür erkannten, der er sein wollte". Er hielt ein höchst prächtiges Haus, gab immer reiche Tafel und war ein vollendeter Gourmand. Wie er Bacchus liebte, liebte er auch Venus. Außer seinen beiden Hauptmätressen, einer verheirateten Frau Andel, die ihm der Mann überlassen hatte, und einer Jungfer Henriette Luciane Fischer, der Tochter eines rheingräflichen Beamten, die er sich aus Frankfurt mit nach Stuttgart gebracht hatte, ging er allen anderen ihm begehrenswerten Frauen nach. Er war einer der zügellosesten Frauenjäger, der sich mit List oder Gewalt ihren Besitz zu verschaffen wußte. Und dennoch schrieb Arndt in seiner kleinen Schrift, die den Titel „Beherzigungen von dem Wiener Kongreß" führte: „Jude Süß Oppenheimer war ein Ehrenmann gegen die Herren von X. Y. mit dem Verdienstorden unter dem ersten König von Württemberg."

In der Eigenschaft als Geheimer Finanzrat wurde Süß Herr der neuen Regierung. Der Kabinettsminister und Hofkanzler Johann Theodor Scheffer gab nur den Namen her. Er war die Puppe des Juden, aber der Herzog hatte befohlen, daß alles, was Scheffer unterschreiben würde, ebenso vollgültig sein solle, als hätte er es selbst unterzeichnet. Der Jude Süß beherrschte das Land, wie die Grävenitz es beherrscht hatte. Er verschaffte dieser gegen Abtretung ihrer noch übrigen Güter im Lande 150 000 Taler und betrog sie bei diesem Handel ganz gehörig. Seine rechte Hand war ein ausgemachter Schurke, der herzogliche Expeditionsrat Hallwachs.

Süß errichtete ein Gratial-Amt, das alle Staatsämter an den Meistbietenden verkaufte; ferner ein Fiscalat-Amt, das die Justiz an den Meistbietenden verhandelte; endlich ein Bankalitäts- und Pfandamt, das alle geistlichen und sonstigen from-

men Stiftungen an sich zog. Dabei trieb Süß den schamlosesten Wucher und streckte denen, die Geld benötigten, gegen den sogenannten Judengroschen, d. h. einen Groschen Zins vom Gulden, Kapital vor. Er unterhielt einen großen Kaufladen, aus dem der Hof seine Garderobe bezog. Er errichtete eine Lotterie, die ihm bedeutende Gewinne einbrachte. Um die Hofkassen zu füllen und seine eigene zu bereichern, monopolisierte er die Kaffeehäuser, den Weinhandel, den Tabakhandel, den Handel mit Spezereiwaren, ja sogar das Kaminfegergewerbe. Zum Teil wurde diese Gewerbezweige an Ausländer verpachtet. So hatten der kurpfälzische Kommerziendirektor Don Pancorbo den Tabak- und eine Kompagnie in Donauwörth den Weinhandel in Pacht. Das Land war mit einer sehr hohen Vermögens- und Familiensteuer beschwert. Sogar die Fremden, die in Württemberg wohnten, mußten eine Schutzsteuer entrichten. Von dem zusammengeraubten Gelde kaufte sich Süß die Güter Donzdorf, Hierlingen und Edernheim.

Der Herzog war ein tüchtiger General gewesen, aber der martialische Mann sah ruhig zu, wie es der Jude im Lande trieb. Er überließ sich dem Vergnügen der Oper und anderen Hoflustbarkeiten und hielt streng darauf, daß sich seine Noblesse dabei zahlreich sehen ließ. Allen Kanzleiverwandten war bei den Redouten „mit ihren Frauen und erwachsenen Töchtern" zu erscheinen, bei Strafe des Entzugs der vierteljährigen Besoldung anbefohlen. Dabei lebte er mit mehreren Mätressen. Die Hauptfavoritin war eine Hofsängerin Theresia.

Seine Seele überließ Karl Alexander der Gesellschaft Jesu. Die Jesuiten zettelten den Plan an, das Land katholisch zu machen. In der benachbarten Pfalz, wo wieder seit 1685 katholische Kurfürsten zur Regierung gekommen waren, war eben die Katholisierung zum guten Teil gelungen. Man fing in Württemberg damit an, auf eine Gleichstellung der Katholiken mit den Protestanten loszuarbeiten. Eine geheime Verschwörung wurde eingeleitet, an welcher auch der Jud Süß An-

teil nahm. Seit dem Jahre 1736 hatte die Landschaft dem Herzog eine stehende Armee von 10 000 Mann Infanterie und 2000 Mann Kavallerie, dazu 100 Mann Landhusaren wegen der bedenklichen Zeiten bewilligt, die dem polnischen Erbfolgekriege gefolgt waren, in welchem zum ersten Male 1735 russische Truppen, 10 000 Mann stark, in Süddeutschland erschienen waren. General von Remchingen, ein Fremder, geboren 1684 zu Pfaffenhausen im Bistum Augsburg, ein Katholik, kommandierte sie. Er war nächst Süß der Vertrauensmann des Herzogs. Mit Hilfe der Truppen und eines Hilfskorps, das der Bischof von Würzburg und Bamberg, Friedrich Karl Graf von Schönborn, der deutscher Reichsvizekanzler in Wien war, zugesagt hatte, wollte man unter dem Vorwande, die Wilddieberei zu verhüten, das Volk im Zaume halten. Der Herzog sollte eine Zeit lang aus dem Lande nach Danzig gehen, um einen Arzt wegen seiner Fußwunde zu konsultieren. Die Regierung sollten unterdessen der Oberburggraf Geheime Rat von Röder, General von Remchingen, Kanzler Scheffer und Pfau unter dem Vorsitz der Herzogin führen und dabei sollte — so glaubte man wenigstens im Volke — die ganze alte Landesverfassung umgestürzt werden. Einer der Hauptteilnehmer der Verschwörung, General von Remchingen, schrieb dem würzburgischen Geheimen Rat Fichtel: „der Hyder der Landschaft soll der Kopf zertreten werden". Aber der Leibhusar des Herzogs, der aus der geheimen Kasse der Landschaft bestochen wurde, warnte diese. Alles war schon vorbereitet, da starb der erst dreiundfünfzigjährige Herzog plötzlich wenige Stunden vor der festgesetzten Abreise, nachdem er noch am Abend vorher mit Süß gespielt und seine Sängerinnen bei sich gehabt hatte, am 3. März 1737, mitten unter Karnevals- und Operntrubel zu Ludwigsburg. Unheimliche Zeichen der Erstickung wollte man an der Leiche wahrgenommen haben. Bei der Sektion fand sich Herz, Kopf und alle Organe gesund, nur die Brust von Staub und Rauch des Karnevals angegriffen.

Wahrscheinlich rührte den Herzog der Schlag in den Armen einer seiner Kurtisanen.

Wohl ein halbes Jahrhundert erhielt sich selbst unter den höheren Ständen und noch länger unter dem eifrig protestantischen Volke, der anfangs, wie es scheint, mit Vorbedacht unterstützte und möglichst verbreitete Glaube, der Herzog sei vom Teufel geholt worden. Noch lange Jahr erzählte man sich auch von blutigen Flecken an der Wand des Zimmers, worin der Fürst gestorben war, die durch kein Mittel wegzubringen seien, und schauerliche Gespenstergerüchte erschreckten die Schildwachen in der Nähe der herzoglichen Gruft.

Das katholische Komplott, wenn ein solches überhaupt existiert hat, scheiterte gänzlich. Der Jude Süß war von Ludwigsburg von der Leiche des Herzogs weg zu der herzoglichen Witwe nach Stuttgart gefahren. Der Geheime Rat von Röder kam ihm nach. Um Mitternacht erschien Röder in dem Gemache der Herzogin im gleichen Augenblicke, in dem Süß herausging. Auf seinen Befehl verhaftete ihn der Generaladjutant von Reischach sofort im Vorzimmer und brachte ihn unter Bedeckung nach seinem Hause. Er kam so dem Plane des Juden zuvor, während der Herzog zu einem Tore nach Danzig fahren würde, zum andern Tore heraus nach Metz zu fahren. Man fand bei Süß reiche Beute: angeblich drei Millionen an Gold, Juwelen und Kostbarkeiten. Als man ihn sich entkleiden ließ, fand sich, daß er drei Hemden trug, in den Zipfeln des dritten waren 90 000 Gulden an Juwelen und in seiner Weste eine Anzahl Wechselbriefe eingenäht. Süß wurde zuerst nach dem Hohenneuffen, später nach dem Hohenasperg gebracht. Als ihm der Prozeß gemacht wurde, bezeigte er sich sehr ungebärdig. Einmal wollte er sich zu Tode hungern, dann stellte er sich wahnsinnig, zog sich nackend aus und ging so spazieren. Er saß elf Monate gefangen, wies alle Taufversuche ab und wurde endlich am 4. Februar 1738 in einem rotseidenen Kleide und weißen Strümpfen in einem rot an-

gestrichenen Käfig zu Stuttgart an demselben hohen eisernen Galgen gehangen, an dem einst die drei Alchemisten unter Herzog Friedrich aufgeknüpft worden waren.

Mit Süß waren auch seine Spießgesellen gefangen worden. Expeditionsrat Hallwachs ward zuletzt aus dem Lande verbannt. General von Remchingen saß drittehalb Jahre lang in Haus- und Stadtarrest und rettete sich schließlich durch die Flucht, worauf man sein Vermögen konfiszierte. Hofkanzler Scheffer blieb ungestraft und behielt sogar den Titel Geheimer Rat.

Von Herzog Karl Alexander erzählt man sich eine interessante Anekdote, die zum wenigsten zeigt, daß er in früherer Zeit, ehe er die Regierung antrat, nicht ohne Geist gewesen war. Er befand sich einst zu Venedig. Die stolzen italienischen Nobili rühmten sich ihrer Abkunft und Bildung und ließen Spottworte über die Roheit der Deutschen einfließen — in Gegenwart des deutschen Herzogs. Am Abend vor seiner Abreise ließ dieser die italienischen Herren zu einem Abschiedsbankett einladen. Zum Beschluß ward ein kleines Schauspiel aufgeführt. Als der Vorhang aufging, war es auf der Bühne Nacht, eine spärliche Lampe schimmerte, man sah den Geist Ciceros, der durch eine Straße von Rom zog. Darauf kam ein Fremder und fand alle Türen verschlossen. Er zog darauf seine Uhr, um zu erfahren, wie spät es an der Zeit sei. Darauf zog er, um sich unterdessen zu unterhalten, ein gedrucktes Buch aus der Tasche. Und endlich, um sich bemerkbar zu machen und die schläfrigen Bewohner Roms aus ihrer Ruhe aufzuwecken, feuerte er ein Pistol los. Darauf trat Cicero auf ihn zu und frug, wer diese neuen Dinge, die Uhr, das gedruckte Buch und das Schießpulver aufgebracht habe. Er staunte, als er vernahm, daß diese großen Erfindungen von den Barbaren des germanischen Nordens herkommen sollten. Als er weiter frug, was denn seither die Italiener für merkwürdige Dinge erfunden hätten, kam ein Savoyarde auf die Bühne und schrie

laut: „Kauft Hecheln! Kauft Hecheln!" Der Vorhang fiel sofort, die Italiener sahen sich verwundert an, blickten sich nach dem deutschen Prinzen um, aber der deutsche Prinz war verschwunden.

Herzog Karl Alexander hinterließ von seiner Gemahlin Maria Auguste von Thurn und Thaxis drei Söhne, die zu Ehren des berühmten Fürsten, des großen Vorbilds Karl Alexanders, alle Eugen hießen und ihm auch alle in der Regierung folgten, außerdem eine Prinzessin, die sich mit einem Fürsten von Thurn und Thaxis vermählte.

Die Herzogin-Wittwe, die Friedrich der Große gleich bei seiner Thronbesteigung mit dem schwarzen Adlerorden ausgezeichnet hatte, war eine sehr galante Dame, die einen Platz in den Reihen der Löwinnen des achtzehnten Jahrhunderts einnimmt. „Diese Frau", schreibt die Markgräfin von Bayreuth in ihren Memoiren im Jahre 1742, „war so verschrien, daß man nur von ihr wie von einer Lais (eine griechische Hetäre) sprach. Die Herzogin hat eine Ausdrucksweise und einen Witz, der kurze Zeit amüsiert, aber auf die Dauer langweilt. Sie überläßt sich fast immer einer ungezügelten Lustigkeit. Ihre hauptsächlichste Beschäftigung ist, zu gefallen, alle ihre Sorgen sind nur auf dies eine Ziel gerichtet: Neckereien, kindische Manieren, Äugeln, kurz all das, was man mit Koketterie bezeichnet, wird zu diesem Zweck in Scene gesetzt. (Die Herzogin war damals zum Besuch in Bayreuth.) In vierzehn Tagen hatte der ganze Hof sein Gesicht verändert. Man ließ sich angelegen sein, sich zu hauen, sich Servietten an den Kopf zu werfen, herumzurennen wie durchgegangene Pferde und sich zum Schluß zu umarmen unter dem Gesang gewisser, stark zweideutiger Lieder." Später begab sich die Herzogin mit ihren Söhnen an den preußischen Hof, wo sie es ähnlich trieb.

Die galante Marie Auguste von Thurn und Taxis überwarf sich aber in der Folgezeit mit ihrem Sohne Karl und büßte dieses Zerwürfnis mit lebenslänglicher Gefangenschaft.

Wie später die Kurfürstin von Sachsen, Marie Antonie von Bayern, so unternahm es auch Marie Auguste, ihren Erstgeborenen für illegitim zu erklären, um ihren zweiten Sohn und Liebling, den Prinzen Ludwig, zur Regierung zu bringen. Herzog Karl hatte sie darauf nach ihrem Witwensitze Göppingen verwiesen, von wo sie entfliehen wollte. Schon wartete ihrer um Mitternacht der Wagen, schon war die Gartentüre geöffnet, als der Kommandant ihrer Ehrenwache mit den Worten zu ihr trat: „Ihre Durchlaucht sind wohl, wie ich, durch die schöne Sternennacht zu einem Spaziergange verleitet worden? Allein die kühle Nachtluft könnte doch schaden, erlauben Ihre Durchlaucht, Sie in das Schlafgemach zurück zu begleiten!" Die Witwe Karl Alexanders starb so als Gefangene zu Göppingen am 1. Februar 1756, erst neunundvierzig Jahre alt.



Dritter Abschnitt.

Karl Eugen

1737—1793.

Das Ministerium Bilfinger. Stuttgart als glanzvollster Hof Europas. Jugend, Erziehung, Charakter Herzog Karls. Die Mätressenwirtschaft. Die drei Märtyrer Rieger, Moser und Schubart. Das Ministerium Montmartin. Der Streit mit den Landständen und der Erbvergleich von 1770. Solitüde. Österreichische Tauschpläne. Franziska von Hohenheim. Des Herzogs allmähliche Besserung. Besuch des Kaisers Josef II. in Stuttgart. Die Karlsschule. Die französische Revolution und des Herzogs Tod.

Herzog Karl Alexanders unmittelbarer Nachfolger war sein ältester Sohn Karl Eugen, 1737 bis 1793, katholisch wie der Vater und einer der merkwürdigsten Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts. Er war geboren 1728, als sein Vater noch Gouverneur in Belgrad war. Als dieser starb, war Karl Eugen erst neun Jahre alt. Er wurde anfangs in Brüssel bei seinem Großvater, dem prachtliebenden Fürsten Anselm Franz von Thurn und Taxis, dann nach des Vaters Tode in Stuttgart erzogen. Der Vater war ihm ein sehr ungnädiger Herr gewesen, der ihn wiederholt durch den Korporal mit einem kleinen Säbel hatte behandeln lassen, wodurch der junge Prinz die Halsstarrigkeit, die er in seinem Leben zeigte, erwarb. Sein Gouverneur Segri war ein trefflicher Mann. Die Vormundschaft übernahm der nächste Agnat, der alte siebzigjährige ruhige und beliebte Herzog Karl Rudolf von der Nebenlinie Neustadt, aber nur ein Jahr lang. Schon 1738 folgte ihm Herzog Karl Friedrich von der Nebenlinie Oels: sie ver-

sprachen beide, sich jedesmal nach der Stimmenmehrheit des Geheimen Rats richten zu wollen. In diesem Geheimen Rat saß seit Karl Alexanders Regierung der berühmte Philosoph Bilfinger, und dieser wurde die Seele der bis zum Jahre 1744 geführten vormundschaftlichen Regierung, ja die Geschäfte gingen hauptsächlich durch ihn bis zu seinem Tode 1750.

Georg Bernhard Bilfinger war im Jahre 1693 zu Cannstatt bei Stuttgart geboren, wo sein Vater Spezialsuperintendent war. Die Bilfinger sind ein altes württembergisches Geschlecht, sie sollten eigentlich Vielfinger heißen, weil, wie man erzählt, Angehörige dieser Familie meist sechs Finger oder doch, namentlich Frauen, einen Ansatz zum sechsten Finger hatten. Er war mit einem Feuerstrich auf der Stirn gezeichnet, und schon in der Kindheit mußten ihm zwei Finger abgenommen werden. Er besuchte die Klosterschulen zu Blaubeuren und Bebenhausen und das theologische Stift zu Tübingen, legte sich aber weniger auf die Theologie, als auf Mathematik und Philosophie. Die Schriften Christian Wolffs in Halle[1]) waren ihm in die Hände gefallen, und er brannte vor Begierde, dessen persönliche Bekanntschaft zu machen. In Tübingen hatte er ein Verhältnis mit der Tochter eines angesehenen Lehrers, der Vater war bereit, ihm dieselbe zur Gattin zu geben, aber nur unter der Bedingung, die Reise und Wolff aufzugeben. Bilfinger gab die Braut auf und reiste nach Halle, wo er drei Jahre blieb. Zurückgekehrt ging er als Extraordinar-Professor ohne Gehalt nach Tübingen, aber seine Kollegien blieben unbesucht, jedermann warnte vor dem gefährlichen Anhänger Wolffs. In dieser Not bot ihm Wolff im Namen Peters des Großen an, als Professor und Mitglied der neuerrichteten Akademie der Wissenschaften nach Petersburg

[1]) Berühmter Philosoph und Mathematiker, geb. 1679 zu Breslau als Sohn eines Handwerkers, gest. 1754 als Professor und Reichsfreiherr zu Halle. Friedrich Wilhelm I. von Preußen hatte ihn als Religionsverächter seiner Professur entsetzt, Friedrich der Große jedoch ihn in glänzender Weise rehabilitiert. Er war Vertreter der rationalistischen Philosophie und stand in enger wissenschaftlicher und persönlicher Verbindung mit Leibniz.

zu gehen. Bilfinger nahm den Ruf an und reiste, obgleich vorher die Nachricht einlief, daß Peter der Große 1725 gestorben sei, in Gesellschaft zweier Landsleute ab. Auf der Reise hatte er das Unglück, alles, was er besaß, Geld und Bücher, zu verlieren. Aber gerade dieses Unglück schlug zu seinem Glück aus. Denn er war jetzt ganz allein auf sein Genie angewiesen. Es gelang ihm in Petersburg, den von der Pariser Akademie ausgesetzten Preis durch Beantwortung der berühmten Streitfrage über die Schwere der Körper zu erhalten. Nun verbreitete sich der Ruf seines Namens durch ganz Europa. Herzog Eberhard Ludwig befand sich eben in Gesellschaft seines Oberhofpredigers Tafinger, eines Freundes Bilfingers, im Bad zu Teinach, als ihm ein Zeitungsblatt in die Hände fiel, das Bilfingers Schrift mit ehrenvollster Lobeserhebung besprach. Der Herzog befahl sofort seinem Minister, Graf Grävenitz, Bilfinger mit der nächsterledigten Professur in Tübingen zu bedenken. Schon nach zwei Monaten trat eine Vakanz ein, und Bilfinger erhielt die Aufforderung, als Professor der Theologie und Oberaufseher des Stifts Tübingen in sein Vaterland zurückzukehren. Mit Mühe nur erlangte er seine Entlassung aus Petersburg mit einer jährlichen Pension von 400 Gulden. Der Nachfolger Herzog Eberhard Ludwigs, Karl Alexander, hatte schon von Belgrad aus in Korrespondenz mit Bilfinger gestanden und schon vor seinem Regierungsantritt im Verkehr mit ihm eine mehrwöchentliche Kur in Wildbad zugebracht, auch ihn gleich in den ersten Tagen seiner Regierung zu sich berufen. Ungefähr nach einem Jahre, 1735, kam er selbst nach Tübingen, besprach sich öfters mit ihm und lernte zu seinem Erstaunen in dem Professor der Theologie einen der größten Festungsbauverständigen kennen, mit dem sich von seinem Lieblingsthema, Türkenkriegen und Feldmarschall Münnich[1]),

[1]) Gemeint ist der russische, 1683 im Oldenburgischen geborene, 1767 zu Petersburg gestorbene von der russischen Kaiserin Elisabeth zum Tode verurteilte, dann aber begnadigte erfolgreiche Heerführer gegen die Türken Generalfeldmarschall Burkhard Christoph Graf von Münnich.

sprechen ließ. Die Klarheit der Ideen Bilfingers erregte in dem Herzog eine höchst wohltätige Empfindung. Er nahm ihn sogleich mit auf die Festung Hohentwiel und wurde von seiner eigentümlichen Art, die nicht im geringsten höfisch war, unwiderstehlich angezogen. Er ernannte ihn auf der Stelle zum Geheimen Rat. Bilfinger ergab sich, nachdem er seine Unwissenheit vorgeschützt, mit den Worten: „Nun so ergebe ich mich auf Galgen und Rad." Wirklich konnte er unter Karl Alexander wenig im Kollegium ausrichten; er und der Fürst vertrugen sich nur fünf Monate lang. Seine Hauptwirksamkeit entfaltete er erst während der vormundschaftlichen Regierung nach dem Tode Karl Alexanders.

Die drei Hauptverdienste, die Bilfinger während dieser vormundschaftlichen Regierung sich um Württemberg erwarb, waren: der Abtrag der Landesschulden, die vortreffliche Kirchenordnung von 1743 und die bei der Herzogin Mutter erwirkte Erlaubnis zur Reise der drei jungen Prinzen nach Berlin, um sie am Hofe des großen Friedrich erziehen zu lassen. Ende des Jahres 1741 mußte sich die Herzogin auf den Wunsch der Stände zu der Einwilligung zur Reise bequemen. Die drei Prinzen trafen den großen Friedrich, als er eben von der Eroberung Schlesiens zurückgekehrt war. Sie blieben über zwei Jahre an dem preußischen Hofe; allerdings war das galante Leben, das die Mutter in Berlin führte, nicht ganz geeignet, den Söhnen als gutes Vorbild zu dienen.

Die Aufführung Herzog Karls unter den Augen des großen Königs erschien jedoch diesem selbst so musterhaft und der Prinz hatte so vorzügliche Gaben blicken lassen, daß Friedrich der Große keine Bedenken trug, ihn als für die Regierung fähig zu erklären. Der Kaiser erteilte ihm darauf bereits in seinem siebzehnten Jahre die Volljährigkeit. Bei der Abreise aus Berlin, am 16. Februar 1744, übergab ihm Friedrich eine Denkschrift, in der er ihm die wichtigsten Herrscherpflichten ans Herz legte. Es waren goldene Worte: „Der Kern des Landes

sind die Finanzen. Glauben Sie nicht, daß Württemberg für Sie da ist, Sie sind für Ihr Volk da. Suchen Sie sein Herz zu gewinnen, fliehen Sie die Schmeichler und strafen Sie die Intriguen!" Zu Anfang des Frühlings 1744 war der junge Herzog wieder in Stuttgart.

Schon der Regierungsantritt des allerdings genievollen, aber gleichzeitig ungemein leichtblütigen, leichtsinnigen und lebenslustigen Herrn entsprach keineswegs den großen Erwartungen, die Friedrich von ihm gefaßt hatte. Dieser Regierungsantritt war wenig fürstlich: er begann mit einer langen Reihe von Kavalier-, ja Pagen- und Studentenstreichen. Der Beherrscher Württembergs hatte für nichts Sinn und lebte auch für nichts als für Mädchen, Lustbarkeiten und Reisen. Mit seinem Busenfreunde, dem Grafen Friedrich Karl von Pappenheim, der sein Adjutant war und später den Oberjägermeisterposten erhielt, überließ er sich den tollsten Abenteuern, weckte auf nächtlichen Straßenumzügen die Leute durch Lärm, zog den aus den Fenstern herausschauenden Bürgern Reifen über die Köpfe, sperrte auch wohl einmal auf einem Balle mitten im Tanzen die ganze Gesellschaft ein, um sich an den eintretenden Verlegenheiten zu weiden. Doch blieb das alles noch in gewissen Grenzen, so lange Männer wie der ehrwürdige Bilfinger lebten, der mit den anderen Geheimen Räten, dem Kammerpräsidenten von Hardenberg, dem Oberstburggrafen von Röder, von Wallbrunn, Zech und Georgii an der Spitze der Regierung stand. Einem Mann wie Bilfinger konnte sich in Württemberg kein anderer zur Seite stellen. Ein berühmter Theologe, der damals gleichzeitig mit Bilfinger Württemberg zierte, war der ehrwürdige und hochgelehrte Prälat Bengel, Abt zu Herbrechtingen, der Bilfinger nur zwei Jahre überlebte: Bilfinger starb 1750, Bengel 1752.

Kaum war Bilfinger tot, so begann ein ganz neues Leben für den jungen, wie Spittler es sehr richtig ausdrückt, „wahrhaft galoppartig lebenden" Herzog. Der kleine Stuttgarter

Hof ward jetzt in einen der glänzendsten von ganz Deutschland umgeschaffen und zu diesem Behufe ein so großer Aufwand gemacht, daß man staunt, wie das kleine, gar nicht reiche Land ihn hatte aufbringen können. Dreiundvierzig Jahre lang, von 1750 bis 1793, bis zum Tode des Herzogs, dauerte diese Glanzperiode Stuttgarts. Im Zenith stand sie gerade während des siebenjährigen Krieges, 1760, als dort Casanova[1]) auftauchte. Er, der mit allen Höfen Wohlbekannte, nannte den Stuttgarter Hof „den brillantesten in ganz Europa".

Des Herzogs Hauptaugenmerk war das Theater, Oper und Ballet. Dazu wurden aus Italien und aus Paris die Künstler ersten Ranges berufen, so daß denn auch sehr bald das Theater in Stuttgart, eine Zeit lang wenigstens, alle andern in ganz Deutschland übertraf. Noch im Todesjahre Bilfingers ward das berühmte Lusthaus Herzog Ludwigs mit seinem in seiner Art einzigen, neunzig Fuß hohen ungeheuren Saale zum Opernhause umgeschaffen. Die ersten Opern, mit denen dasselbe 1754 eröffnet wurde, waren „Fetonte" und „Catone in Utica". Die Vorstellungen fanden gewöhnlich im Karneval statt. Nach einem herzoglichen Dekret von 1758 waren alle Dienstag und alle Freitag Oper; um fünf Uhr war jeweils

---

[1]) Giacomo Casanova de Seingalt, geb. 1725 zu Venedig, gest. 1798 auf dem Schlosse Dux in Böhmen, der vollendetste Typ des Abenteurers und Liebeshelden der Rokokozeit. Seine an galanten Erlebnissen überreichen Wanderfahrten brachten ihn nach Konstantinopel, Paris, Dresden, Prag, Wien, Holland, Süddeutschland, nach der Schweiz, nach London, Riga, Petersburg, Warschau und Spanien. In Berlin wurde er Friedrich dem Großen vorgestellt, der — man weiß nicht, ob im Ernst oder aus Scherz — ihm eine Gouverneursstelle an der Kadettenanstalt anbot. Er lernte die bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Zeit kennen, wurde in Venedig zu fünfjährigem Gefängnis in den Bleikammern verurteilt, aus denen er sich nach fünfzehn Monaten durch eine kühne Flucht rettete, wurde vom Papst zum Ritter vom Goldenen Sporn geschlagen, beteiligte sich an zum Teil nicht einwandsfreien Geschäften, verfügte heute über viel Geld und war dann wieder bettelarm. Er kam auch mit Cagliostro in Berührung, in dem er aber mit sicherem Urteil den Betrüger erkannte. Die durch körperliche Gebrechen und durch Vereinsamung verbitterten letzten zwölf Jahre seines bewegten Lebens verbrachte er auf dem Schlosse Dux, wo ihm Graf Waldstein eine Unterkunft geboten hatte.

Beginn. Nach demselben Dekret waren alle Montag und alle Donnerstag im Opernhause Redoute, zu der neben dem Adel, den Offizieren und den Honoratioren alle Personen zugelassen wurden, die in anständigen Masken erschienen. Die Redouten währten von acht bis zwei Uhr.

Dirigent der Oper war der hochberühmte italienische Komponist Maestro Nicolà Jomelli, früher Kapellmeister an der Peterskirche in Rom, der fünfzehn Jahre lang, vom Jahre 1754 bis zum Jahre 1768, in dem er wieder Württemberg verließ, seine Opern im Stuttgarter Opernhause zur Aufführung brachte. Auch die Kapelle zählte berühmte Namen: die Violonisten Nardini aus Livorno und Lolli aus Bergamo, den Hornbläser Rodolphi, die spanischen Gebrüder Pla, Meister auf der Oboe. Als Sänger und Sängerinnen glänzten Aprile und Crassi, Bonafini und Bonani. Später, im Jahre 1775, legte der Herzog eine Ecole des Demoiselles für den Theaterbedarf an. Der berühmteste Künstler, der neben Jomelli dem Stuttgarter Opernhause angehörte, war ein Tanzkünstler, der französische „Tanzgott" Vestris, der auf sechs Monate alljährlich aus Paris gegen ein Gehalt von über 12 000 Gulden nach Stuttgart kam, nachdem der große Friedrich ihn für das Berliner Theater mit 4000 Thalern zu engagieren abgeschlagen hatte. Auch Noverre, der ein großes Buch über den Tanz schrieb, verherrlichte das Stuttgarter Ballet. Seit dem Jahre 1757 ward auch das französische Lustspiel eingeführt.

Weit später, als 1787 Schubart Hof- und Theaterdichter geworden war, kamen auch deutsche Schauspiele von Lessing, Iffland und anderen auf die Stuttgarter Hofbühne; 1788 sogar Schillers Räuber.

Außer dem Theater gab es eine fortlaufende Kette von anderen Herrlichkeiten: das ganze Jahr durch wechselten Feste, Bälle, Konzerte, Redouten, Schlittenfahrten, Illuminationen, Feuerwerke und dergl. Namentlich die Feuerwerke waren

prächtig und so kostbar, daß sich der Preis eines solchen Nachtspiels auf eine halbe Tonne Goldes belief. Es dirigierte diese Lustbarkeiten ein Italiener Veronese.

Um nun das Geld, das viele Geld zu diesen vielen teueren Dingen beizuschaffen, mußte der Kammerpräsident tun, was er tun konnte. Diesen Posten bekleidete ein alter treuer Diener des Hauses, Baron Friedrich August von Hardenberg, der erste Minister des Herzogs. Hardenberg suchte Geld, wie und wo er konnte, zu erhalten und griff zu denselben Mitteln, deren sich damals so viele deutsche Minister bedienten, um die starken Begehrlichkeiten ihrer kleinen fürstlichen Herren zu befriedigen: er triebe Seelenverkäuferei. Er schloß im Jahre 1753 mit Frankreich einen Vertrag ab, kraft dessen er 6000 Mann Landeskinder als Soldaten für 1½ Millionen liefern mußte. Hardenberg war ein stolzer und herrischer, aber sonst ein durchaus ehrlicher Mann, er schaffte Geld, aber er drang doch, soweit es möglich blieb, auf Ordnung und Wirtschaft. Das ging freilich oft ins Kleinliche und geschah auch oft auf eine ungeschickte Weise. So hatte Hardenberg einmal ein Dutzend Dominos für eine Maskerade zu bezahlen sich geweigert und die Überbringer der vom Herzog an die Kammer ausgestellten Anweisungen sofort an den Aussteller selbst zurückgewiesen. Das mußte einen Herrn wie Herzog Karl aufs ärgste in Harnisch bringen und er beschloß, den unbequemen Pedanten zu entfernen. Zurückgekehrt von einer Reise nach Italien, benutzte er die erste günstige Gelegenheit, die sich ihm darbot. Hardenberg weigerte sich wieder einmal, bei einem Balle so viel Kerzen anzünden zu lassen, als der Herzog verlangt hatte. Darauf überhäufte ihn dieser vor dem versammelten Geheimen Ratskollegium mit den stärksten persönlichen Beleidigungen, nur um ihn zu nötigen, seinen Abschied zu nehmen. Hardenberg reichte den Abschied ein, verließ das Land und starb als Minister in Hannover. Vier Jahre vorher, 1751, war schon der Oberburggraf Geheimer Rat von Röder entlassen worden.

Von jetzt an schien der Herzog den Damm durchbrochen zu haben, über den die ganze wilde Sinnlichkeit und die despotische Willkür, die in seinem Wesen lag, wie eine verheerende Sturmflut hereinbrachen.

Die gutmütigen Deutschen waren immer geneigt, das, was vonseiten der Höfe für das Theater getan wurde, der preiswürdigen Liebe ihrer Fürsten zur Wissenschaft und zur Kunst zuzuschreiben. Bei diesem kleinen württembergischen Tyrannen wurde aber gewiß das Interesse für das Theater ebenso sehr durch den Hang zum Sinnengenuß wie durch die Liebe zur Kunst gespeist. Das Theater wurde ihm eine angenehme Baumschule der Galanterie.

Herzog Karl hatte sich, nachdem er im Sommer 1748, unmittelbar vor seiner Heirat während einer einmonatlichen Reise den Venusberg in Paris besichtigt hatte, am 26. September 1748 mit Elisabeth Friederike Sophie von Bayreuth vermählt, einer Tochter der wiederholt zitierten Memoirenschreiberin und einer Nichte Friedrichs des Großen, die protestantischer Konfession war. Sie war ihrer Mutter sehr ähnlich, schön, von feinem Ton und energisch in ihrer Handlungsweise, aber auch stolz und kalt gegen das Volk. „Was will das Geschmeiß?" war ihre Frage, als ihr die Winzerinnen bei ihrem Einzug in Stuttgart in altstuttgarter Tracht entgegenkamen. Die Hofdamen durften ihr nur den Saum ihres Kleides küssend nahen. Die Ehe war von kurzer Dauer. 1750 wurde eine Tochter geboren, die aber schon im folgenden Jahre starb. Darauf machten der Herzog und die Herzogin im Jahre 1754 in Begleitung des Ministers von Hardenberg und des Oberstallmeisters, nachherigen Oberkämmerers Baron von Üxküll die Reise nach Italien. Diese dauerte vier Monate und ging, nachdem man noch die letzten Lustbarkeiten des Karnevals zu Venedig genossen hatte, über Rom bis Neapel, wo der Vesuv bestiegen und Herculanum besichtigt wurde, dann über Rom, Florenz, Genua, Turin, Mailand und Verona zurück. Nach der Rückkehr er-

folgte die Entlassung Hardenbergs und unmittelbar darauf auch die Trennung der Herzogin von ihrem Gemahl. Es war dies im September 1756, um die Zeit des Ausbruchs des siebenjährigen Krieges. Der Herzog wußte nun die Sache so listig zu drehen, als sei seine Gemahlin ihm untreu gewesen. Die förmliche Scheidung wurde herbeigeführt, die Herzogin ging zu ihren Eltern zurück, nahm später ihren Sitz zu Neustadt an der Aisch und starb 1780 in großer Dürftigkeit. Sieben Jahre vor ihrem Tode war sie noch bei Tissot, dem Orakel aller hohen europäischen Kranken in Lausanne gewesen, um ihn wegen ihrer Gesundheit um Rat zu fragen. Von hier hatte sie sich zum Besuche Voltaires nach Fernay bei Genf begeben. Voltaire sprach die Prinzessin mit „Votre Altesse" an, worauf ihm die Herzogin erwiderte: „Tu es mon papa, je suis ta fille et je veux être appelée ta fille." Voltaire nahm seinen Bleistift aus der Tasche, verlangte eine Karte und schrieb darauf:

„Ah le beau titre que voilà
Vous me donnez la première des places
Quelle famille j'aurais là,
Je serais le père des Graces!"

Er gab die Karte der Prinzessin, die ihn dafür umarmte und küßte.

Kurze Zeit nach der Entfernung der regierenden Herzogin stellte Herzog Karl dem Stuttgarter Hofe eine neue Gebieterin vor, Madame Agathe, so benannt nach dem Muster der Madame de Pompadour. Diese erste Maitresse en titre war eine gewisse Augusta, Tochter eines venezianischen Gondoliers Gardela und Frau des Tänzers Michel Agatha, dem Herzog Karl sie förmlich in München abgekauft hatte. Madame Agathe trug die ausgezeichneten „blauen Schuhe" als Symbol der Favoritinnenherrschaft, wurde des Herzogs aber bald müde und erhielt, als dieser sie einmal mit dem Grafen Pappenheim, welcher sie ihm zugeführt hatte, überraschte, während einer Reise in Venedig den Abschied. Ihre Nachfolgerinnen wurden erst

eine französische Kurtisane, Mademoiselle Dugazon, die später Madame Vestris wurde, dann zwei italienische Theaterprinzessinnen, Mademoissellle Toscani und Bonafini, sowie eine englische Schauspielerin Nency. Diese Damen sind aus den Memoiren Casanovas bekannt. Casanova hatte die Toscani und deren Mutter nach Stuttgart gebracht; die Reise erfolgte eigens zu dem Zwecke, die herrschende Mätresse des Herzogs zu werden, was auch wirklich gelang, freilich nicht auf lange Zeit.

Außer diesen Maitresses en titre verschrieb sich der Herzog noch eine große Zahl italienischer und französischer Kurtisanen, Tänzerinnen und Sängerinnen. Er legte eine Art Serail an, für das die Schönheiten des Landes zu hunderten requiriert und oft mit ungeheuren Summen bezahlt wurden. Für Fräulein Josephine von Wimpffen, die Schwester seines Generaladjutanten, wurde ein jährliches Gehalt von 22 000 Gulden bezahlt. Sie heiratete zum Scheine, wie seinerzeit die Grävenitz, einen willigen Kammerherrn von Königsegg. Ganz so wie Don Juan nahm der Herzog die Tochter seines Geheimen Rats Baron von Volgstädt von einem Balle mit sich. Der Vater ging 1769 ab, um nur die Schande seiner Familie nicht mehr mit ansehen zu müssen.

Mit diesen kostspieligen Launen der Lust gingen die noch weit kostspieligeren Launen des Ehrgeizes Hand in Hand. Der Herzog wollte nicht nur ein Louis XIV. im kleinen sein, sondern auch ein kleiner Friedrich II. Die Soldatenmarotte wurde so hartnäckig gepflegt, daß die württembergische Armee „dem Lüstre seines Hauses gemäß“ zuletzt bis auf 17 000 Mann wuchs — bei einer Bevölkerung von 600 000 Einwohnern. Also der fünfunddreißigste Einwohner in Württemberg mußte den Soldatenrock anziehen. Ganz besonders kostbar wurde dieses unverhältnismäßig starke und reich uniformierte württembergische Armeekorps durch die übermäßig große Menge von Offizieren. Der militärische Rigorismus herrschte in allen Stücken. Vor jeder Schildwache, befahl Herzog Karl

wie dereinst der Landvogt Geßler, solle gleich wie vor ihm selbst der Hut abgenommen werden. Noch 1783 erhielt ein Kammerrat, welcher diese Reverenz zu tun unterließ, von einem Leutnant von Böhmen in der Wachtstube fünfundzwanzig Stockprügel als Korrektiv appliziert.

Im Jahre 1757, beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges, zog Herzog Karl in der Eigenschaft als Generalfeldmarschall des schwäbischen Kreises im Dienste Österreichs und im Solde Frankreichs gegen seinen ehemaligen Mentor, Friedrich den Großen, und gegen eine Macht, die des Glaubens seines Landes war, zu Felde. Die württembergischen Truppen machten einen Aufstand und weigerten sich, von den französischen Kommissarien sich gegen die Preußen führen zu lassen. Viele flüchteten nach Franken zu dem preußischen Parteigänger Maier, den Rest trieb man in den Krieg. Die Feldzüge nahmen aber in Böhmen 1757 und noch mehr im Reiche 1759 eine klägliche Wendung. Die Württemberger waren und blieben gut preußisch gesinnt. Ihnen war der große König der Held, welcher für die protestantische Religion kämpfte. Bei Lissa sagte Friedrich selbst, als er die linke Flanke der Österreicher plötzlich angriff: „Hier stehen die Württemberger, die werden uns bald Platz machen!" Um nun seine vielen Offiziere zu desto größerer Tapferkeit gegen die Preußen zu entflammen, stiftete der Herzog am 11. Februar 1759 den Karlsorden für Militärverdienste. In Fulda gab er einen glänzenden Ball, während dessen ihn der Erbprinz von Braunschweig überfiel. Voller Schrecken floh Herzog Karl über den Main und ohne Aufhalten weiter bis Stuttgart. Die Soldaten, um schneller laufen zu können, zogen die Pappen, womit ihre Gamaschen vorn und hinten gesteift waren, heraus. Aber in der Stuttgarter Zeitung ließ der Herzog Siegesbulletins veröffentlichen.

Noch schlimmer, als diese Launen des fürstlichen Ehrgeizes und der fürstlichen Sinnenlust waren bei Herzog Karl die Launen der Gewalttätigkeit und der Willkür. Er behandelte

alle in seinem Lande wie seine geborenen Sklaven von den Bauern an, die ihm, wenn gerade kein Schnee lag, solchen zur Schlittenfahrt nach Stuttgart hereinfahren mußten, bis herauf zu seinen Geheimen Räten und Ministern. Daß die Bauern schwer der Schuh drückte, ergab das Faktum, daß 1757 ihrer 6000 wieder nach Amerika auswanderten.

Von der grausamen Willkürherrschaft gegen Leute aus den höheren Ständen sind die drei Exempel Rieger, Moser und Schubart besonders kennzeichnend. Das Buch eines Franzosen Maubert, eines entlaufenen Kapuziners, „Pure verité", entrollt ein wahres Schaudergemälde der fürstlichen Willkür im damaligen Württemberg. Sogar den mit höfischem Treiben wohlbekannten Abenteuerer Casanova empörte der bei allem Glanz trostlose und entwürdigende Despotismus. Selbst in dem eben den Bleidächern Venedigs Entronnenen rief er den republikanischen Nobilestolz wach.

Philipp Friedrich Rieger, das erste Exempel, an dem Karls Herrscherwillkür sich versuchte, war der Sohn des Predigers Rieger, der 1743 zu Stuttgart als Spezialsuperintendent und als einer der Lieblingsgeistlichen des Landes gestorben war. Der Sohn zu Stuttgart geboren, war als Auditeur in preußischen Diensten gewesen und trat im Jahre 1756, gerade beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges als Geheimer Kriegsrat und Oberst in württembergische Dienste. Er war der Schwiegersohn des Prälaten Fischer, eines Freundes des berühmten Moser, ein Welt- und Kraftmann von herkulischer Stärke und sich immer gleichbleibender Jovialität, dabei hart und unbeugsam, ein Mann ganz so wie der Herzog, der einen ähnlichen Charakter hatte, ihn leiden mochte. Er stieg auch sehr bald und sehr hoch in seiner Gunst, war, der Sache nach, Kriegsminister, des Herzogs Faktotum und Vertrautester in militärischen Dingen. Durch seine Werbungen brachte er dem Herrn die Armee zusammen und hielt sie mit den Kommandomitteln des achtzehnten Jahrhunderts, dem Fluche und dem Stocke, im streng-

sten Gehorsam. Während des siebenjährigen Krieges erhielt sich Oberst Rieger in der unveränderten Gunst seines Herrn. Erst im letzten Jahre dieses Krieges gelang es einem neuen Günstling, dem Franzosen Montmartin, der Premierminister ward, ihn zu beseitigen. Um Rieger zu verdrängen, wurde in Briefen an die beiden Brüder des Herzogs Rieger beschuldigt, daß er die Preußen verräterisch habe ins Land rufen und es ihnen überliefern wollen. Herzog Karl mißhandelte seinen Liebling persönlich mit dem Stocke auf der Parade und ließ ihn ohne alles weitere Verhör auf den Hohenasperg in einen unterirdischen Käfig sperren, wo er fünf Jahre sitzen mußte. In diesen fünf Jahren kam der frühere Welt- und Kraftmann und Religionsspötter zur Ein- und zu jener Umkehr, die ihm den Namen eines Pietisten einbrachte. Als Montmartin entlassen worden war, baten die Stände Riegern frei. Herzog Karl lud ihn zum Souper und sagte, seine völlige Unschuld anerkennend, zu ihm: „Bleib' er mein Freund, wie er es immer war." Er ernannte ihn später zum General und zum Kommandanten von Hohenasperg.

Ein zweites Opfer der despotischen Willkür des Herzogs war der berühmte Publizist Moser. Johann Jakob Moser war geboren 1701 zu Stuttgart und ein so frühreifer Kopf, daß er schon mit neunzehn Jahren außerordentlicher Professor der Rechte in Tübingen war. Aber die Zuhörer blieben aus. Er beschloß, nun in Wien sein Glück zu versuchen und reiste zuvor ins Bad Teinach, wo damals der Hof war, um sich den Titel Regierungsrat zu erbitten. Der Minister Baron Schütz gab ihm wenig Hoffnung dazu, da er zu jung sei und noch nicht einmal einen Bart habe. Der zwanzigjährige Moser antwortete schnell: „Exzellenz wüßten, daß, wenn es auf den Bart ankäme, der Bock der größte Philosoph wäre." Schütz ließ sich darauf in ein mehrstündiges Gespräch mit Moser ein und erstaunte über die gründlichen Kenntnisse des unbärtigen jungen Mannes. Um elf Uhr wurde Mosers Bittschrift beim

Herzog Eberhard Ludwig eingereicht und um zwei Uhr erteilte ihm dieser den gesuchten Titel. Moser ging hierauf nach Wien, wo er mehrere Jahre blieb und an dem Reichsvizekanzler Grafen Schönborn einen großgnädigen Gönner fand. Im Jahre 1726 ward er als wirklicher Regierungsrat in sein Vaterland zurückberufen. 1736 ward er preußischer Geheimer Rat und Direktor der Universität zu Frankfurt an der Oder. Er behielt diesen Posten aber nur drei Jahre und privatisierte darauf längere Zeit in Ebersdorf im Fürstentum Reuß. Im Jahre 1747 ward er zum hessen-homburgischen Geheimen Rat ernannt, behielt diese Stelle aber wieder nur zwei Jahre und privatisierte dann wieder in Hanau. Von hier ward er im Jahre 1751 als Landschaftskonsulent nach Stuttgart zurückberufen, der König von Dänemark erteilte ihm den Titel Etatsrat. Moser war unstreitig nach Bilfingers Abgang der tüchtigste Kopf und Charakter im ganzen Lande. Nach dem Sturze Hardenbergs, des Kammerpräsidenten, 1755, war er des Herzogs Privatorakel geworden. Der Herzog bewies ihm eine so große Zuneigung, daß er viele Briefe eigenhändig an ihn schrieb, unter anderem einmal am 15. Juli 1756: „Wollte Gott, es dächte ein Jeder so patriotisch wie der Herr Consulent und ich, es ginge gewiß Herrn und Land wohl." Die Freundschaft zwischen dem sehr ungleichen Herrn und Diener dauerte aber nur wenige Jahre. Schon im Jahre 1759 erfolgte Mosers Sturz, dem es sein Herr sehr übel gehen ließ. Die stete große Geldnot Herzog Karls veranlaßte ihn, an die Landschaftseinnehmer das Ansinnen zu stellen, ihm ihre Kasse auszuliefern. Sie weigerten sich dessen. Auf diese Weigerung brauchte der Herzog Gewalt. Am 31. Januar 1759 wurde das Landhaus mit 5—6000 Mann Truppen umstellt und die Kasse mit 30 000 Gulden in aller Form geraubt. Moser setzte hiergegen eine untertänige Protestation auf. Darauf ließ ihn der Herzog durch einen Geheimen Kabinettssekretär am 21. Juli 1759 nach Ludwigsburg berufen und hier vergriff sich der patriotische

Landesherr an dem patriotischen Untertan im Audienzsaale und kündigte ihm Festungsarrest an. Wie Rieger ward auch Moser ohne alles weitere Verhör auf die Feste Hohentwiel gebracht, wie Rieger mußte er fünf ganze Jahre lang sitzen, 1759 bis 1764. Es wurde ihm nur eine Bibel, ein Predigt- und ein Gesangbuch belassen. Dem Manne, der gewohnt gewesen war, sein ganzes Leben lang zu schreiben — man zählte allein 50 Quartanten von ihm über des heiligen römischen Reiches Staatsrecht — wurden mit ausgesuchter Grausamkeit alle Schreibmaterialien verweigert. Moser dichtete zu Hohentwiel über tausend geistliche Lieder, überließ sich seinen Meditationen und erquickte sich am Kirchengesange, welcher vom Dorfe heraufschallte. „Unverzagt und ohne Grauen", war sein Wahlspruch. In Wien, beim allerhöchsten Reichsoberhaupte, war keine Hilfe für Moser zu erwirken. Weil der Herzog sich im ganzen siebenjährigen Kriege rücksichtslos dem Interesse Österreichs hingab, schrieb der Reichsvizekanzler Colloredo an das Reichskammergericht zu Wetzlar die Weisung, wenn etwa Klagen über ungerechte Verhaftung des württembergischen Landschaftskonsulenten Moser eingingen, sollten dieselben unterdrückt werden. Erst nach dem Frieden, am 25. September 1764 setzte es Friedrichs des Großen kräftiges Wort beim Reichshofrate durch, daß der schändlichen Haft ein Ziel gesetzt wurde.

Als Moser frei war, bezeigte sich Herzog Karl ihm ebenso freundlich wie er sich Riegern später bezeigte. Mosers eigener Sohn bestätigte, „daß in den nachfolgenden zwanzig Jahren der Herzog die ehemalige Härte durch hundertfache Beweise von Reue, Güte, Vertrauen, Achtung und ihm und seinen im Württembergischen angesessenen Kindern und Kindeskindern bewiesenen Wohltaten vergütet hat". Es gratulierten Moser zu seiner Befreiung das ganze Land, der König von Dänemark und sogar die Frankfurter Juden. Er, der größte Staatsrechtslehrer seines Zeitalters mußte aber in den Privatstand zurücktreten, obgleich er noch in der vollsten Lebenskraft stand. Noch weit

später, noch in seinem vierundsiebzigsten Jahre, war Moser so rüstig, daß er ein Tischchen mit vollen Gläsern mit seinen Zähnen aus einem Zimmer ins andere tragen konnte. Er selbst sagte von sich in seiner Autobiographie: „Ich würde wohl in Ehren gehalten worden sein, wenn ich Landsyndikus in einem anderen Lande geworden wäre, wo die Ausschüsse mit Leuten besetzt sind, die die große Welt kennen, und wo sich die Stände Mühe geben die Landesnahrung zu bessern." Die württembergischen Stände hatten ihn fallen lassen. Der gemeinschaftliche Bericht der Gesandten der Höfe Preußen, Hannover und Dänemark vom 4. April 1770 sprach sich dahin aus: „Moser ist ein Mann, der in kein Kollegium taugt und am wenigsten in diese Landschaft." Moser beschloß sein tätiges und erfahrungsreiches Leben 1785, vierundachtzig Jahre alt, durch einen Schlagfluß, ohne jemals krank gewesen zu sein. Er hinterließ nicht weniger als 404, zum Teil vielbändige Schriften und unter mehreren anderen Kindern einen ebenfalls als Schriftsteller bekannten Sohn, Friedrich Karl von Moser, den Herausgeber des patriotischen Archivs, den Autor der „politischen Wahrheiten", des „Herr und Diener", der als Minister in Darmstadt einen ebenso drastischen und weniger ehrenvollen Sturz erlebte als sein Vater.[1])

Das dritte und traurigste Opfer der Kabinettsjustiz des Herzogs war der Dichter Schubart. Daniel Schubart, geboren in der kleinen schwäbischen Reichsstadt Aalen, war eines der poetischen Kraftgenies des Jahrhunderts, das sich, als von Norddeutschland her Friedrich der Große der Aufklärung die Wege gebahnt und Klopstock wieder die alten Ideen für deutsche Freiheit und Vaterland und für ein sentimentalisches Christentum durch seine Oden und die Messiade geweckt hatte, mit aller Macht einer Poesie in die Arme warf, wie sie eine recht derbe süddeutsche Sinnlichkeit und eine zum Selbstgefühl erwachte, für Menschenwürde und Menschenrecht inmitten der Atmosphäre

[1]) S. Band III, Der hessische Hof.

reiner Willkür enthusiastisch glühende süddeutsche Seele hervorbringt. Schubart war es, der sich zum poetischen Vorkämpfer der neuen Ideen im Schwabenland aufwarf und sich bald eines unermeßlichen Beifalls erfreute. Er war als Organist in Ludwigsburg angestellt gewesen, hatte hier im Schwarm der Virtuosen und Hofleute alle hofüblichen Debauchen mitgemacht und war endlich, weil er einen angesehenen Hofherrn und die Geistlichen beleidigt hatte, abgesetzt und fortgewiesen worden. Er hatte darauf ein abenteuerliches, schmarotzerisches, herumschweifendes Leben geführt und sich endlich in Augsburg niedergelassen, wo er die „Teutsche Chronik" herausgab. Der Haß der katholischen Geistlichkeit trieb den Zeitungsschreiber, der abends beim Bierkrug als Volksredner über Menschenrechte auftrat und die Messiade vorlas, aber auch von hier weg. Er ging nun nach Ulm, wo er mit immer wachsendem Beifall seine Chronik fortsetzte; er genoß hier den Umgang Millers, des Dichters des „Siegwart", der 1776 erschien. Dieser Umgang schien auf die exzentrische Lebensführung Schubarts, der verheiratet war und Familie hatte, allmählich eine bessernde Wirkung zu üben und ihn nach und nach Ordnung zu gewöhnen. Gerade in dieser Zeit, im Januar 1777, ward er durch den Herzog, der alle guten Lehren des großen preußischen Königs in den Wind geschlagen hatte, aufgehoben und auf den Hohenasperg gesetzt. Das merkwürdige Dokument, den „herzoglichen Erlaß an den Kloster-Oberamtmann Scholl in Blaubeuren, welcher den Auftrag erhielt, Schubart von Ulm auf württembergisches Gebiet „zu locken" und hier „gefänglich niederzuwerfen" lautet also:

„Dem Closteramtmann Scholl zu Blaubeuren wird nicht unbewußt sein, wie vor einigen Jahren der in Ludwigsburg angestellt gewesene Stadtorganist Schubart teils um seiner schlechten und ärgerlichen Aufführung willen, teils um seiner sehr bösen und sogar gotteslästerlichen Schreibart auf untertänigsten Antrag des herzoglichen Geheimen Rats und Con-

sistorii seines Amts entsetzt und von dort weggejagt worden. Dieser sich nunmehr zu Ulm aufhaltende Mann fährt bekanntermaßen in diesem Geleise fort und hat es bereits in der Unverschämtheit soweit gebracht, daß fast kein gekröntes Haupt und kein Fürst mehr auf dem Erdboden ist, so nicht von ihm in seinen herausgegebenen Schriften auf das freventlichste angetastet worden, welches Se. Herzogl. Durchlaucht schon seit geraumer Zeit auf den Entschluß gebracht, dessen habhaft zu werden, um durch sichere Verwahrung seiner Person die menschliche Gesellschaft von diesem unwürdigen und ansteckenden Gliede zu reinigen. Sich dieserwegen an den Magistrat zu Ulm zu wenden, halten Hochdieselben für zu weitläufig und dürfte vielleicht den vorgesetzten Zweck gänzlich verfehlen machen; wohingegen solcher am besten dadurch zu erreichen wäre, wenn Schubart unter einem scheinbaren oder seinen Sitten und Leidenschaften passenden Vorwande auf unstreitig herzogl. württembergischen Grund und Boden gelockt und daselbst sofort gefänglich niedergeworfen werden könnte. Se. Herzogl. Durchlaucht senden zu diesem Ende den Obristwachtmeister und Flügeladjutanten von Varenbühler eigends nach Blaubeuren ab, um sich mit dem Kammerherrn und dem Oberforstmeister Grafen von Sponeck, dem Stadtoberamtmann Georgii und dem Closter-Amtmann Scholl in der Sache über die schicklichen Mittel mündlich zu beratschlagen und solche sodann nach dem einmal festgesetzten Plan, wo möglich Höchstdero gnädigstem Willen gemäß, auszuführen, indem der Major von Varenbühler wegen des weiteren bereits die nötigen Verhaltungsbefehle hat. Gleichwie aber die gute Ausführung dieses gnädigsten Auftrags hauptsächlich auf der strengsten Geheimhaltung des Ganzen beruhet; also wollen auch Se. Herzogl. Durchlaucht Sich zu ihm, Oberamtmann Scholl, in Gnaden versehen, derselbe werde hierinnen, so lieb ihm Höchstdero Herzogliche Huld und Protection nur immer sein kann, das unverbrüchlichste Schweigen gegen jedermann beachten, und überhaupt nach seinen teu-

ren Pflichten klug und behutsam zu Werke zu gehen sich nach Kräften bestreben.

Decretum Stuttgart, den 18. Januar 1777.

Carl H. z. W. u. T."

Dieser herzogliche Befehl der „Lockung und gefänglichen Niederwerfung" auf „unstreitig württembergischen Grund und Boden" ward bereits fünf Tage nach dem Datum desselben von dem dienstbeflissenen Oberamtmann Scholl treueifrigst zur Ausführung gebracht und Schubart auf den Asperg gebracht. Hier war sein erster Aufenthalt die dumpfe Zelle eines alten Turms mit einem hohen vergitterten Fenster, durch die er nur ein Stück Himmel sah. An den feuchten Wänden dieses tristen Kerkers sieht man noch die Worte, die der arme Poet anschrieb: „Ach, schon 124 Tage hier!" und darunter: „Ach, wieder 50!" So saß Schubart ein Jahr. Der Schlafrock verfaulte ihm am Leibe, er konnte nicht mehr gehen, niemand durfte mit ihm sprechen. Darauf kam er in ein besseres, trockenes und luftiges Zimmer, erhielt geistliche Bücher, aber weder Umgang noch Schreibmaterialien, noch ein Klavier. Nach zwei Jahren ward ihm verstattet, dem öffentlichen Festungsgottesdienste beizuwohnen, bald darauf die Orgel zu spielen und nach zweieinhalben Jahren mit dem Kommandanten, General Rieger, auf dem Walle zu spazieren. Dieser, der auch auf dem Hohenasperg sich bekehrt hatte, übernahm auf seine Weise Schubarts Bekehrung. Er erlaubte ihm zuweilen, unter seiner Aufsicht Menschen zu sprechen und Klavier zu spielen. Von den Seinigen blieb er abgesperrt und durfte seiner Frau nicht einmal schreiben. Der Herzog glaubte alles getan zu haben, indem er der Familie eine Pension gab, den Sohn Ludwig in die Karlsschule steckte und die Tochter Julie zur Sängerin ausbilden ließ. Er sagte zu Schubarts Frau: „Gehe Sie hin und sei Sie ruhig, für Sie und die Ihrigen ist ja gesorgt!" Erst nach drei Jahren erhielt Schubart Erlaubnis, an seine Frau zu schreiben, und

nach vier Jahren Festungsfreiheit: er erhielt jetzt viele Besuche. Rieger brauchte ihn, Singspiele und Lustspiele zu machen, diese den Garnisonsoldaten einzustudieren, Prologe zu verfertigen und ihn darin mit gebührendem Lobe herauszustreichen. Noch am 15. Januar 1785 schrieb Schubart an seine Frau: „In der Audienz wirst Du wenig ausgerichtet haben, denn der Herzog ist ein Satan gegen mich. Zween Mördern erlaubte er ihre Weiber zu sprechen, wenn sie wollten — und mir versagt er den Trost, das Weib seines Herzens, die Kinder seines Bluts zu küssen." Mürbe geworden war der lebenslustige Poet, er dankte dem Herzoge, daß er ihn in Gefangenschaft gebracht, die dazu gedient habe, seine Seele zu erretten. Aber zuweilen brach doch noch das Gefühl für die unwürdige Behandlung durch. Unterm 5. Oktober 1783 schrieb er an seinen Bruder: „Man hat mich nie verhört, mir auch nie gesagt, was ich getan haben sollte, nur schützte man immer meine Besserung an Leib und Seele vor. Wie abscheulich! einen einschließen, auf faules Stroh werfen, ihm mit einer Kette drohen, und für Hungersterben zu essen geben — damit er gesund werde —! Einen so lange quälen, daß er an Gottes Erbarmung zweifeln möchte — damit er fromm werde! — Nein, so etwas hat noch keinem Prinzen geträumt, von dem hochseligen Nero an bis auf den jüngsten Erdtyrannen."

Am 4. Juli 1785 sah Schubart zum ersten Male seine Familie wieder — nach achteinhalb Jahren. So viel Zeit hatte der Herzog, der erlauchte geistige Doktor, für nötig erachtet, einen Menschen zu kurieren, der weder sein geborener Untertan noch sein Diener mehr war. Schubart kam aber auch jetzt noch nicht frei. Seine Gefangenschaft dauerte über zehn Jahre und seine Erlösung kam aus Preußen.

Noch vor dem Tode Friedrichs des Großen hatte Schubart seinen „Hymnus" auf diesen Fürsten veröffentlicht. Nach dem Tode des großen Königs folgte „der Obelisk". Beide Gedichte machten, namentlich in Preußen, ein außerordentliches Auf-

sehen. Ramler und die Karschin [1]) traten für Schubart auf und der Minister Graf Herzberg wandte sich in des neuen Königs Namen an den Herzog Karl. Unterm 2. Januar 1781 schrieb der Gefangene an den Buchhändler Himburg in Berlin: „Den zweiundzwanzigsten dieses Monats endige ich mein zehntes Jammerjahr und trete mit Schaudern ins elfte. Bei dem letzteren Jubiläum in Heidelberg war auch der Herzog zugegen; da hielt die ganze Akademie in den schmeichelhaftesten Ausdrücken für mich um meine Freiheit an. Nichts von den Fußfällen meiner eisgrauen Mutter, der Vorbitte des Magistrats in Aalen, meiner Geburtsstadt, den Dornengängen meiner Gattin in die Audienz, den Verwendungen eines Goethe, Lavater, Campe, Deinat, Kazner [2]) und einer Menge von Ge-

---

[1]) Karl Wilhelm Ramler, geb. 1725 zu Kolberg, gest. 1798 zu Berlin, ein als Kenner der antiken Metrik und wegen seiner Oden von den Zeitgenossen geschätzter und überschätzter Dichter. — Die Karschin (Anna Luise), geb. 1722 auf einer Meierei bei Crossen, gest. 1791 zu Berlin, Tochter des Pächters Christian Dürbach, in erster Ehe mit einem Tuchweber Hirsekorn aus Schwiebus verheiratet, dann, von diesem geschieden, mit dem Schneider Karsch, einem Trunkenbold, vermählt, machte sich durch ihre dichterische Begabung Namen und Gönner. Ihr Mann wurde unter die Soldaten gesteckt und sie siedelte nach Berlin über. Hier knüpfte sie mit den bedeutendsten literarischen Größen Beziehungen an. Friedrich der Große, den sie begeistert feierte, versprach ihr Versorgung, ließ ihr auch ein Geschenk von 50 Thalern zukommen, schickte ihr aber später auf ihr Gesuch nur noch 2 Thaler, die sie mit den Versen zurückwies:

Zwei Thaler gibt kein großer König;
Ein solch' Geschenk vergrößert nicht mein Glück —
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb' ich es zurück.

Friedrich Wilhelm II. jedoch ließ ihr ein kleines Haus am Haakeschen Markt in Berlin erbauen, wo sie ihren Lebensabend verbrachte. Ihre Tochter Karoline von Klencke erbte das poetische Talent ihrer Mutter. Deren Tochter Wilhelmine (Helmine) von Chezy (gest. 1856 zu Genf) ist die Verfasserin des (nicht sehr gelungenen) Textbuchs zu Webers Oper „Euryanthe“ und Verfasserin eines Dramas, „Emma und Eginhard“, sowie zahlreicher Gedichte und Erzählungen.

[2]) Johann Kaspar Lavater, geb. 1741 zu Zürich, gest. 1801 daselbst, in seinen jüngeren Jahren mit Goethe befreundet, Theologe und Dichter; seine Ideen über Physiognomik fanden leidenschaftlichen Beifall und heftige Ablehnung. — Joachim Heinrich Campe, geb. 1746 zu Deemsen im Braunschweigischen, gest. 1818 zu Braunschweig, Pädagoge und Schriftsteller. Er gab ein Werk über die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache,

lehrten zu gedenken; nichts zu sagen, von dem Fürsprechen des Markgrafen von Baden, Prinzen Georg von Darmstadt, der Prinzen von Gotha, Coburg und anderer fürstlichen, gräflichen und anderen wichtigen Personen — genug, Herzog Karl steht da, wie ein Meer-Fels und läßt die Wogen so mächtiger Bemühungen um meine Freiheit an seinen Lenden verspritzen. Und warum das? Er fürchtet, ich werde gegen ihn schreiben und bei Gott sei es Ihnen geschworen: Ich werde es nie tun!"

Die endliche Befreiung erfolgte am 11. Mai 1787. Schubart meldet sie an Posselt[1]) in Karlsruhe mit folgenden überschwänglichen Worten:

„Ich bin frei! — O, herrlicher Mann voll Hoch- und Tiefgefühl, — mit welch trunknem Entzücken erteil' ich Ihnen diese Nachricht! — Heute kam der Herzog, meist meinetwegen, hieher, und ließ mir durch seiner Gemahlin (es war Franziska von Hohenheim) Mund die große Botschaft der Freiheit erteilen. Nächst Gott danke ich dies kostbare Geschenk Friedrich Wilhelm dem Herzigen. O, lieber Posselt, schreien möchte ich vor Freude, mich wälzen unterm freien Himmel im Frühlingsgrase, oder klettern mit der Gemse auf den höchsten Zackenfels, die gefalteten Hände in die Wolke strecken und dem großen Geber der Freiheit laut weinend danken. Ich bin nun mit einem ansehnlichen Gehalt Direktor des Theaters und der Musik in Stuttgart, für den Rest meines Lebens ganz nach Hang und Wunsch versorgt. Sagen Sie all dies, edler Mann, dem

---

ein Fremdwörterbuch und — gemeinschaftlich mit anderen — ein fünfbändiges Wörterbuch der deutschen Sprache heraus. Bekannt ist sein Roman „Robinson der Jüngere" geworden. Campes Purismus wurde von Goethe und Schiller in den „Xenien" verspottet. — Johann Friedrich August Kazner, geb. 1732 zu Stuttgart, Hofgerichts- und Kanzleiadvokat, dann gräflich Schönburg-Deaenfeldscher Hofrat, zuerst in Stuttgart, dann in Frankfurt a. M., wo er 1798 starb. — Von Deinat lassen sich keine verläßlichen Personalien ermitteln.

[1]) Ernst Ludwig Posselt, geb. 1763 zu Durlach, gest. 1804 zu Heidelberg, Historiker und Jurist. Die Verhaftung des ihm befreundeten Generals Moreau wegen Hochverrats trübten seinen ohnehin durch eine unglückliche Ehe umdüsterten Geist derart, daß er Selbstmord verübte, indem er sich aus dem obern Stockwerk eines Hauses in Heidelberg auf die Straße stürzte.

Publikum in Ihrer Mannsprache, denn ich bin stolz genug, meine Freiheit von einem Posselt angekündigt zu sehen."

Es war ein eigenartiger Stolz, der Schubart beseelte. Er ist gekennzeichnet in Schubarts Brief vom 31. Mai: „Letzteren Freitag war ich lange bei dem Herzog in der Audienz. Ich muß gestehen, er war außerordentlich gnädig und versprach mir, das Leben von nun an leicht und angenehm zu machen. Er bestellte einige lateinische und deutsche Inskriptionen, die ich als Hofpoet — versteht sich — sogleich verfertigte. Ich habe nun keine Instanz als diesen meinen gnädigen Herrn, gegen den nun aller Groll wie Nachtgewölk verschwunden ist."

Schubart war nicht nur Hofpoet und Hoftheater- und Operndirektor, sondern schrieb auch wieder die „Teutsche Chronik" und teilte mit seinem gnädigen Herrn den Profit. Er stand sich damit und mit seinen Ämtern und Gelegenheitsgedichten auf 4000 Gulden. Als er die Seinigen besuchte, war es ein Triumphzug durchs Schwabenland. In Aalen gab ihm der Magistrat einen Ehrenschmaus. Aber der Mann in ihm war gebrochen, dem Hoftreiben, das er mitmachte, war er nicht mehr gewachsen. Er starb schon nach vier Jahren 1791. Seine Wittwe überlebte ihn noch über ein Vierteljahrhundert.

Ums Jahr 1760, als die Glanzperiode Stuttgarts im Zenith stand, hatte ein neuer Günstling das unumschränkte Vertrauen des Herrn gewonnen, der Franzose Montmartin, der sich fünfzehn Jahre lang, von 1758 bis 1773, als Premierminister erhielt.

Friedrich Samuel Graf von Montmartin, der Mann, den wahrscheinlich Schiller in seinem Präsidenten in „Kabale und Liebe" porträtiert hat, stammte aus einer ursprünglich reformierten französischen Familie. Seine Großmutter hatte nach Widerruf des Edikts von Nantes 1685 ihre Güter in der Bretagne verlassen und war, wie so viele französische Familien damals, mit ihren Söhnen und mit ihrer Schwägerin, Madame de Montbail, spätere Rocoulles, der berühmten Erzieherin

Friedrichs des Großen, nach Berlin gezogen. Friedrich Samuel, ihr Enkel, war geboren 1712 zu Zeitz, wo sein Vater bei der Herzogin, einer geborenen Markgräfin von Brandenburg, Hofmarschall war. Später war er Oberhofmeister der Markgräfin am Hofe zu Bayreuth. Friedrich Samuel machte die Pagenkarriere am Bayreuther Hofe, studierte in Leipzig und in Leyden und ward nach der Rückkehr Kammerherr und Assessor in der Regierung. Er stieg dann rasch zum Hofrat, zum Regierungsdirektor in Erlangen und zum Geheimen Rat auf. Im Jahre 1748 wurde er von dem Markgrafen von Bayreuth als Gesandter auf den Regensburger Reichstag geschickt. Hier debutierte er, von Österreich gewonnen, mit einer ausbündigen Perfidie in einer politischen Affäre, ähnlich der des Grafen Metternich [1]), des preußischen Gesandten am Regensburger Reichstage, der das infame Prinzip, sich für das Interesse des allerhöchsten katholischen Reichsoberhauptes von seinem evangelischen Herrn zum Scheine brauchen zu lassen, wenigstens noch auf Religionsaffären beschränkt hatte. Wie Graf Metternich war Montmartin heimlich in Wien zum Katholizismus übergetreten und entschied im Jahre 1756 beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges durch sein Votum den Reichskrieg gegen Preußen im heimlichen Einverständnis mit Kaunitz und natürlich entgegen den ausdrücklichen, von dem Markgrafen von Bayreuth ihm erteilten Instruktionen. Der höchlich erzürnte Markgraf ließ ihn sofort abberufen und verbot ihm das Land. Montmartin begab sich nun nach Wien, wo ihn dem Markgrafen zum Trotze Kaunitz sofort zum österreichischen Gesandten am Hofe zu Bayreuth ernannte. In dieser Stellung erzwang er sich Audienz bei dem Markgrafen, dem Vater der Gemahlin Herzog Karls von Württemberg, die ihn um jene Zeit verlassen

[1]) Gemeint ist wohl Wolf Freiherr von Metternich, unbekannten Geburtsdatums, gest. 1731 zu Rudolstadt, Sohn von Johann Reinhard von Metternich auf Chursdorf in der Neumark, der vom katholischen zum reformierten Glauben übergetreten war. Der Sohn trat also wieder zum ursprünglichen Glauben des Vaters zurück.

hatte und geschieden worden war. Nachdem Maria Theresia den gefälligen Konvertiten zum Reichsgrafen und zu ihrem Geheimen Rat ernannt hatte, empfahl sie ihn dem Herzog Karl und dieser stellte ihn sofort 1758 als Staats- und Kabinettsminister an. Fünf Jahre später gab er ihm den Titel eines Premierministers und Geheimen Rats-Präsidenten. Montmartin errichtete nun ein Geheimes Conseil, in welchem außer ihm nur noch der Oberhofmarschall Baron von Wallbrunn und der Regierungspräsident von Pflug saßen. Dieses Geheime Conseil zog alle Geschäfte an sich, so daß der Geheime Rat bald ganz überflüssig wurde.

Montmartin war ein Franzose von der leichtfüßigsten Gattung, ein höchst mittelmäßiger Kopf und ein Beutelschneider, dem es nur darum zu tun war, möglichst schnell und möglichst gründlich beim Geldbeschaffen für den Herrn auch seine Taschen zu füllen. Darum war er ganz der Mann, den der Herzog brauchte, ein Reichsgraf und doch der erste und bereitwilligste und unterwürfigste seiner Sklaven. Montmartin warf sich seinem erhabenen Herrn mit der untertänigsten Devotion, mit einem Bombaste von Unterwürfigkeitsphrasen zu Füßen, so daß dieser in seiner olympischen Überheblichkeit nicht zweifeln konnte, an diesem Subjekt einen recht treuen und recht patriotischen Diener gefunden zu haben. Ehedem hieß im württembergischen Hof- und Staatskalender von dem regierenden Herzog wie von anderen Gliedern des herzoglichen Hauses: Geboren an dem und dem Tage. Graf Montmartin ließ dafür setzen: „Haben die Anzahl der Hohen in der Welt vermehrt an dem und dem Tage.“ Der erhabene Herr von Württemberg bemerkte sehr wohlgefällig diese feine Auszeichnung seiner göttlichen Abkunft.

Wie dereinst der spanische Erbfolgekrieg dazu geführt hatte, den Hofglanz und die Hofwillkür in Württemberg zu erhöhen, so wirkte jetzt auch der siebenjährige Krieg. Ja, der Herzog ging geradezu darauf aus, durch eine stehende große Armee und

stehende große Steuern sich zum unumschränkten Herrn zu machen. Am 26. Juni 1758, ganz kurz nach Montmartins Anstellung, ließ er den ständischen Ausschuß kommen, dessen lang geführte laue, schlaffe Sprache ihm Mut zu einem entscheidenden Schritte gegeben hatte. Er überhäufte ihn mit Vorwürfen, befahl einem der versammelten Geheimen Räte ein Manifest vorzulesen, worin landesherrliche Pflicht und Notwendigkeit klar gelegt wurde, durch außerordentliche Maßregeln den Staat zu retten, und entließ dann den Konvent mit dem Befehle, auseinanderzugehen. Von jetzt an bis zum Jahre 1770 regierte Herzog Karl ohne die Stände. Durch Montmartin ward 1759 Moser und vier Jahre darauf Rieger gestürzt. Als Moser auf die Feste Hohentwiel gebracht wurde, erklärte der Premier den Ständen, der Herzog denke viel zu erhaben, als daß er sich jemals von solchen Leuten Gesetze werde vorschreiben lassen.

Montmartins Aufgabe war, wie gesagt, die Geldbeschaffung für seinen erhabenen Herrn und nebenbei für sich. Man schätzte die Einkünfte des Herzogtums auf ungefähr 3 Millionen Gulden bei einer Bevölkerung von 600 000 Seelen. Der jährliche Zuschuß, den der Herzog aus der Landeskasse erhielt, betrug 220 000 Gulden. Friedrich der Große gab in einer Depesche vom 16. Januar 1766 an seinen Gesandten Grafen Schulenburg in Stuttgart das persönliche Einkommen des Herzogs auf 700 000 Gulden an. Diese Einkünfte wollten aber bei der großen Hofpracht und dem übermäßigen Soldatenbestande bei weitem nicht ausreichen. Monmartin begann deshalb mit seinen berüchtigten Finanzoperationen.

Dem im Jahre 1753 mit Frankreich abgeschlossenen Subsidientraktate zufolge mußten dieser Krone 6000 Mann Fußvolk gestellt worden. Die Subsidien waren gezahlt worden, aber der Herzog hatte sie in seiner Hofhaltung verbraucht. Auf Riegers bösen Rat nahm er, um Frankreich die schuldige Mannschaft zum siebenjährigen Kriege zu stellen, zu gewaltsamer Be-

steuerung und zu Zwangswerbungen seine Zuflucht und steigerte sie unter Montmartin zu den schreiendsten Bedrückungen. In den Jahren 1758 bis 1765 wurden außer den verfassungsmäßigen Steuern, außer den Frohnen und Quartierlasten und außer dem Gewinn, der vom Ämterhandel gemacht wurde, 6 336 469 Gulden von dem Lande erpreßt teils an gewaltsam ausgehobenen Steuern, teils an gewaltsamen Vorschüssen, teils aus geradezu mit Gewalt weggenommenen Geldern. Der persönliche Zuschuß, den der Herzog aus der Landeskasse erhielt, betrug im Jahre 1752 wie erwähnt, 220 000 Gulden; zehn Jahre darauf war er auf 1 621 868 Gulden gesteigert worden. Die Steuern wurden aufs Dreifache erhöht. Man machte Zwangsanleihen bei den Beamten, die die Last wieder auf die Ämter und Gemeinden abwälzten. Daneben wurden die verderblichsten Lieferungsverträge abgeschlossen.

Bei den Zwangswerbungen ward ohne alle Schonung verfahren. Man nahm den Witwen die einzigen Söhne, holte die Leute unter dem Gottesdienste aus den Kirchen heraus, und zwang die so geworbene Mannschaft durch Hunger und Gefängnis ihre Kapitulationen zu unterschreiben. Einmal befahl der Herzog die Wegnahme aller Dienstknechte an mit dem zuversichtlichen Anfügen, daß sie ihrem Landesherrn lieber als Privatpersonen dienen würden.

Um das Entkommen der zwangsweise Ausgehobenen zu verhindern, wurde befohlen, daß die Nachtwächter in den Nebenwegen längs der Dörfer alle Nächte streifen mußten. Wenn Alarm gemacht wurde, hatte die aufgerufene Gemeinde augenblicklich alle Straßen, Brücken, Nebenwege und Fußstege zu besetzen und wenigstens vierundzwanzig Stunden lang besetzt zu halten. Wegen eines einzigen Ausreißers hatte in solchen Fällen Tübingen 106, Herrenberg 92, Böblingen 101, Besigheim 48 Mann auszuschicken. Der kleine, aus fünfzig Familien bestehende Ort Dachtel stellte in einem Jahre 1488 Mann auf die Alarmplätze. Nicht selten verloren beim Widerstande be-

waffneter Ausreißer arme Familienväter Leben oder Glieder. Derjenige Ort aber, auf dessen Gemarkung ein Deserteur nicht aufgehalten wurde, obgleich es hätte geschehen können, mußte einen Mann von der Größe des Entwichenen stellen, namentlich sollte dann bei den Söhnen der Ortsvorsteher der Anfang gemacht werden. Wer einen Ausreißer aufnahm oder auch nur nicht anzeigte, wurde für sich und alle die Seinigen des Bürgerrechtes beraubt und ohne weiteren Prozeß ins Zuchthaus gebracht, um daselbst unter wiederholtem „Willkomm" (Stockstreichen) zu harter Arbeit angehalten zu werden. Dieser Befehl mußte alle Monate von der Kanzel verkündigt werden.

Montmartin errichtete im Jahre 1762 eine „Herzoglich württembergische gnädigst privilegierte große Lotterie". Zum Kauf der Lotterielose wurden das Volk, die Gemeinden, die Zünfte, ja sogar die frommen Stiftungen gezwungen. Auch der Landschaft schickte Montmartin 200 Lose zu. Diese protestierte. Darauf wurde den Ständen zum Hohne die Ziehung der Lotterie im Landhause selbst vorgenommen. Montmartin hatte die Erklärung gegeben, er führe diese Lotterie ein „zur wahren Wohlfahrt, zum Flor und zur Aufnahme des Landes".

Endlich unternahm Montmartin seinen Hauptschritt. Er ließ einen Plan ausarbeiten, um das Land nach dem neuen österreichischen Steuersysteme zu besteuern. Betraut mit diesem Geschäfte wurde eine seiner dienstwilligsten Kreaturen, Johann Georg Gegel, früher Hofökonomiesekretär, der jetzt zum Kammerrat und Landkriegerkassierer promovierte. Gegel hatte schon unter Rieger den Steuereintreiber gemacht und in seiner Schrift „Beleuchtung einer Regierungsperiode des gegenwärtigen Regenten Württembergs", welche im Jahre 1789 erschien, in der naiven Absicht die schlechten Praktiken zu beschönigen, in der ganzen Einfalt seiner liebedienerischen Schlechtigkeit und gedankenlosen Gemeinheit eine Enthüllung aller Gewalttätigkeiten geliefert, welche damals ins Werk gesetzt worden waren. Im Frühling 1764 wurde die Montmartinsche allgemeine Ein-

kommensteuer ausgeschrieben; der ärmste Kopf im Lande mußte jährlich 15 Kreuzer zahlen und so, höher und höher aufsteigend, die anderen in zwölf Klassen rangierten Köpfe bis zu dem Satze von 25 Gulden.

Oberamtmann Huber in Tübingen protestierte gegen diese neue österreichische Steuer. Deputierte der Stadt Tübingen begaben sich zum Herzog, um ihm die Not des Vaterlandes ans Herz zu legen. Herzog Karl rief ihnen entgegen: „Was Vaterland? Ich bin das Vaterland!" Sofort ward zu militärischer Exekution gegen die rebellische Stadt geschritten. Mehrere Regimenter erhielten Befehl in Tübingen einzurücken. Obristleutnant von Vitztum nannte die Bürger Rebellen und Spitzbuben und drohte mit Massakrieren und Totschießen. Huber und die angesehensten Bürger der Stadt wurden auf den Hohenasperg transportiert und saßen dort ein halbes Jahr. Die Steuer aber wurde mit Gewalt eingetrieben.

Wiederholt hatten die Stände beim Reichshofrat in Wien über die Gewaltmaßregeln ihres Herzogs Klage geführt. Solange der Krieg dauerte, fruchteten sie aber nichts. Der Herzog stützte sich auf den Rückhalt in Wien. Erst nach Friedensschluß drang Friedrichs des Großen kräftige Fürsprache durch. Er wandte sich in einem Schreiben vom 30. Juli an das Reichsoberhaupt. Zwar drohte der Herzog den Mitgliedern des Ausschusses, er werde sie bis ins dritte und vierte Glied unglücklich machen, die Hilfe von Wien traf aber jetzt ein. In ebendem Bescheid des Reichshofsrats, der 1764 Mosers Freilassung angeordnet hatte, wurde befohlen, daß der Herzog sich mit den Ständen binnen zwei Monaten verfassungsmäßig vertragen solle. Die drei Höfe Preußen, Hannover und Dänemark-Holstein, die 1733 die Garantie der württembergischen Verfassung übernommen hatten, nahmen deren Verwirklichung in Anspruch und traten deshalb mit dem Reichsoberhaupte in Verbindung. Die Sache zog sich noch sechs Jahre hin, aber Friedrich der Große, der sich der Stände einmal angenommen hatte,

ließ den Herzog nicht los. Es kamen die kaiserlichen Mahnungen und es kam die kaiserliche Kommission. Sie soll an zwölf Millionen Gulden Schulden vorgefunden haben. Der preußische Gesandte in Stuttgart, Graf Schulenburg, und der zu Wien, Herr von Rhode, erhielten die gemessensten Befehle. Graf Schulenburg führte gegen den Herzog die schärfste Sprache. Friedrich gab eigenhändig unterm 19. April 1766 seinem Gesandten die schriftliche Weisung: „Si vous rencontrez la moindre difficulté, parlez du haut ton et montrez de grosses dents.“ Der Herzog verbot seinen Geheimen Räten allen Verkehr mit den Gesandten. Aber vergebens war sein Wehren. Er reiste im Winter 1766 auf Monate nach Venedig, wo ihn die Nobili ins goldene Buch einschrieben, schloß sich mit seiner Mätresse Bonafini auf dem neuerbauten Schloß Solitude ein, so daß wer nicht einen von seiner eigenen Hand geschriebenen Erlaubnisschein vorzeigte, nicht durch den doppelten Kordon von Husaren und Jägern zu ihm vorgelassen wurde, hielt die Stände hin, spottete ihrer, schickte Montmartin 1766 nach Kaiser Franz' Tode, angeblich um der Kaiserin sein Beileid zu bezeigen, nach Wien, um seiner Sache eine bessere Wendung zu geben, mußte aber endlich sich doch fügen. Montmartin erhielt 1767 seine offizielle Entlassung, blieb aber im stillen der Ratgeber des Herzogs. Er klagte und tröstete: „Nur eine solche erhabenste Denkart, wie Seine Herzogliche Durchlaucht besitzen, kann sich darüber hinausschwingen. Andere möchten und würden dabei am Ende unterliegen.“ Die Einschränkung des Heeres mußte erfolgen — den Ständen waren zuletzt über 1½ Millionen Gulden fürs Militärbudget abgefordert worden —, mehrere hundert Offiziere wurden schon 1768 entlassen. Und endlich, am 27. Februar und 2. März 1770, kam der sog. Erbvergleich zustande, in dem der Herzog die alte Verfassung und die alten Rechte der Stände in vollem Umfang anerkennen mußte. Die drei garantierenden Höfe übernahmen für jetzt und künftig dessen Garantie aufs Neue. Der Sieg der Stände

war in der zu jener Zeit immer lebendiger in Deutschland sich regenden öffentlichen Meinung entscheidend, das Ansehen des Herzogs auf lange Zeit schwer erschüttert.

Das Freudenleben des Herzogs und seiner Umgebungen in der Montmartinschen Gewaltperiode schildern — mit liebedienerischen Lobsprüchen — die Memoiren des Generaladjutanten späteren Generals Baron Franz Ludwig von Wimpffen, der 1774 Kriegsratspräsident ward, den der Herzog aber ziemlich plötzlich entließ. Wimpffen stammte aus einem alten schwäbischen Geschlechte, diente erst dem französischen Könige bei den deutschen Regimentern und trat gegen Ende des siebenjährigen Krieges in württembergische Dienste. Seine Memoiren erschienen in Paris 1788. Er starb 1800 zu Mainz.

„Im Jahre 1763 kam ich von dem einjährigen Aufenthalt am spanischen Hofe nach Stuttgart zurück und drehte mich nun an diesem Hofe zehn Jahre lang in einem Kreise von Vergnügungen und Fêten herum, deren Genuß keine Unruhe unterbrach. So ein Hof war damals nicht, wie der württembergische.

„Der Herzog hielt 15000 Mann der besten, schönsten und diszipliniertesten Truppen, die es je gab. Bei 200 Edelleute, und unter diesen bei 20 Prinzen und Reichsgrafen waren in seinen Diensten. Er hatte für seine Person bei 800 Pferde. Ludwigsburg, seine gewöhnliche Sommerresidenz, wurde von ihm immer mehr vergrößert und verschönert. Man fand am württembergischen Hofe die erste Oper von ganz Europa, das erste Orchester, die schönsten Ballette, die beste französische Komödie nach der zu Paris. Und bei so vielen fast täglichen Spektakeln, die man ohne einige Bezahlung genießen konnte, gab es noch viele außerordentliche Fêten, deren volle Pracht ich erst alsdann recht schätzen lernte, wie ich nachher sah, was oft an anderen Höfen allgemeine Bewunderung erhielt. Nichts war aber doch angenehmer, als die Sommerreisen des Herzogs auf seine Landschlösser, besonders nach Grafeneck, einem Lust-

schloß in einer der rauhesten Gegenden des Schwarzwaldes, wo der Herzog einen Teil der heißesten Jahreszeit zubrachte.

„Gewöhnlich begleiteten den Herzog nur zehn bis zwölf Edelleute, unter denen aber ich fast immer das Glück hatte, mich zu befinden. Das ganze übrige Gefolge bestand aus 6 bis 700 Personen, alle bloß zu seinem Vergnügen bestimmt. Das Auserlesenste, was zur französischen Komödie, zur komischen Oper und zur großen italienischen Opera gehörte. Das Orchester bestand aus lauter Virtuosen der ersten Klasse, den Jomelli, Lolli, Nardini, Rudolphs, Schwarz, Gebrüder Pla; und Noverre hatte Befehl, nichts als die reizvollsten Ballette zu geben. Man sah nichts als den zaubervollsten Tanz der Floren und Heben.

„Was je nur Natur und Talente vermochten, um Freude und Genuß hervorzubringen, war da, und alles war auch für den Genuß recht gestimmt. Unter Freuden schlief man ein, unter Freuden wachte man auf. Zwei verschiedene Musikchöre gaben das Signal des Erwachens; man genoß in Gesellschaft das Frühstück, und gewöhnlich, wenn es nur die Witterung erlaubte, im einsamen, schattenreichen Walde. Da fingen denn auch schon bei einer ländlichen Musik die Ronden und Quadrillen an; alles disponierte sich schon nach und nach zum bevorstehenden Abendballe und die Zwischenzeit ward übrigens bei der Toilette verbracht, beim Spiele, bei der Tafel, bei Spektakeln aller Art, bald eine Fischerpartie, bald eine Jagdpartie, bald ein Spaziergang in den düstern grünen Wald, wo es nie an Gesellschaft der „Floren und Heben" fehlte.

„Gewiß angenehmere Tage habe ich nie verlebt und an einigen derselben genoß ich soviel Freude, daß mich noch gegenwärtig die Zurückerinnerung bald bezaubert, doch noch häufiger traurig macht. Es sind nicht gerade die schönen Mädchen allein, die die Freuden dieses Aufenthaltes so sehr erhöhten. Alles kam zusammen: die gute Tafel, die wir genossen, der herrliche Appetit, den uns die Morgentänze und unsere nachmittägigen

Jagdpartien machten, und was über alles ging, der Herzog war da. Er, immer froh, immer gleicher Laune, voll Einsichten und Witz, immer herablassend gegen seine Hofleute.

„Und unter allen den Freuden, bei aller Freiheit, die man genoß, blieb doch immer der strengste Wohlstand! Der Herzog dirigierte alles selbst, alles wurde mit dem feinsten Geschmacke von ihm angeordnet, alles mit solcher Kenntnis veranstaltet, daß ungeachtet so prächtige und so häufige Feste die Schätze eines Tamerlan hätten aufzehren sollen, daß doch nach einem zehnjährigen Genusse dieser Art größere Schulden nicht da waren, als ungefähr dreijährige Einnahmen des Herzogs betrugen. Diesen Schaden hatte der Herzog nachher bald wieder erstattet — seine Untertanen genießen nun die Wirkungen seiner ebenso ordnungsvollen als großmütigen Staatswirtschaft."

Es war das höchste Glück für Württemberg gewesen, daß Friedrichs des Großen mächtige Verwendung einen Einspruch von Wien aus bewirkte. Nach den Berichten des preußischen Gesandten, Grafen Schulenburg, war des Herzogs Lieblingsmaxime: „Nichts ist unmöglich!" Der Herzog sprach in den Reskripten an die Stände mit Überzeugung von sich selbst als „einem so verehrungswürdigsten, weisesten Landesvater", von „seiner durchdringlichsten Erleuchtung, beiwohnenden fürtrefflichen Talenten, notorisch hohen Begabnissen, erleuchtetern Penetration und landesväterlichen Zärtlichkeiten", die die Stände „tiefniedrigst" zu verehren hätten. Mit Bezug auf die Stände hieß es: „Dinge, welche weit über des größeren Ausschusses beschränkte Einsicht gehen", oder „bei der so schwachen und geringen Einsicht des Corporis, desselben respektswidriger Zudringlichkeit, übertriebenem fanatischen Eifer, sträflichen Nebenabsichten und Bosheit." Karl proklamierte ohne Scheu die Lehre vom leidenden und blinden Gehorsam. „Lauft es nicht gegen alle gesunde Vernunft, daß ein Rat seine Pflicht verletzen könne, wenn er den Willen seines Herrn tut?" — so

reskribierte er 1764, als er einen seiner Geheimen Räte kassierte, der sich dem neuen Besteuerungssystem des Grafen Montmartin nicht hatte fügen wollen. In der großen Geldklemme des Jahres 1765, in dem der Herzog weder seine Offiziere bezahlen, noch, da er außerstande war, ihnen den rückständigen Sold zu entrichten, sie in den Ruhestand versetzen konnte, erließ er an sämtliche fünfzehn Oberforstmeister des Landes den Befehl, ohne alle weitere Vorstellung und Einwendung 300 000 Gulden für die Kriegskasse verzinslich aufzunehmen, widrigenfalls der Herzog allein an ihre Person sich halten würde. Die Hälfte der Summe sollte sofort, die andere Hälfte in vier Wochen gezahlt werden. Dagegen ward den Oberforstmeistern verstattet, so viel Holz zu verkaufen, als zur Heimzahlung des Darlehens erforderlich sei. Sogar der provisorische Bescheid des Reichshofrats vom Jahre 1765 erkannte an, daß „eine so übermäßige, in so kurzer Zeit zu bewirkende Holzfällung nicht anders als durch gänzliche Devastation der württembergischen Waldungen, mithin zu unwiederbringlichem Schaden des Herrn Herzogen selbst zu bewirken möglich sei. Möchte sich daher der Herr Herzog allen landschädlichen Walddevastationen sich so gewiß enthalten, als ansonsten Ihre Kaiserliche Majestät auf anderweite Anzeige, nicht würden entstehen können, nachdrückliche kaiserliche Verordnungen zu erlassen. Dahero auch dessen Paritionsanzeige in termino duorum mensium unfehlbar gewärtigten".

Der Ämterverkauf war noch schamloser wie unter der vorigen Regierung zu Zeiten des Juden Süß. Montmartins Untersklave auf diesem Gebiete war ein ehemaliger Rotgerbergeselle, ein Thüringer, Lorenz Wittleder, der als preußischer Feldwebel, um die württembergische Armee einzuexerzieren, ins Land gekommen war. Er war ein roher, ungeschlachter Mensch, ebenso kriechend wie gewalttätig, ebenso habsüchtig wie verwegen. Bei dem Herzog stand er gut, er verstattete ihm, aus dem Militär- in den Zivilstand überzugehen und machte

ihn 1748 zum kirchenrätlichen Pfleger in Gültstein. Wittleder entführte ein reiches adeliges Fräulein aus der Umgegend, die ihm, als sie im ersten Wochenbette starb, ein ansehnliches Vermögen hinterließ. Er wurde endlich 1762 Expeditionsrat und Kirchenkastenverwalter. Der Herzog ging mit dem Plane um, die Besoldungen der italienischen Sänger und Sängerinnen, die zuweilen beim Gottesdienste mitwirkten, der Kirchenkasse aufzubürden. Der Direktor sträubte sich dagegen, Wittleder denunzierte ihn und erhielt zur Belohnung seine Stelle; 1762 ward der Feldwebel hochansehnlicher Chef des geistlichen Administrationskollegiums. Er trieb, in seinem Amtszimmer zu Ludwigsburg im schwarzseidenen Ornate sitzend, den schändlichsten Stellenhandel. Er hatte die Vollmacht, alle Stellen zu verkaufen und den Betrag, nach Abzug von zehn Prozent, die er selbst als Faktor zog, zu höchsten Handen abzuliefern. Die untüchtigsten Leute erhielten Ämter, wenn sie nur zahlten. Der Herzog selbst schrieb Wittledern: „Obwohl er nicht viel Talent hat, so ist er doch ein ehrlicher Mann und 4000 Gulden eine schöne Summe Geldes.“ Zum Spott ließ man einmal eines Morgens einen Esel vor Wittleders Haustür anbinden, der einen Zettel mit den Worten am Halse trug: „Ich suche einen Dienst.“ Um die Erwerbsquelle noch reichlicher fließen zu lassen, wurden eine Menge neuer Stellen geschaffen, so daß die berüchtigte württemberger Schreiberherrschaft auf ihren höchsten Gipfel stieg. Wittleder besetzte die Kanzleien und Kollegien drei- und vierfach, man mußte zuletzt neue Lokale einrichten. Er verfuhr bei diesem Handel so schamlos, daß er offen einem Sollicitanten schrieb: „Gebt dem Herzog 500 Gulden und mir 1000!“ Um das Publikum zu belehren, entwarf der Stuttgarter Professor Scheidemantel eine ausdrückliche Verteidigungsschrift zu Gunsten des Ämterhandels. Aber diese Schutzschrift fiel so plump und ungeschickt aus, daß dem gefälligen Scheidemantel anstatt der verhofften Belohnung die Unterdrückung der vermeinten Apologie anbefohlen

wurde. Scheidemantel besaß die Schamlosigkeit, einmal in einer akademischen Oration den an eine starke Gabe Lobes gewöhnten Herzog so über alle großen Männer der Vergangenheit hinauszuheben, daß dieser zuletzt selbst ausrufen mußte: „Nein, das ist zu arg!" Wittleder räumte kurz vor Montmartins Entlassung 1766 das Feld. Karl hatte zu seiner Reise nach Venedig 36 000 Gulden von ihm begehrt, Wittleder zahlte sie gegen Verschreibung, darauf drohte Karl mit Untersuchung, wenn er die Schuldverschreibung nicht sogleich zurückschicke und das Land meide. Wittleder zog sich nach Heidelberg, wo er starb, zurück.

Tabak- und Münzmonopol standen speziell unter Montmartin. Das Tabakmonopol wurde 1758 an den Franzosen Rongius verpachtet. Wie unter Karl Alexander und Süß wurden wieder Juden ins Land gezogen, die Monopole erhielten. Die Münze kam an Nathanael Seidel aus Bayreuth, der das Geld devalvierte, aber vorsichtig genug es ins Ausland spedierte; seine Fünfzehnkreuzerstücke waren bald überall berüchtigt. In sechs Jahren erwarb er so viel, daß er ein Gut für 120 000 Gulden kaufen konnte. Um den Erpressungen des Herzogs zu entgehen, verließ er das Land. Der Salzhandel ward an die Gebrüder Aaron und Elias Seligmann aus Leimen in der Pfalz verpachtet. Sie begründeten den Glanz der Familie, die in Bayern unter dem Namen von Eichthal geadelt wurde.[1]) Das Allerschädlichste, was geschah, war die Einführung des Zahlenlottos, womit im Jahre 1772 der kaiserliche Kammerherr Marquis von Mansi privilegiert wurde.

In derselben Zeit, in der Herzog Karl, um die Armee bezahlen zu können, durch Montmartin und Wittleder diesen niedrigen Ämter- und Monopolschacher treiben, ein neues Steuersystem einführen, seine Untertanen methodisch durch das Lotto aussaugen ließ und mit den Landständen in schwere

---

[1]) S. Band I, S. 270.

Konflikte geriet, verschwendete er außer ungeheuren Summen an in- und ausländische Schönheiten, die für sein Serail ausersehen wurden, nicht minder bedeutende Beträge an neue Bauten.

Schon 1746 hatte er den Grundstein zu einem neuen Schlosse in Stuttgart gelegt, dessen innerer Ausbau aber erst 1807 von Thouret vollendet wurde. Im Friedensjahre 1763 erbaute er sich mit Hunderttausenden ein neues Lustschloß Solitüde und 1766 das Lustschloß Grafeneck im Schwarzwald. Solitüde, auf einer der Höhen der waldigen Gegend zwischen Stuttgart und Leonberg, die ihm wegen ihrer schönen weiten Aussicht gefallen hatte, gelegen, wurde nun ein Hauptfreudenort. Man grub Seen auf den Bergen und ließ sie frohndenweise durch Tausende von Bauern mit Ton ausschlagen und mit Wasser anfüllen, um Hirsche darin zu jagen. Die Wälder wurden illuminiert. Aus künstlichen Grotten sprangen ganze Heere von Faunen und Satyren hervor und tanzten zur Mitternachtsstunde Ballett. Im Schloß von Solitüde, wo der Herzog seine Nichte, die Großfürstin Paul, im Jahre 1782 empfing, war ein Gesellschaftssaal, la salle des lauriers, mit Statuen und Vasen, der bei Beleuchtung einen prächtigen Eindruck machte, ein Theater, wo italienische Oper gespielt wurde, ein Marstall für 300 Pferde mit einer Rotunde mit vier Fontänen in der Mitte und eine Kaserne. Die Jagden wurden im größten Stile gehalten, der Herzog zeichnete sich besonders als Reichsjägermeister aus.

Weil Stuttgart es in der Besteuerungssache mit dem widerspenstigen Tübingen gehalten hatte, zog Herzog Karl 1764, um sich zu rächen, wieder mit dem ganzen Hofe nach Ludwigsburg und blieb hier bis zum Jahre 1775. In diese Zeit, in die der große Streit mit den Landständen fällt, tauchte auch das Projekt des Herzogs auf, den dieser für ihn so unglücklich endigende Streit höchst verdrießlich gemacht hatte, sein Stammland zu vertauschen. Österreich, das zur Zeit

der Reformation und des dreißigjährigen Krieges schon zweimal Württemberg in Besitz gehabt hatte, verfolgte unausgesetzt den Plan, sich nicht nur Bayern, sondern auch Württemberg bei schicklicher Gelegenheit zu verschaffen, um so ganz Süddeutschland in seiner Hand zu vereinen. Als der Herzog mit den Ständen im heftigsten Streit lag und Friedrich II. und der Reichshofrat darauf bestanden, daß er sich den Forderungen der Stände füge, bot Kaunitz dem Herzog Karl für sein altes Stammland das Herzogtum Modena und Güter in Niederungarn und im Banat an. Der Herzog schloß wirklich im Jahre 1771, also ein Jahr, nachdem der Erbvergleich zustande gekommen war, einen geheimen Vertrag mit Österreich ab. Aber Friedrich der Große widersetzte sich diesem Tauschprojekte wie dem späteren bayerischen Handel und wachte über den Spruch des Reichsgerichts, auf dessen Vollziehung er drang.

Im Jahre 1773 ging endlich der Premier Graf Montmartin wohlbereichert auf seine Güter ab und starb bald nachher, wie Friedrich Karl von Moser sagt, „verflucht vom Land, verachtet von ganz Deutschland, unter marternden Gewissensbissen und schweren körperlichen Schmerzen, als wenn er am Strick des Henkers erwürgt worden wäre". Er hatte sich schon in den sechziger Jahren mit trefflichen Gütern der unmittelbaren Reichsritterschaft im fränkischen Kreise bedacht und von der Stuttgarter Beute 1764 das schöne Schloß und Park Thürnhofen bei Dinkelsbühl und Kayerberg an sich gebracht, die seine Nachkommenschaft noch besitzt. Seine einzige Tochter Louise, aus zweiter Ehe mit einer Baronin Wangenheim, früher Hofdame zu Gotha, brachte sie dem Grafen von Dürckheim-Montmartin zu, dessen Geschlecht noch gegenwärtig in Bayern blüht.

Am Hofe zu Stuttgart kam, als Montmartin entfernt war, ein neuer Klüngel, der das Vertrauen des Herzogs in ungeteiltem Maße besaß, zur Macht. Diese neue Klique war die Gräfin Hohenheim und das Ehepaar Bühler.

Franziska Theresia Gräfin von Hohenheim war eine Schwäbin, die Tochter eines unbemittelten Landedelmanns von Bernardin, dessen ganzes Besitztum in einem bescheidenen Teile des Schlosses Adelmannsfelden bei der Reichsstadt Aalen bestand. Geboren 1748 ward sie siebzehnjährig die Frau des bayreuthschen Kammerherrn von Leutrum, eines Mannes, welcher häßlich, ungestalt und dumm, aber reich war. Herzog Karl, der zwanzig Jahre älter als sie war, lernte sie gerade in dem Jahre des fatalen Erbvergleichs 1770 zu Pforzheim kennen, wo sich der Adel versammelt hatte, um ihm, als er durchreiste, seine Aufwartung zu machen. Er fand sich dergestalt von der Unterhaltung der jungen munteren Frau von Leutrum angezogen, daß er auf der Stelle den Herrn von Leutrum zu seinem Reisemarschall ernannte und die Dame, während der Gemahl seiner neuen Bestallung oblag, zu sich in den Wagen nahm und nach Ludwigsburg führte. Sie war damals zweiundzwanzig Jahre, der Herzog zweiundvierzig Jahre alt. Wie dereinst Herr von Hoym von der Gräfin Cosel[1]), ward Herr von Leutrum

[1]) Anna Constanze Gräfin von Cosel, geb. 1680 zu Depenau in Holstein, gest. 1765 zu Stolpen, Tochter des dänischen Obersten von Brockdorff und einer reichen Holländerin, verheiratete sich zu Wolfenbüttel mit dem Freiherrn, späteren Grafen Adolf Magnus von Hoym, der sie mit nach Sachsen nahm, aber sie aus Furcht von den Versuchungen des Dresdner Hoflebens in ländlicher Zurückgezogenheit hielt, bis sie infolge einer Wette doch August dem Starken zu Gesicht kam, den ihre Schönheit sogleich in Fesseln schlug. Nach einigem Sträuben ließ sie sich scheiden und wurde als Reichsgräfin von Cosel die Nachfolgerin der Fürstin von Teschen. Neun Jahre war sie als maîtresse en titre der Mittelpunkt des Hoflebens, erwarb durch Habsucht und Geiz ein großes Vermögen, machte sich aber durch den Versuch, sich in die Politik und die Regierung zu mischen, einflußreiche Feinde. Im Begriffe, dem König, dessen Neigung zu erkalten begann, nach Warschau zu folgen, wurde sie unterwegs zur Rückkehr nach Dresden gezwungen, entwich aber nach Berlin. Ihre Weigerung, das geheime Dokument, durch welches der König sie als seine legitime Gemahlin und die mit ihr zu erzeugenden Kinder als seine rechten natürlichen Nachkommen anerkannt hatte, herauszugeben, bewirkte 1716 ihre Verhaftung in Halle. Sie wurde nach Stolpen gebracht und hier, da sie jede Auskunft über den Verbleib ihres Vermögens hartnäckig verweigerte, in strengen Gewahrsam genommen, der bis zu ihrem Tode fortdauerte. Ihre drei Kinder, zwei Töchter und ein Sohn, waren 1724 legitimiert und in den polnischen Grafenstand erhoben worden. Der Sohn, Friedrich August Graf von Cosel, geb. 1712, gest. 1770, wurde General der Infanterie, vermählte

1772 geschieden und Franziska zur Gräfin von Hohenheim ernannt nach einem ihr zu Ehren erbauten neuen Lustschloß. In Stuttgart schenkte ihr der Herzog ein Palais in der Königstraße, das Hohenheimsche Palais, später der Sitz des auswärtigen Ministeriums. Es hatte verschiedenen Günstlingen der Herzoge von Württemberg gehört: erst, als Garten, dem Oberstallmeister von Münchingen, dem Vertrauten Eberhards III., dann baute Eberhard Ludwig ein Haus und schenkte es dem Oberhofmarschall Graf Grävenitz, später erhielt es der Günstling Karls, Graf Montmartin. Dieser ließ es mit vieler Pracht ganz neu aufführen. Jetzt kaufte es Karl von dessen Schwiegersohn, dem Grafen Dürckheim, zurück, um es der Gräfin Hohenheim zu schenken.

Die Gräfin von Hohenheim war edel und einfach in ihren Manieren, besaß gute Herzenseigenschaften, ausgebreitete Kenntnisse und einen vortrefflichen Verstand. Sie liebte und beschützte die Künste und hätte gern aus Stuttgart ein modernes Athen geschaffen. Sie war dem Herzog aufrichtig und uninteressiert ergeben. Lange genug hatte Herzog Karl, galopp-artig lebend, nur seine Sinne befriedigt. Franziska gelang es, sein Herz in Fesseln zu schlagen. Sie behauptete sich in seiner souveränen Gunst und Neigung erst unter dem bescheidenen Titel seiner Freundin, dann ward sie nach vierzehn Jahren im Oktober 1784, „um“, wie sie selbst an den Pädagogen und Dichter August Hermann Niemeyer in Halle schrieb, „dem Ärgernis ein Ende zu machen“, zur Gemahlin des Herzogs erhoben und erhielt endlich, am 2. Februar 1786, den Titel: „durchlauchtigste Gemahlin des durchlauchtigsten regierenden Herzogs“. Sie überlebte den Herzog neunzehn Jahre, erlebte noch die ganze napoleonische Zeit, residierte in ihrem Wittwensitze zu Kirchheim unter Teck und starb erst im Unglücksjahre Napoleons 1812.

---

sich mit einer Gräfin Holtzendorff und war der Erbauer des Coselschen Palais und des Coselschen Gartens in Dresden.

Man kann aus ein paar Gratulationsschreiben, welche Karl an die Gräfin zu ihrem Geburtstage richtete, die Art des Verhältnisses zwischen beiden erkennen. Es war ganz im Stile Lafontaines gehalten und voll olympischen Überschwanges. Das eine dieser Schreiben schließt mit den Worten: „Lebe, Freundin, lebe! Deine Tage sollen Karls Freude sein und Karls Tage sollen Franziskens Wohl befestigen. Lebe, Freundin, lebe der Tugend zur Zierde, der Menschheit zur Ehre und Deinem Freunde zum echten Vergnügen. Lebe, Freundin, lebe bis zum entferntesten Ziel, wo endlich Tugend jene über alles gehende Belohnungen findet, die nur Edeldenkenden Deines Gleichen bestimmt sind!“

Ein anderes Billett, das Justinus Kerner im „Bilderbuch aus seiner Knabenzeit“ mitgeteilt hat, zeugt von dem großen Liebeszauber, den das schöne „Franzele“ über den gestrengen Schwabenherzog ausübte. Es ist aus Kirchheim am Neckar nach Stuttgart geschrieben:

„Herzallerliebstes Franzele! Schon der Anfang meiner Fahrt war sehr angenehm, um 4 Uhr bin ich hier angekommen und habe bis auf diesen Augenblick einen fatiguanten Augenschein eingenommen. Jetzo stehen 20 Personen vor meinem Tisch, um einen Vergleich wo möglich zu erzielen, welches noch lange dauern wird, doch werde ich mein Möglichstes tun, um nicht gar so spät zu kommen. Aber ich lasse nicht nach, bis es verglichen ist, ich kann fast nicht mehr reden. Aber, schönstes Weible! das Wichtigste: hast Du mich auch gern? Ich habe hundertmal an Dich gedacht, auch daß Du meine Geduld beloben würdest, ja mein Franzele ist mir immer vor Augen. Adieu Engel! ich küsse Dich tausendmal in Gedanken und bin von ganzem Herzen Dein bis in den Tod. — Der regierenden Herzogin, meiner allerliebsten Frau in Stuttgart.“ —

Durch die Protektion der beim Herzog so viel vermögenden Gräfin Hohenheim erhielt 1773, nach Montmartins Abgang, Albrecht Jakob Bühler die Stelle eines Geheimen Rates.

Dieser Mann hatte früher auf verschiedenen Posten fungiert. Er war „Hof-Pfleg-Verwalter", dann Geheimer Legations- und Hofrat, Commissaire géneral bei der académie des arts, Präsident der Residenz-Bau-Deputation und Intendant der „herzoglichen ächten Porcellaine-Fabrique" zu Ludwigsburg gewesen. Unter diesen Titeln betätigte er sich als außerordentlicher Geschäftsträger, Hofgalopin und Besorger der mannigfachsten Kommissionen des Herzogs im Bauwesen, beim Theater und in anderen Angelegenheiten seines Herrn. Seine Frau war die Tochter des Stuttgarter Stadtvogts Groß, die der Herzog aus seiner Jugend sehr genau kannte. Bühler wurde baronisiert und später auch Kreisgesandter, einer seiner Söhne Gesandter in Wien, ein zweiter Staatsrat und Kanzleidirektor beim Fürsten Potemkin [1]).

Vom Leben und Treiben des Wiener Gesandten Bühler entwirft Ritter von Lang[2]) in seinen Memoiren ein eigenartiges Bild. Lang war bei Bühler in den Jahren 1788 bis 1790 Privatsekretär mit 200 Gulden Wiener Konvention und freier Station im Hause. Bühler, so erzählt Lang, war damals ein Mann in den dreißiger Jahren, von kleinen Gesichtszügen und kleinen Augen, dem man die Oberflächlichkeit seines Wissens, die Eitelkeiten, Kleinlichkeiten und Unstetigkeiten seines Wesens in wenigen Stunden, besonders in der Garderobe und im Antichambre leicht ablauschen konnte. Sein Posten als württembergischer Gesandter gab ihm jedoch damals ein ziemliches Ansehen durch den zufälligen Umstand, daß er regelmäßig alle Wochen einmal bei Prinzessin Elisabeth, Gemahlin des Erzherzogs (nachherigen Kaisers) Franz, einer Württembergerin, erscheinen und ihr die Stuttgarter Briefe und Pakete überbrin-

---

[1]) Gregor Alexandrowitsch Fürst von Potemkin, ein Günstling der Kaiserin Katharina II. von Rußland. Sprichwörtlich geworden sind „die Potemkinschen Dörfer", die Potemkin bei der Bereisung der Krim durch die Kaiserin im Jahre 1787 rasch erstellen ließ, um der Kaiserin eine aufblühende Provinz vorzutäuschen.

[2]) S. Band I, S. 11.

gen durfte, und daß sich ein Bruder desselben als Staatsrat und Kanzleidirektor beim Fürsten Potemkin befand, um dessentwillen und da auch die Gemahlin des Kaisers Paul eine Württembergerin war, ihm von der russischen Gesandtschaft vorzügliche Ehre und Aufmerksamkeit erwiesen wurde. Der Baron war Witwer von einer Patriziertochter von Olenschläger aus Frankfurt, die ihm ein Vermögen von 80 000 Gulden hinterließ, mit dem er aber eine ziemlich mißliche Wirtschaft trieb. Sein Gehalt betrug 12 000 Gulden. Das Gesandtschaftshotel befand sich im gräflich Gatterburgischen Hause in der Dorotheenstraße, zwei Treppen hoch, in dem das erste Stockwerk von dem kaiserlichen Hofrate und berühmten Mineralogen von Born besetzt war, bei dem sich täglich die glänzendsten Zirkel von berühmten Reisenden und Gelehrten versammelten, die aber den Gesandten wenig reizten, vielmehr durch ihr Begegnen auf der Treppe sichtbarlich belästigten. Die Genossen des Hauses des Barons waren erstens, um zu verhüten, daß der kleine Baron, etwa zwei Jahre alt, aber bereits Fähnrich bei der Preobraczenskischen Leibgarde in Petersburg, nicht deutsch sprechen lerne, eine französische Gouvernante, dann ein ganz gemeiner Schlag eines französischen Abbé, vorsorglich dem kleinen Kinde schon zum Hofmeister bestimmt, ein Kammerdiener, versteht sich auch ein Stockfranzose, ein junger Pariser Schwindler, namens Domiôt, der sich die Beschließerin des Hauses, ein Wiener Nannerl, zur Frau genommen hatte, ein Koch und ein Kellermeister, ein paar Küchenmägde, ein Jäger, ein Läufer, ein Kutscher, ein Reitknecht, ein Zimmerwichser und Einheizer, ein Portier und zwar nach der Regel ein recht grober und versoffener. Lang selbst war Hausintendant und Zahlmeister. Die Hauptgeschäfte der Gesandtschaft bestanden darin: alle Posttage, wöchentlich zweimal, nachdem der Herr Gesandte den ganzen Vormittag bei anderen Diplomaten, Wechslern und Agenten herumgefahren war, gab er mir den Inhalt eines Berichts an, den ich unverzüglich zu entwerfen hätte. Sobald

ich ihm den Aufsatz, gewöhnlich binnen einer Stunde, brachte, empfing er denselben vor seinem Putztisch sitzend, abwechselnd in den Spiegel und dann aufs Papier schauend, wobei er fortwährend lächelte, mit dem Kopfe nickte und in aufsteigender Fortschreitung immer ausrief: „Richtig! Gut! Sehr gut! Charmant! Vortrefflich!" So wie er aber den Bogen umschlug und den Entwurf noch einmal zu lesen begann, so fanden bei der nämlichen Stelle die Ausrufe statt: „Nein! Ach nein doch! O mein Gott, was soll das sein? Ganz contrair! Wie schlecht gesagt." Dann ließ er die Hände sinken, sank in die Stuhllehne zurück und sprach seufzend: „Ach, wie unglücklich bin ich, einen Sekretär zu haben, der nicht einmal Deutsch versteht." Und nun ward Langs „gelehrtes" Deutsch in „Minister"-Deutsch umgeschaffen. Bühler behauptete z. B., es müsse statt Verzeichnis „Verzeichnuß" geschrieben werden, als Autorität ward Adelung konsultiert und als sich hier ausdrücklich fand „Verzeichniß, nicht Verzeichnuß", ward das Buch mit den Worten weggeworfen: „Jetzt verstehts der Narr auch nicht besser." Nachdem nun die „Minister"-Korrekturen geschehen waren, begann die eigene Arbeit des Herrn Barons, der diesen an den Geheimen Rat in Stuttgart bestimmten deutschen Bericht für die Person des Herzogs selber in eine Art Französisch übersetzte und mit ungeheueren orientalischen Untertänigkeitsformeln und eingeschalteten Geheimnissen anfüllte, welche dem Geheimen Rat verborgen bleiben sollten, das ist: Stadtmärchen, Theater- und Antichambrebegebenheiten. Als Beilage mußte Lang ein Bulletin eines alten Franzosen dazu kopieren, in dem es dann in ewigem Einerlei, aber regelmäßig herniedersteigend, hieß: „On dit, que Sa Majesté — On dit, que Son Altesse — on dit, que Monsieur — on dit, que quelqu'un." Meist war es derselbe Franzose, der die Stadtanekdoten, bereits französisch stilisiert, herbeigeschafft hatte und bei sonst schwierigen Sprechentbindungen schleunige Hilfe leisten mußte; und so liefen denn abends neun oder zehn Uhr die Depeschen mit einem Bündel

Privatbriefen an den Herrn Vater, die Herren Brüder und Schwäger glücklich vom Stapel. Einen wahren Jammer aber gab es, wenn nun gar eine ministerielle Note bei der Staatskanzlei, z. B. um einen Mautpaß, übergeben werden sollte. Da konnten nicht genug rhetorische Zieraten, auffallende Eingangs- und Schlußformeln, ungewohnte Redensarten und preziöse Papiersorten herbeigeschafft werden und selbst die Reinschrift, wegen immer noch mißlungener Striche und Schnörkel, mußte zehn- bis zwölfmal wiederholt werden, und noch öfter die Kuverte, bis auch der Siegelabdruck endlich einmal untadelig ausgefallen. — Eines Tages kam ein Kurier. Lang ward früh vom Kammerdiener sehr geheimnisvoll eröffnet, daß der Herr Baron die ganze Nacht gearbeitet habe. Lang sah den Kurier auch denselben Vormittag in seinen großen Stiefeln leibhaftig. Die Bulletins der anderen Tage besagten bereits: „On dit, que son Excellence Mons. le Baron de Bühler Ministre plénipotentiaire de S. A. Monseigneur le duc de Wurtemberg ait reçu la nuit passée un courier qui a remis des dépêches de sa cour d'une très haute importance, et qui doivent concerner, à ce qu'on présume la nouvelle dignité Electorale, la qu'elle est dûe à cette maison illustre il y a longtemps.“ Lang, den die Neugierde plagte, erlauerte einen günstigen Moment, während sich sein Gebieter zu seinem kleinen Sohne begab, stürzte auf das Fach los, in dem sonst die Kabinettsschreiben des Hofes sich verwahrt fanden und fand folgenden Auftrag:

„Mein lieber Baron von Bühler!

Durch gegenwärtigen Courier, meinen geheimen Secretär Pistorius, übersende ich Euch einen Schuh meiner fürstlichen Gemahlin, der Frau Herzogin Liebden, mit dem Auftrage, nach diesem Muster bei dem berühmten Meister in Wien zwölf Paar, aber in solcher Eile verfertigen zu lassen, daß der rückkehrende Courier selbige bis zur nächsten großen Assemblée, wird sein

den . . . ., überliefert haben kann. Übrigens, da dieses Schreiben keinen anderen Zweck hat, so empfehlen wir Euch usw."

Der Gesandte speiste in der Regel wenigstens dreimal in der Woche beim Fürsten Kaunitz, beim russischen Gesandten Fürsten Gallizin und beim neapolitanischen Marchese di San Gallo. Die Höflichkeit des Fürsten Kaunitz nahm politische Rücksicht auf die Beziehungen des Barons zu der Prinzessin Elisabeth und zu Potemkin und die Gräfin Clary, die eigentlich die Einladungen besorgte, fand noch einen besonderen Grund in der immer zierlichen Frisur und der französischen Plapperei des Herrn Gesandten. Langs übrige Kanzleigeschäfte bestanden in Audienzen, die er den von Württemberg ankommenden Personen geringerer Art, als Kolonisten, Handwerkern und Dienstsuchenden zu erteilen hatte, in Legitimationen, Verifikationen und sonstigen Vertretungen derselben bei den öffentlichen Behörden, z. B. der Maut, der Kriegskanzlei, um militärische Totenscheine zu erheben, sie an Agenten und Advokaten zu verweisen, für den Herzog bei den Auktionen alte Bibeln und Inkunabeln aufzugabeln, die Reichshofratsconclusa von vielen Jahren her vollständig herbeizuschaffen, die Präsentationen und Einkassierungen der Wechsel des Barons, die ihm übertragenen mannigfaltigen Bestellungen und Einkäufe des Fürsten Potemkin an Spielsachen, Juwelen, Näschereien, Notenpapier und ähnliches zu besorgen und für alles das in den Labyrinthen der Hauptmaut die Mautscheine auszulösen.

Bei dieser Gelegenheit sei der Absonderlichkeit halber eine Geschichte erzählt, die sich auf den Gesandten des Herzogs in Paris, den Geheimen Rat Baron Ulrich von Thun, bezieht. Dieser Thun war ein pommerscher Edelmann von dem die 1847 in Leipzig erschienenen Denkwürdigkeiten des Barons Karl Heinrich von Gleichen aus Bayreuth[1]) erzählen:

[1]) Karl Heinrich von Gleichen, geb. 1733 zu Nemmersdorf in Franken (damals zur Markgrafschaft Bayreuth gehörig) gest. 1807 zu Regensburg, Diplomat, der die Bekanntschaft einer großen Zahl berühmter Zeitgenossen machte.

Thun war ein höchst sonderbarer Mann, sehr liebenswürdig für die, die ihn näher kannten, aber mit einer ausgesucht spekulativen Sparsamkeit behaftet. Er hatte sein gesamtes Vermögen in Leibrenten angelegt und hinterließ seinem Neffen gar nichts. Da er die Marotte hatte, in seinem Geburtsland beerdigt zu werden, aber zu gewissenhaft war, um dem Neffen viele Unkosten zu machen, hatte er befohlen, ihn nach seinem Tode in Stücke zu schneiden, wohl einzusalzen, in eine Tonne einzupacken und so mit dem ersten Schiff, das nach Pommern abgehen würde, abzuschicken. Auf der Seereise öffneten die Matrosen die Tonne und aßen den Baron Thun halb auf, indem sie glaubten, eingesalzenes Rindfleisch zu verzehren. Diese Geschichte hatte Baron Gleichen von dem Neffen Thuns erfahren.

Die Hohenheim-Bühlersche Zeit, die letzte Periode der Regierung des nun fünfundvierzigjährigen Herzogs Karl, zeigt die früheren Gewalttätigkeiten nicht mehr. In der Montmartinschen Periode hatte der Herr mit den autokratischen Regierungsmaximen in dem Kampfe mit den Landständen doch die mißlichen Seiten der Willkürherrschaft erfahren. Auch hatten die beiden Personen, die ihn zuletzt beherrschten, sowohl Franziska als Bühler sanfte Hände. Der Herzog wandte sich in dieser letzten Periode vom wilden Drauflosgehen zu politischeren Mitteln. Der Höhepunkt dieser neuen, humaneren Phase war es, als der Herzog an seinem fünfzigsten Geburtstage, 11. Februar 1778, von allen Kanzeln das Wunder seiner aufrichtigen Bekehrung und das Gelöbnis der Besserung verkünden ließ.

Das merkwürdige, in seiner Art einzige Geburtstags-Manifest lautete also: „Da Wir aber Mensch seind, und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben und auch vor das künftige bleiben müssen; so hat es nicht anderst sein können, als daß teils aus angeborener menschlicher Schwachheit, teils aus nicht

genugsamer Kenntnis und sonstigen Umständen sich viele Ereignisse ergeben, die wenn sie nicht geschehen, sowohl für jetzo und das künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freimütig; denn dies ist die Schuldigkeit eines Rechtschaffenen, und entladen uns damit einer Pflicht, die jedem Rechtdenkenden, besonders aber den Gesalbten dieser Erden, vor beständig heilig sein und bleiben sollte. Wir sehen den heutigen Tag als eine zweite Periode unseres Lebens an . . . Wir geben unseren lieben und getreuen Untertanen die gnädigste Versicherung, daß alle die Jahre, die Gott uns noch zu leben fristen wird, zu ihrem wahren Wohl angewendet werden sollen. . . Württembergs Glückseligkeit soll also von nun an und auf immer auf der Beobachtung der ächtesten Pflichten des getreuen Landesvaters gegen seine getreuen Untertanen und auf dem zärtlichen Zutrauen und Gehorsam der Diener und Untertanen gegen ihren Gesalbten beruhen . . . Ein getreuer, ein rechtschaffener Untertan überdenke beständig, daß das Wohl eines ganzen Staates oft dem Wohl eines Einzelnen vorangehen müsse und murre mithin nicht über Umstände, die nicht allemal nach seinem Sinn sein können . . . Wie getrost muß jeder Untertan leben, wenn er in seinem Landesherrn einen sorgenden, getreuen Vater verehren kann. Ja, Württemberg muß es wohl gehen! Dies sei vor das künftige auf immer die Losung zwischen Herrn, Diener und Untertanen."

Ein Denkmal des neuen Lebens, das der Herzog mit gewohnter Zuversichtlichkeit in diesem Manifest angelobte, war die Verordnung vom 19. April 1779, wodurch das landesverderbliche Lotto endlich, nachdem es sieben Jahre lang bestanden hatte, abgeschafft wurde, „um", wie es hieß, „durch zärtliche landesväterliche Liebe gedrungen, diesem zu fast unersetzlich schlimmen Ausbrüchen bereits angestiegenen Unwesen gnädigst gerechtesten Einhalt zu tun." — In der Verordnung selbst fand man die Andeutung, daß sogar öffentliche Gelder in die Zahlenlottos eingelegt worden waren. Der gerührte Ausschuß

der Landstände dankte dem Herzog durch eine Deputation und verwilligte ihm sofort ein Dongratuit von 500 Karolinen.

Das Lotto ward also abgeschafft, aber „die Beobachtung der ächtesten Pflichten des getreuen Landesvaters“ erlaubte doch wieder die Einführung einer neuen Lotterie. Auch die Seelenverkäuferei ging ihren Gang fort: 1787 wurden 1000 Mann an die Holländer verkauft. Sie wurden nach dem Kap der Guten Hoffnung und nach den holländischen Kolonien verschickt und nur wenige kamen wieder. In Batavia, der größten Totenkammer der Welt, starben im Jahre 1791 von einer Zahl von 276: 155. Zu jener Zeit dichtete Schubart sein schönes Kaplied.

Herzog Karl gab sich nunmehr den Anschein, fortan als Philosoph zu regieren. Er nahm den philosophischen und kameralistisch-wirtschaftlichen Ton an, der damals von Berlin aus an den meisten deutschen Höfen herrschend wurde. Er stiftete Schulen und besuchte sie fleißig, errichtete Fabriken, schützte Handlung, Wissenschaft und Künste und trieb Landwirtschaft. Man sah ihn sogar oft beim Melken der Kühe. Die Armee wurde auf 5000 Mann reduziert; nur die vielen Offiziere erinnerten noch an die alten Zeiten. So ward der Herzog wirklich von nun an ein beliebter Herr. Auf seinen Spazierritten, auf seinen vielen Reisen sprach er vertraulich mit Landmann und Bürger, klopfte sie auf die Achseln, schien sich für alles zu interessieren und unterhielt sich mit den Leuten über ihre Familien- und Wirtschaftsverhältnisse. Er räumte dem ständischen Ausschuß die unerwartetsten Vorteile und Rechte an seinen fürstlichen Prärogativen ein. Der Ausschuß bewies sich ihm dankbar. Das Publikum klagte über die Vermehrung des Offiziantenpersonals und über den Mangel an Publizität. Der Ausschuß verstand sich mit dem Herzog. Aus der geheimen Truhe deckte man die Summe, die der Hof verlangte, und dafür ließ dieser den Ausschuß schalten und walten, wie er wollte; von einer Zusammenberufung der Stände war keine Rede.

Ein tatsächlicher Beweis, daß es Herzog Karl auch in seiner letzten Zeit nicht an Geld mangelte, war die Erbauung eines neuen prächtigen Lustschlosses zu Ehren der geliebten Gräfin. Dieses neue Lustschloß war Hohenheim, wo im Jahre 1819 ein landwirtschaftliches Institut errichtet wurde. Hohenheim war eine Schöpfung wie Schwetzingen in der Pfalz, in welcher die Denkmäler aller Zeiten und Nationen sich im konfusesten Geschmacke zusammenfanden. Man sah auch hier Römerwerke, den Bädern des Diocletian und der Pyramide des Cestius nachgeahmt, römische und griechische Tempel neben gotischen Kirchen und türkischen Moscheen und romantische Ritterburgen neben idyllischen englischen Dörfern.

Einen weit und breit berühmten Namen erlangten die Wintergärten Herzog Karls, in denen man unter Glasdächern durch Trieböfen heizte und unter den herrlichsten Blumen mitten im Winter wie im Frühling lustwandeln konnte. Es waren die ersten in Deutschland und sie waren denen des Fürsten Potemkin am taurischen Palaste zu Petersburg nachgeahmt. Wahrscheinlich hatte der eine der Söhne des Geheimen Rats Bühler, welcher Kanzleidirektor bei dem Fürsten war, die Nachricht und Beschreibung nach Stuttgart gegeben. In reicherem Stile war der Wintergarten zu Ludwigsburg angelegt. Ein ungeheures Glasdach überwölbte hier die Tausende von Orangenbäumen, deren große Kübel man nicht sah. „Das ganze Gewölbe des großen Gebäudes“, berichtet Justinus Kerner im „Bilderbuch aus seiner Knabenzeit“, „enthielt das schönste Grün und es hing so in der Luft, daß man keinen einzigen Pfosten bemerkte. Da bogen sich Orangenbäume unter dem Gewicht ihrer Früchte. Da ging man durch Weingärten voll Trauben wie im Herbst, und Obstbäume boten ihre reichen Früchte dar. Andere Orangenbäume wölbten sich zu Lauben. Der ganze Garten bildete ein frisches Blätterwerk. Mehr als 30 Bassins spritzten ihre kühlen Wasser, und 100 000 (?) Glaslampen, die nach oben einen prachtvollen Sternenhimmel bil-

deten, beleuchteten nach unten die schönsten Blumenbeete. In diesen Zaubergärten wurden die großartigsten Spiele, dramatische Vorstellungen, Ballette und Tonstücke von den größten Meistern damaliger Zeit aufgeführt."

Im Jahre 1777 kam Kaiser Josef II. auf seiner Reise nach Paris unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein nach Stuttgart. Der Herzog hatte dem Kaiser sein Schloß während seines Aufenthalts in Stuttgart zur Verfügung gestellt, der Kaiser aber lehnte das Anerbieten ab und wollte lieber in einem Hotel absteigen. Dies brachte den Herzog auf einen wahrhaft genialen Einfall. Er befahl allen Gastwirten in Stuttgart, ihre Schilder abzunehmen, und ließ über dem Portal seines Schlosses eine ungeheure Tafel befestigen mit dem kaiserlichen Wappen und der Aufschrift „Hotel zum römischen Kaiser". Josef ging auf die schmeichelhafte Offerte des Herzogs ein und stieg in dem Schlosse ab, als wäre es ein Hotel. Der Herzog empfing ihn als Gastwirt verkleidet und spielte seine Rolle vortrefflich. Am folgenden Tage wurden die Verkleidungen beiseite gelegt, und die Festlichkeiten nahmen ihren Anfang.

Als des Kaisers Wagen bei seiner Abreise vors Schloßtor gebracht wurde, bestieg ein Postillon in einem abgeschabten Rock und mit kotigen Stiefeln das eine der Pferde. Dem Kaiser fiel der Anzug des Mannes auf und er meinte: „Gewiß ist der Mann kein Hofmann, sonst würde er seinen Sonntagsanzug angezogen haben. Es muß ein Trunkenbold sein und man muß ihm etwas geben, um auf unsere Gesundheit zu trinken." Der Postillon zeigte ungemeine Fertigkeit mit seinen Pferden, Josef war höchlich ergötzt und rief wiederholt aus: „Ich wünschte, ich hätte einen solchen Burschen in meinem Marstall." Als die Pferde gewechselt wurden, wollte der Kaiser sein Wort erfüllen und es fand sich, daß ein Prinz des herzoglichen Hauses ihn mit seinen eigenen Pferden gefahren hatte.

In der letzten Zeit hatte Herzog Karl außer seiner Hauptpassion für die geliebte Gräfin nur noch drei kleinere Passionen: seine Legionen, seine große Bibelsammlung und seine Militärakademie, die berühmte, nach seinem Namen benannte Karlsschule, die durch Schiller einen Weltruhm erlangt hat.

Unter den Legionen ragte die Gardelegion hervor: Grenadiere in roter Uniform mit schwarzen Aufschlägen und hohen spitzen Bärenmützen. Als Grenadiere wurden, zum Teil immer noch mit Gewalt, durch servile Oberamtleute nach wie vor ausgesucht lange Leute ausgehoben.

Die Bibelsammlung Herzog Karls war einzig in der Welt; sie enthielt 8000 Stücke. Die Sammlung ward zum Teil aus Privatbibliotheken aufgekauft und zum Teil aus deutschen Klöstern requiriert.

Die Karlsschule — streng militärisch eingerichtet — lag ihm ganz besonders am Herzen. Er selbst stand an ihrer Spitze, die militärische und die philosophische Neigung vereinigten sich bei dieser Schöpfung. Schubart machte das boshafte Epigramm, das gewiß nicht wenig dazu beigetragen hatte, ihn auf den Hohenasperg zu bringen, um ihn dort durch zehn Jahre mürbe zu machen:

„Als Dionys aufhörte ein Tyrann zu sein,
Da ward er ein Schulmeisterlein."

Die Anstalt wurde im Jahre 1770 auf der Solitüde mit vierzehn Eleven begründet. Als Karl wieder nach Stuttgart zog 1775 und sie dahin mitnahm, waren es schon 300 und zwar 100 Adelige und 200 Bürgerliche, 1779 zählte die Karlsschule bereits 130 Ausländer, namentlich Schweizer, auch Holländer, Franzosen und Russen. Kaiser Josef II. erhob sie 1781 zur Universität.

In der Karlsschule sollten — Geistliche ausgenommen — alle Fakultäten gebildet werden: Juristen, Mediziner, Kameralisten und Jäger, Soldaten, Künstler, Musiker und Tänzer. In der künstlerischen Fakultät befanden sich 1779 bereits 43

Eleven. Es sind zum Teil die größten Namen neuerer Zeit aus dieser Anstalt hervorgegangen: außer Schiller der gelehrte und witzige Magister Haug, der 1783 des Herzogs Kabinettssekretär wurde; von anderweiten Künstlern der Bildhauer Dannecker, der Maler Wächter, der Architekt Heideloff, der Komponist Zumsteeg. Einer der größten Männer, der auch Zögling der Anstalt war, war Cuvier, aus Mömpelgard gebürtig. Von Offizieren sind zu nennen von Normann, später württembergischer Minister, von Massenbach, der durch seine Schriften und sein deshalb erlittenes Gefängnis bekannte Oberst in preußischen Diensten, Baron Wolzogen[1]), Schillers Schwager, ebenfalls General in preußischen Diensten, endlich Baron Phull, erst Oberst in preußischen, dann General in russischen Diensten, der Vertraute Kaiser Alexanders, sein Lehrer in der Kriegskunst, der Mann, der ihm 1812 den Plan zur Defensivverteidigung Rußlands eingab, und der 1826 zu Stuttgart im Ruhestande starb.[2])

[1]) Von den genannten Karlsschülern gehörten zu Schillers Freundeskreis Johann Christoph Haug, bekannt wegen seiner Improvisationen und Epigramme, die er zum Teil unter dem Pseudonym Hophthalmos veröffentlichte, Johann Heinrich Dannecker, der Schöpfer der „Ariadne" im Bethmannschen Garten zu Frankfurt a. M., der lebensgroßen Schillerbüste in der Bibliothek zu Weimar und der Kolossalbüste Schillers im Museum zu Stuttgart. Georg Friedrich Eberhard Wächter mußte wider seinen Willen Jurisprudenz studieren, wurde dann ein geschätzter Maler, lebte in Rom, Wien und Stuttgart, wo er 1852, neunzigjährig, starb; Viktor Peter Heideloff, Maler, Architekt und Theatermaler in Stuttgart, Vater des als Restaurator alter Baudenkmäler berühmten Karl Alexander Heideloff und Johann Rudolf Zumsteeg, Lieder- und Balladenkomponist, der die Gesänge in Schillers „Räuber" vertonte. Georges Cuvier, geb. 1769 zu Montbéliard, gest. 1832 zu Paris, war hervorragender Forscher, namentlich auf dem Gebiete der Zoologie und vergleichenden Anatomie, Staatsmann und Kulturpolitiker. Über Normann siehe unten S. 202, über Massenbach siehe oben S. 18. Freiherr Wilhelm von Wolzogen, der Bruder Wilhelms von Wolzogen, dessen Memoiren wiederholt zitiert wurden, war Oberhofmeister in Weimar und vermählt mit Karoline gesch. von Beulwitz, geb. von Lengefeld, der Schwester von Schillers Gattin Charlotte.

[2]) Vielleicht liegt hier eine Verwechslung Vehses mit Karl August Friedrich von Phull vor, der, 1767 zu Ludwigsburg geboren, Offizier wurde und es bis zum Leiter des württembergischen Kriegsministeriums, zum Feldzeugmeister und wirklichen General der Infanterie brachte, als außerordentlicher württembergischer Gesandter in Berlin und Hannover verwandt wurde und 1840 zu Stuttgart starb.

In der Karlsschule bestand noch eine strenge Ständeunterscheidung: die Prinzen, sogenannte Chevaliers, wie sie der Staatskalender aufführte, die Edelleute und die Bürgerlichen speisten je besonders. Nur Edelleute und Offizierssöhne durften sich pudern und ausnahmsweise Schiller, der rotes Haar hatte, das der Herzog nicht leiden konnte, obgleich er selbst damit versehen war. Die Uniform der Zöglinge war stahlblau mit schwarzsamtnen Aufschlägen, weißtuchne Beinkleider, auf dem Kopf ein dreieckiges Hütchen, hinten hing der Zopf, vier Papilloten an beiden Seiten. Die Absperrung war streng; Zöglinge höherer Stände konnten die Eltern nur wöchentlich einmal und zwar Sonntags nachmittags von 2 bis 3 Uhr sehen, Zöglinge niederer Stände nur alle vier Wochen einmal. Alles erfolgte auf Kommando, sogar zum Tischgebet wurden die Hände klatschend ineinander gelegt.

Knechtische Furcht herrschte, doch bestanden die Strafen hauptsächlich aus Ehrenstrafen, die der Herzog selbst verhängte. Gewöhnlich waren es Schandzettel im Knopfloch und Cariren. Bei Verhängung dieser Pönen ereignete sich einst eine sehr heitere Geschichte, die Wolzogen[1]) in seinen Memoiren mitteilt. „Der Herzog hatte die Einrichtung getroffen, daß jeder Eleve, wenn er etwas pecciert hatte, sich von seinem Klassenlehrer einen Zettel geben lassen mußte, worauf sein Vergehen verzeichnet stand. Diesen Zettel hatte der Unglückliche dann selbst dem Herzoge zu überreichen, um von ihm persönlich seine Strafe entgegenzunehmen. Nun war aber damals gerade ein junger, durchtriebener Graf Nassau auf der Schule, dem die Zettel immer schockweise zufielen. Eines Freitags, da der Herzog am Arme seiner Mätresse, der Gräfin von Hohenheim (das einzige weibliche Wesen, das die Räume der Akademie betrat), nach seiner Gewohnheit die Schule inspizierte, und ihm Graf Nassau ein ganzes Körbchen solcher Strafzettel überreichte, fragte ihn der erstere zornig: „Aber, Graf Nassau, wenn er,

[1]) Über Wolzogen s. unten S. 159.

nun Herzog wäre und ich Graf Nassau, was würde er dann mit mir anfangen?" Ohne sich im mindesten zu besinnen, ergriff Nassau den Arm der Gräfin, gab ihr einen derben Kuß und erwiderte: „Eure Durchlaucht, das würde ich tun und sagen: komm' Fränzel und laß' den dummen Jungen stehen!" Der Herzog, frappiert von der Geistesgegenwart und Unverschämtheit des Schuldigen, hielt es fürs Beste, die Geschichte scherzhaft aufzufassen und erließ ihm noch obenein alle Strafe."

Die Belohnungen in der Karlsschule waren die sogenannten Conduitenpreise, große silberne Medaillen in rotem Futteral, der kleine und große akademische Orden und gelbe Bändchen zur Auszeichnung auf den Schultern. Auch in der Reinlichkeit ward der Ständeunterschied bis aufs lächerliche getrieben. Die Chevaliers, der Orden, zu dem zum Beispiel Cuvier gehörte, und die Adeligen erhielten wöchentlich dreimal, Bürgerliche nur zweimal weiße Wäsche. Intendant der Anstalt war der Inspektor der Solitüde, Hauptmann Seeger, nach Wolzogen ein keineswegs seiner Stellung genügender Mann, der ein langweiliges Kolleg über den Dienst las.

Kaiser Josef II. fand die Karlsschule in Stuttgart so interessant, daß er den gelehrten Vorstand seiner Militärakademie zu Wiener Neustadt, Grafen Franz Kinsky, eigens zu Herzog Karl sandte, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Auch Goethe mit dem Herzog von Weimar besuchte sie auf der Rückreise von der Schweiz im Dezember 1779 und verweilte mehrere Tage. Er lobte in den Briefen an Frau von Stein des Herzogs „galantes Betragen" gegen den seinigen, „daß er, ohne das Inkognito zu brechen, ihm die möglichste Aufmerksamkeit bezeigte und die anderen auch sehr artig behandelt habe", und bezeugte, daß in allem Betracht der achttägige Aufenthalt sehr merkwürdig und instruktiv gewesen sei. Der Herzog aber, dem das große Aufsehen sehr anmaßend vorkam, das „dieser bürgerliche Mensch Goethe" machte, hatte seinen Schöngeistern verboten, auch nur mit ihm umzugehen.

Herzog Karl erlebte die bewegten Zeiten, die der Revolution vorausgingen, und noch fünf Jahre der Revolution selbst. In dieser Epoche erfuhren die olympischen Ansichten des Beherrschers Württembergs über die Anmaßungen der „bürgerlichen Menschen" ganz verwunderliche Berichtigungen. Er seinerseits suchte auch von diesen politischen Konjunkturen Vorteil zu ziehen und die Geldbeschaffung war auch dabei sein Hauptziel. Im Jahre 1791 reiste er nach Paris, steckte daselbst die Nationalkokarde auf und bestach Mirabeau mit einer bedeutenden Summe, um es dahin zu bringen, daß die französische Regierung ihm Mömpelgard abkaufe. Dieser Versuch glückte aber nicht.

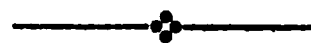
Merkwürdig ist, daß einer der wildesten Freiheitsapostel, der auch nachher in den Krater der Revolution stieg und darin umkam, in den letzten Jahren sein Hofprediger war: Eulogius Schneider. Dieser berüchtigte Mann war früher Franziskaner in Bamberg gewesen und ward dann Professor in Bonn. Er begab sich nach Straßburg, wurde hier einer der wütendsten Jakobiner und Präsident des Revolutionstribunals. Er fuhr sechsspännig, von fünfundzwanzig Dragonern mit gezogenen Säbeln eskortiert. Nach kurzer Herrschaft ließen ihn die Volksrepräsentanten Saint Just und Lebas verhaften und nach Paris bringen, wo er unter der Guillotine 1794 endigte.

Herzog Karl soll den Grundsätzen der Revolution nicht feind gewesen sein. Jedenfalls handelte er sehr klug, daß er weder die Emigranten, die sich anfangs sehr um ihn drängten, in Schutz nahm, noch Demagogenjägereien anstellte, wie sein Nachbar Karl Theodor in Bayern. Aber ein Ereignis, das aus seiner eigenen Akademie, der geliebten Karlsschule hervorging, verbitterte ihm doch sehr die letzten Tage seines Lebens. Auf einer Hofredoute, die zu Ehren der emigrierten französischen Prinzen gegeben wurde, erschienen drei Masken eine als Kronos, die sich mit einer Urne in die Mitte des Saales postierte, während die zwei anderen die Orakelsprüche

aus der Urne verteilten. Es waren aber keine Bonmots und Galanterien, sondern sehr expressive Stellen aus der Marseillaise, aus den Menschenrechten von Payne, aus den Reden Robespierres und anderer Mitglieder des Konvents. In dem Auflauf, der entstand, flüchteten sich die Masken aus dem Saale. Am anderen Tage hielt der Herzog zwar eine Strafrede in der Karlsschule, aber man hörte sie kalt an, zischte zuletzt und pochte den Herzog hinaus. Dieser verließ die Akademie mit einem wütenden Blicke, hatte aber nicht den Mut, die Eleven zu bestrafen.

Herzog Karl starb am 24. Oktober 1793 nach fast fünfzigjähriger Regierung an den Folgen des zurückgetretenen Podagra zu Hohenheim, fünfundsechzig Jahre alt. Achtzehn Tage lang litt er unter gräßlichen Schmerzen. Seine letzten Worte waren: „Das Sterben ist kein Kinderspiel, Pfarrer.“

Karl hinterließ weder von seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin von Bayreuth, Kinder, noch von der Gräfin Hohenheim. Dafür hatte er unzählige illegitime Sprößlinge, die seine väterliche Zärtlichkeit in Anspruch nahmen. Sie alle erhielten den Namen Franquemont und man erzählte, daß der Herzog die Absicht gehabt habe, ein Regiment zu errichten, in welchem das Offizierskorps aus seinen eigenen Söhnen bestehen sollte.



Vierter Abschnitt.

Ludwig Eugen, 1793–1795 und Friedrich Eugen, 1795–1797.

Vereinfachung der Hofhaltung. Aufhebung der Karlsschule. — Die Sicherung der protestantischen Erziehung der Kinder Friedrich Eugens. Der Einbruch der Franzosen.

Da Herzog Karl Eugen ohne Erben starb, kamen seine beiden jüngeren Brüder Ludwig Eugen und Friedrich Eugen nacheinander zur Sukzession, beide schon Herren in den sechziger Jahren, beide katholisch wie ihr ältester Bruder, beide nur zwei Jahre auf dem Throne.

Herzog Ludwig Eugen war im Jahre 1731 geboren und in den Jahren von 1742 bis 1744, wie seine beiden Brüder, in Berlin am Hofe Friedrichs des Großen erzogen worden. Der König hatte ihn schon 1742 zum Obersten des württembergischen Dragoner-Regiments ernannt. Er war der Liebling der Mutter, die ihn gar zu gern auf dem Throne gesehen hätte; der Plan, ihn zur Regierung zu bringen, schlug fehl und trug ihr, wie oben erwähnt, ewige Gefangenschaft ein. Achtzehnjährig, 1749, verließ Prinz Ludwig den preußischen Dienst und trat in demselben Jahre in französischen ein. — Er focht als Maréchal de camp vor Minorca und Port Mahon. Beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges stellte er sich unter die österreichischen Fahnen und focht von 1757 bis 1762 gegen Friedrich den Großen. In letzterem Jahre vermählte er sich mit einer früheren Hofdame am sächsischen Hofe, der Gräfin

Sophie Albertine von Beichlingen, einer Tochter des kursächsischen Geheimen Rats Grafen Gottfried Dietrich von Beichlingen, eines Neffen des Großkanzlers am Hofe Augusts des Starken. Er lebte fortan abwechselnd mit seiner Gemahlin bei Lausanne am Genfer See, darauf zehn Jahre auf Wasserlos, einem Schlosse bei Hanau, endlich seit dem Jahre 1788 auf Weiltingen, ganz zurückgezogen von der großen Welt. Er war ein liebenswürdiger Prinz, liebte aber unglücklicherweise Wortspiele, die, wie Voltaire sagt: „l'esprit de ceux qui n'en ont pas" sind. Er schrieb recht leidliche Verse und las sie außerordentlich gut vor.

Als im Oktober des Jahres 1793 Herzog Karl starb, war gerade Schiller auf Besuch bei seinem alten Vater in Schwaben — Herzog Karl hatte den berühmt gewordenen Dichter ignoriert, seinem alten Vater aber Urlaub erteilt, damit er sich seines Sohnes erfreuen könne. „Der Tod des alten Herodes", schrieb Schiller unterm 10. Dezember 1793 an Körner in Dresden, „hat weder auf mich noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu tun hatten, wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen Menschen vor sich zu haben. Das ist der neue Herzog in jeder guten und auch in jeder schlimmen Bedeutung des Wortes."

Als Ludwig die Regierung antrat, war er bereits dreiundsechzig Jahre alt und es erfolgte die auffälligste Veränderung am Stuttgarter Hofe: statt der Löwenhöhle, aus der Herzog Karl regiert hatte, sah man jetzt eine Kartause. Der neue Herzog war zwar ein sehr milder, aber auch ein sehr frommer Herr. Er hielt sich wieder Mönche, Kapuziner und Franziskaner am Hofe. Adelige, meist Fremde, gelangten wieder in den Besitz der meisten Stellen. Sowohl die Ecole des demoiselles ging ein, als auch die nützliche Karlsschule, die so viele bedeutende Männer gebildet hatte. Auf die Türe derselben schrieb einer die bezeichnenden Worte an: „Olim musis, nunc mulis", sonst den Musen, jetzt den Eseln gewidmet. Dem

alten bigotten Herrn war alle Aufklärung verhaßt, dagegen liebte er gar wohl die Freuden der Tafel. Wiederholt wurden die feisten Äbte und die wohlbeleibten Reichsgrafen aus der Nachbarschaft eingeladen, täglich ward offene Tafel gehalten, die Hofwirtschaft blieb ungemein prächtig und kostbar. Der alte Herr war ein großer Freund der Franzosen, aber ein abgesagter Feind der revolutionären Grundsätze: gegen sie brachte er die Landmiliz auf die Beine, ein Korps von 14 000 Mann.

Herzog Ludwig wurde bei einem Spazierritt im Mai 1795 zu Ludwigsburg vom Tode überrascht. Er hinterließ von der Gräfin Beichlingen nur zwei Prinzessinnen, welche in einem Pariser Kloster erzogen und an die Fürsten von Oettingen-Wallerstein und Hohenlohe-Waldenburg vermählt wurden.

Nach Ludwig Eugen kam Friedrich Eugen zur Sukzession, der jüngste der drei Brüder, bei seinem Regierungsantritt ebenfalls schon dreiundsechzig Jahre alt. Er war früher geistlich gewesen und zwar Kanonikus zu Salzburg. Später ward er preußischer General unter Friedrich dem Großen und mußte so gegen seine Brüder Karl und Ludwig fechten. Friedrich Eugen war seit 1753 mit einer preußischen Prinzessin, Friederike Dorothee Sophie von Brandenburg-Schwedt, vermählt. Bei dieser Vermählung ward durch Friedrich den Großen ausdrücklich die weise Vorsicht geübt, daß in den Ehekontrakten die Erziehung der Kinder in der protestantischen Religion versprochen werden mußte. Nach dem Hubertsburger Frieden ward Prinz Friedrich Eugen 1769 Gouverneur von Mömpelgard und baute hier das Sommerlustschloß Etupes. Als er im Revolutionskriege von den Franzosen vertrieben wurde, übernahm er 1792 die preußische Statthalterschaft von Ansbach und Bayreuth; er bewohnte das Lustschloß Fantaisie. 1794 gab ihm sein Bruder Ludwig das Schloß Hohenheim. Auch er war ein milder, wohlmeinender Herr. Als er die Regierung antrat, erklärte er: „Ich will Gerechtigkeit üben,

denn ich trete früher oder später vor Gottes Richterstuhl." Er verbat sich alle Feierlichkeiten bei seinem Regierungsantritt.

Unter diesem Herzog erfolgte, nachdem Preußen den Frieden zu Basel geschlossen hatte, der erste Einbruch der Franzosen unter Moreau im Feldzug von 1796. In der Nacht vom 23. zum 24. Juni bewerkstelligte Moreau den Rheinübergang bei Kehl. Das Bataillon Württemberger, das den Kniebispaß im Schwarzwald verteidigen sollte und das der Erbprinz kommandierte, ward geworfen und Moreau drang ins Herz von Schwaben vor. Der Herzog floh mit seiner Familie nach Ansbach. Erzherzog Karl, der zu Pforzheim an der nördlichen Pforte des Schwarzwalds stand, mußte hinter den Neckar sich nach Cannstatt zurückziehen, sein Nachtrab wurde mitten durch Stuttgart hindurch von den verfolgenden Franzosen gejagt. Nach einer kurzen Kanonade verließ der Erzherzog auch seine Stellung bei Cannstatt. Ganz Schwaben unterwarf sich nun den Franzosen. Im Hauptquartier Moreaus zu Baden am 17. Juli mußte Württemberg einen Waffenstillstand eingehen. Die Grafschaft Mömpelgard, die der Herzog Karl den Franzosen hatte verkaufen wollen, mußte ihnen umsonst abgetreten und dazu noch 4 Millionen Livres Brandschatzung erlegt werden. Im folgenden Jahre, dem Jahre des Friedensschlusses von Campo Formio, starb der Herzog am 23. Dezember zu Hohenheim, seiner fast beständigen Residenz, an einem Nervenschlage.

Friedrich Eugen hinterließ von seiner Gemahlin, die ihm zwölf Kinder geboren hatte, sieben Prinzen und eine Prinzessin.

Der älteste Prinz, der dicke Friedrich, Württembergs erster König, ward der Nachfolger.

Der zweite Prinz, Ludwig, geboren 1756, war preußischer General, dann 1790 polnischer General und Kommandant von Warschau bis 1792. Er hoffte, König von Polen zu werden. Als die Teilung Polens diese hochfliegenden Hoffnungen zer-

störte, folgte er 1795 dem Vater als Gouverneur der Fürstentümer Ansbach und Bayreuth; später ward er bis 1806 russischer General und zuletzt württembergischer Generalfeldmarschall. Wolzogen[1]) in seinen Memoiren berichtet, daß er sich in dieser Funktion durch die kriechendste Schmeichelei gegen den unwürdigen Dillen, den ersten Mignon seines Bruders, des dicken Königs Friedrich, seinen Haupteinfluß verschafft habe. Er starb 1817. Seine erste Gemahlin war seit 1783 Marie, Tochter des Fürsten Adam Czartoryski; sie ward 1792 von ihm geschieden und lebte in Paris. Die zweite Gemahlin war seit 1797 Henriette von Nassau-Weilburg. Pauline, eine Tochter von dieser zweiten Gemahlin, ward 1820 mit seinem Neffen, dem nachmaligen König Wilhelm vermählt. Sein Sohn Alexander, 1804 in Petersburg geboren, war österreichischer General, morganatisch 1836 in Wien vermählt mit einer Österreicherin, Gräfin Claudine Rhedey aus Siebenbürgen, die 1841 starb. Sie und ihre Kinder erhielten von Kaiser Franz den Titel Gräfin und Grafen von Hohenstein.

Der dritte Prinz, Eugen, geboren 1758, war schon in seiner Jugend ein lustiger Herr, der oftmals seine Geschwister zu schallendem Gelächter hinriß, wenn steifer Besuch an dem kleinen Hofe zu Mömpelgard war. Er wurde preußischer General. Graf Mirabeau, der ihn im Jahre 1786 sah, schreibt in seinen geheimen Briefen über den Berliner Hof, daß er in seiner Jugend ein starker Libertin gewesen sei, dann habe

[1]) Ludwig Julius Adolf Friedrich Freiherr von Wolzogen, geb. 1773 zu Meiningen, gest. 1845 zu Berlin, Sproß eines alten, in Tirol und Niederösterreich ansässigen, zu Beginn des dreißigjährigen Krieges nach Franken, Brandenburg, Schlesien und Obersachsen eingewanderten Geschlechts, besuchte die Karlsschule, wurde Leutnant in württembergischen, dann in preußischen Diensten, wurde von Herzog Eugen als Erzieher seines ältesten Sohnes berufen, rückte bis zum württembergischen Obristleutnant und Kammerherrn auf, trat wieder in preußische und nach dem Tilsiter Frieden in russische Dienste, wurde Oberst und Flügeladjutant des Zaren, nahm am Befreiungskrieg teil, ging wieder in preußische Dienste zurück und wurde 1836 als General der Infanterie in den Ruhestand versetzt. Seine für die Zeitgeschichte wertvollen „Memoiren" wurden von seinem Sohne, dem Schriftsteller, Dichter und späteren Schweriner Hoftheaterintendanten Alfred von Wolzogen herausgegeben.

er sich im Gamaschendienst und im Korporalsschlag ausgezeichnet. Bei seinem Aufenthalt in Paris habe er sich unter Mesmer[1]) auf den Somnambulismus geworfen und sei ein Hauptchef der Illuminaten geworden. Mirabeau beschreibt ihn als einen enthusiastischen, sonderbaren, eifrigen und tätigen Mann von einer ekstatischen, hinreißenden Beredsamkeit, mit flammenden, zuweilen wild blickenden Augen und einer Physiognomie, die eine stete innere Bewegung gezeigt habe. So sei er ganz dazu berufen gewesen, unter den damals in Berlin herrschenden Illuminaten eine Hauptrolle zu spielen. Wirklich ergriff Prinz Eugen in dem eben damals schwebenden Streite über Cagliostro und die berüchtigte Halsbandgeschichte[2])

---

[1]) Franz Anton (Friedrich) Mesmer, geb. 1733 zu Iznang am Bodensee, gest. 1815 zu Meersburg, der Begründer des Mesmerismus, der einen weitgehenden Einfluß der Himmelskörper und des Mineralmagnets auf das menschliche Nervensystem lehrte. Mesmer hatte ursprünglich Theologie, dann Naturwissenschaften und Medizin studiert und verstand es, ungeachtet oder vielleicht gerade wegen der undurchsichtigen, charlatanmäßigen Form, in die er seine Theorie kleidete, in Deutschland, vornehmlich in Wien, und in Paris zahlreiche Anhänger zu gewinnen. Die praktische Anwendung seiner „Heilmethode" hatte in Frankreich den Tod mehrerer hochgestellter Personen veranlaßt.

[2]) Die berüchtigte Halsbandgeschichte war ein Sturmzeichen der Revolution und versetzte dem Ansehen des französischen Königshauses einen schweren Stoß.

Louis René Eduard Prinz von Rohan-Guémené, Kardinal und Fürstbischof von Straßburg, Großalmosenier von Frankreich, Provisor der Sorbonne und Administrator der Blindenanstalt, geb. 1735, war ein sehr prachtliebender Herr, der in seinen Palästen zu Zabern und Straßburg das Leben eines großen und sehr ungeistlichen Fürsten führte. Als französischer Gesandter in Wien hatte er sich, allerdings unverschuldeterweise, das Mißfallen der Kaiserin Maria Theresia und der Königin Marie Antoinette, der Gemahlin Ludwigs XVI., zugezogen, das ihn nötigte, von seinem Gesandtschaftsposten abzutreten und dem Hofe in Paris fernzubleiben. Der Kardinal, der nur in der Sonne der königlichen Gunst und im Dunstkreis des Hofes leben zu können vermeinte, setzte alles daran, das königliche Vertrauen und vor allem die Gnade der von ihm heimlich verehrten Königin Marie Antoinette wieder zu erlangen. Diese schrankenlose Sehnsucht nach der verlorenen Hofgunst machte sich eine geniale Schwindlerin, Jeanne de Saint-Remy Gräfin Lamothe-Valois, zunutze.

Jeanne de Saint-Remy, geb. 1756, entstammte einer unebenbürtigen Linie der Valois. In ihrer frühen Jugend unterstützte Ludwig XV. das vollständig mittellose Kind und dessen Geschwister und suchte seine Erziehung zu fördern. Jeanne entrann jedoch der strengen Zucht und heiratete den Grafen Lamothe, einen verarmten Abenteurer, mit dem sie 1780 nach Paris zog. Dort machte sie sich an den Kardinal heran und spiegelte diesem vor,

öffentlich in der Berliner Monatsschrift das Wort und nahm die erhabene Magie in Schutz.

---

daß sie ihm die Liebe Marie Antoinettes verschaffen könne, wenn er durch ihre Vermittlung der in Geldnöten befindlichen Königin aus deren Verlegenheit helfen werde. Dem urteilslosen, fast kindisch vertrauensseligen Kirchenfürsten entlockte sie unter Vorlage gefälschter Briefe und Billets der Königin eine größere Summe. Damit aber nicht genug, wußte sie sich, indem sie sich der Unterstützung einer Dirne, Marie Laguay d'Oliva, die in ihrer äußeren Gestalt der Königin ähnelte, bediente, ein kostbares Diamantenhalsband im Werte von 1 600 000 Livres zu erschwindeln. Die genannte Frauensperson gewährte dem Kardinal im nächtlichen Park zu Versailles unter der Maske der Königin ein nur wenige Augenblicke dauerndes Stelldichein, während dessen sie dem Kardinal eine Rose überreichte und ihm die Worte zuflüsterte: „Sie wissen, was das bedeutet." Diese Gunstbezeugung der Pseudokönigin raubte dem Kardinal den Rest seiner Überlegung. Das besagte Halsband nämlich war von den Pariser Juwelieren Böhmer und Bassenge der Königin zum Kauf angeboten worden, die sich aber, weil ihr der Preis zu hoch war, auf das Geschäft nicht eingelassen hatte. Die Lamothe bewog nun den Kardinal, das Halsband für die Königin zu erwerben, indem er sich bei den Juwelieren für die Kaufsumme verbürgte, die die Königin, wie die Lamothe versichert hatte, aus ihren Ersparnissen ratenweise abzutragen versprach. So erhielt denn am 1. Februar 1785 der Kardinal den kostbaren Schmuck, den er der Lamothe zur Ablieferung an die Königin übergab. Die Lamothe brach die Diamanten aus und ließ sie durch ihren Mann in England verkaufen. Vergeblich wartete Rohan auf ein Liebeszeichen der Königin, die zu seinem Befremden nicht einmal das Halsband trug. Die um ihr Geld besorgten Juweliere, die lange genug auf die versprochenen Ratenzahlungen gewartet hatten, wandten sich nun an den König und an die Königin und so wurde der Schwindel offenbar. Am 15. August, während eines feierlichen Gottesdienstes, wurde der Kardinal verhaftet und dem Parlament zur gerichtlichen Bestrafung überwiesen, aber durch Urteil vom 31. Mai 1786 unter dem Beifall des Publikums, das sich in seiner Voreingenommenheit gegen die Königin und den ganzen königlichen Hof von seiner Meinung, daß die Königin an dem schmutzigen Handel beteiligt sei, nicht beirren ließ, freigesprochen. Der König aber verbannte den Kardinal auf eine seiner Abteien und dann nach Straßburg. Im Jahr 1803 ist er zu Ettenheim gestorben. Die Lamothe mit ihren Helfershelfern, soweit man deren habhaft werden konnte, wurden zu mehr oder minder schweren Strafen verurteilt. Gegen die Lamothe wurde die Strafe der Stäupung, der Brandmarkung auf beiden Schultern und der lebenslänglichen Einsperrung ausgesprochen. Die Stäupung und die Brandmarkung und alsdann die Überführung in das Gefängnis wurden auch vollzogen, doch gelang es ihr am 5. Juni 1787 zu entkommen und nach England zu fliehen, woselbst auch ihr Mann sich in Sicherheit gebracht hatte. Sie verfaßte hier mehrere Schriften zu ihrer Rechtfertigung und starb 1791 zu London, indem sie sich bei einer nächtlichen Orgie halbnackt aus dem Fenster des dritten Stockwerks eines Hauses auf die Straße stürzte.

Zu den Angeklagten des Halsbandprozesses gehörte auch Graf Alexander Cagliostro, der mit Rohan ebenfalls Beziehungen unterhalten und ihm in der Halsbandgeschichte mit seinem Rat beigestanden hatte. Es wurde jedoch in

Im Jahre 1792 erbte Prinz Eugen nach dem Aussterben der Nebenlinie Württemberg-Oels, während das Fürstentum Oels selbst an Braunschweig fiel, die Allodialgüter in Schle-

---

dem Prozesse festgestellt, daß Cagliostro in keiner strafbaren Weise an der Sache beteiligt sei, so daß er ebenso wie Rohan freigesprochen werden mußte.

Cagliostro, geb. 1743 zu Palermo, hieß eigentlich Josef Balsamo und war der Sohn unbemittelter Eltern; der Vater scheint jüdischem Geschlechte entstammt zu sein. Goethe hat auf seiner italienischen Reise die Familie in Palermo besucht und von ihr den Eindruck armer, aber anständiger Leute gewonnen. Er hat nach seiner Rückkehr nach Weimar mit Hilfe von Freunden unter dem Namen Cagliostros der Familie eine kleine Geldunterstützung zukommen lassen. Cagliostro war einer der interessantesten Abenteurer, die das aufgeklärte und gleichzeitig überaus wundergläubige achtzehnte Jahrhundert in Atem hielten. Als Knabe hatte er Gelegenheit, sich einige physikalische und pharmazeutische Kenntnisse, die ihm bei seinen späteren Charlatanerien sehr zustatten kamen, zu erwerben. Schon in früher Jugend wurde er in seiner Vaterstadt durch üble Streiche so berüchtigt, daß er einen anderen Schauplatz für seine Taten suchen mußte. In Begleitung eines unbekannten Mannes, der den Namen Althatas führte, besuchte er Griechenland und den Orient und kam etwa im Jahre 1766 nach Malta, wo er sich als Graf Cagliostro vorstellte und von dem Großmeister des Johanniterordens, Emanuel Pinto de Fonseca, mit großen Ehren aufgenommen wurde. Mit dessen Empfehlungen ausgestattet ging er nach Italien und heiratete in Rom die schöne Tochter eines unbemittelten Handwerkers, das Dienstmädchen Lorenzo Feliziana, die er dann auf seinen Abenteuerfahrten als ein calabresisches Fräulein ausgab und die sich und ihm durch den Verkauf ihrer Reize die Mittel zu dem großen Aufwand verschaffen mußte, dessen Cagliostro zur erfolgreichen Durchführung seiner Schwindeleien bedurfte. Von Italien aus zog er mit seiner Frau nach Deutschland und dann nach London, die Leichtgläubigkeit der Leute, an die er sich heranmachte, ausnutzend oder erfolgreich mit den körperlichen Vorzügen seiner Gattin spekulierend. Als der Boden in London zu heiß wurde, ging er nach Paris, dann nach Holland und Deutschland und tauchte auch wieder in Palermo auf. Von Italien, Südfrankreich und Spanien, wo er meistens in preußischer Uniform auftrat, zog er wieder nach London. Hier wurde er in eine Freimaurerloge aufgenommen und begründete von London aus allmählich sein europäisches Ansehen, indem er sich als ein Reformator des Freimaurertums aufspielte. Er wollte ein eigenes System, die ägyptische Maurerei, einführen, in der er die Rolle eines Sendboten des Elias oder des Groß-Kophta, später aber selbst die Würde des Groß-Kophta in Anspruch nahm. Er behauptete, der Sprößling eines Engels und einer sterblichen Frau zu sein, über die Engel herrschen zu können und zu dem Zwecke entsandt zu sein, die Gläubigen durch physische und moralische Läuterung zu höchster Vollkommenheit zu führen. Die Zusicherung der körperlichen Erneuerung verschaffte ihm den ganz besonderen Zulauf der Frauen und auch das Vertrauen der Gräfin Elisa von der Recke (s. Band I), die allerdings später zur Erkenntnis des wahren Wesens Cagliostros gelangte und dann das Publikum über dessen Hochstapeleien aufzuklären versuchte. Auch nach Warschau und Petersburg, wo sich sogar die Kaiserin Katharina für ihn

sien, namentlich die Herrschaft Bodland und Carlsruhe. Damals, 1797—1800, kam die Gräfin Lichtenau[1]), die Favoritin König Friedrich Wilhelms II. von Preußen, als Staats-

interessierte, gelangte er auf seinem Triumphzug, zog dann über Frankfurt und Straßburg nach Paris, reiste wieder nach England, kehrte dann nach Paris zurück, wo sich die vornehmsten Personen, darunter auch der Kardinal Rohan um seinen Umgang rissen, und wurde hier in den Halsbandprozeß verwickelt. Als er freigesprochen worden war, wurde er aus Frankreich ausgewiesen, ging wieder nach England und dann durch die Schweiz und Oberitalien nach Rom. In Deutschland war unterdessen ein Umschwung der öffentlichen Meinung eingetreten; in dem Berlin Friedrichs des Großen hatte man schon vorher nichts von ihm wissen wollen. Man hielt ihn für einen verkappten Jesuiten, während ihm in Rom wegen seiner maurerischen Schwindeleien der Prozeß wegen Ketzerei und Religionsschändung gemacht wurde. Er wurde zum Tode verurteilt, von Papst Pius VI. jedoch zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe begnadigt, während seine Frau Lorenza in ein Strafkloster gebracht wurde. Im Fort San Leone bei Urbino starb er am 26. August 1795, doch ging die Sage, er habe noch bis 1797 gelebt und habe auch während seiner Einkerkerung den Versuch unternommen, seinen Beichtvater zu erwürgen und in dessen Kleidern zu entfliehen. Für die Rolle, die er in seiner Zeit spielte, ist bezeichnend, daß Schiller seine Gestalt für den „Geisterseher“ und Goethe für den „Großkophta“ benutzte.

[1]) Wilhelmine Gräfin von Lichtenau, geb. 1752 zu Potsdam, gest. 1820 zu Berlin, war die Tochter des Musikers Elias Encke aus Hildburghausen. Der damalige Prinz und spätere König Friedrich Wilhelm II. lernte sie, als sie dreizehn Jahre alt war, im Hause ihrer älteren, als Statistin bei der italienischen Oper in Berlin beschäftigten Schwester kennen und brachte sie, weil sie von ihrer Schwester lieblos behandelt wurde, zu ihren Eltern nach Potsdam zurück, denen er die sorgfältige Erziehung des Kindes auf seine Kosten anbefahl, er unterrichtete sie später auch selbst und beteuerte auf einem mit seinem Blut geschriebenen Zettel, daß er sie nie verlassen werde. In Paris vollendete Wilhelmine ihre Ausbildung auf geistigem Gebiete und in den Künsten der Liebe. Nach ihrer Rückkehr knüpfte der Prinz, der in erster Ehe mit Elisabeth von Braunschweig, in zweiter mit Friederike Luise von Hessen-Darmstadt verheiratet war, intime Beziehungen mit ihr an, die später, als sich die Liebe des Königs der Gräfin Voß und dann der Dönhoff zuwandte, sich in eine bis an sein Lebensende dauernde Freundschaft, die auch die legitimen Kinder des Königs zu respektieren gezwungen wurden, verwandelte. Wilhelmine gebar ihrem königlichen Freunde zwei Kinder, den Grafen Alexander von der Mark, der im Alter von neun Jahren starb, und die Gräfin Marianne von der Mark. (Einen weiteren Sohn Wilhelm erkannte der König nicht an.) 1782 wurde Wilhelmine, die sich eine derbe Zurechtweisung durch Friedrich den Großen und die Mahnung, den ersten besten Mann zu nehmen, gefallen lassen mußte, mit dem Kammerdiener Rietz, einem ungebildeten, aufgeblasenen und charakterlosen Lakaien, verheiratet. Goethe schildert in der „Campagne in Frankreich“ in humoristischer Weise seine Begegnung mit diesem Menschen in Mannheim. Wilhelmine begleitete den König auf dem Champagne-Feldzug und hielt in Aachen und Spaa

gefangene nach Glogau. Von Glogau aus besuchte Prinz Eugen auch Bad Lauchstädt, was deshalb bemerkenswert ist, weil er hier Schiller, der damals kurz vor seinem Tode sich dort aufhielt, besonders zu ehren sich angelegen sein ließ. Beim Feldzug gegen die Franzosen im Jahre 1806 kommandierte Prinz Eugen die Reserve und ward nach der Schlacht bei Jena von Bernadotte bei Halle geschlagen. Er war kein Feldherr. Für seine Equipage aber hatte er gesorgt, sie kam wohlbehalten mitten durch die feindlich Armee in Glogau an. Der Prinz zog sich nun nach Carlsruhe zurück, wo unter anderen Karl Maria von Weber eine Zeit lang bei ihm lebte. Im Befreiungskriege 1813 und 1814 stand er in russischen Diensten und zeichnete sich hier bei der Affäre gegen Vandamme bei Kulm und in der Schlacht bei Leipzig besonders rühmlich aus. Prinz Eugen starb 1822 in Meiningen. Seine Gemahlin war seit 1787 die Wittwe des Herzogs August von Meiningen, Luise von Stolberg. Von seinen Söhnen erbte der ältere, Eugen, der russischer General wurde, Carlsruhe; der jüngere, Paul, residierte in Mergentheim, wo er ein bedeutendes zoologisches Museum aufgestellt hatte.

Der vierte Prinz, Wilhelm, geboren 1761, war erst dänischer General und Gouverneur von Kopenhagen bis 1806, dann württembergischer Generalfeldmarschall und Kriegsminister und starb 1830 zu Stetten bei Stuttgart. Er vermählte sich 1800 zu Dessau mit der Burggräfin von Tunderfeldt aus Eßlingen, einer ehemaligen württembergischen Hofdame.

förmlich Hof. 1794 wurde ihre Ehe mit Rietz geschieden. — 1796 wurde sie vom König zur Gräfin von Lichtenau ernannt. Auf einer längeren Reise durch Italien, auf der sie von zahlreichen Verehrern umgeben war, wurden ihr fürstliche Ehren erwiesen. Als sie zurückkehrte, fand sie den König auf den Tod erkrankt und pflegte ihn in liebevoller Weise. Nach des Königs Tod ließ sie sein Nachfolger Friedrich Wilhelm III. verhaften und einen Prozeß gegen sie einleiten, der jedoch nichts Belastendes ergab. Dennoch wurde sie längere Zeit in Glogau interniert. Ihre Güter wurden eingezogen und ihr erst nach einigen Jahren teilweise wieder zurückerstattet. Im Jahre 1802 heiratete der achtundzwanzigjährige Theaterdichter und Schauspieler Franz von Holbein die immer noch schöne Frau, doch wurde die Ehe im Jahre 1806 wieder geschieden. Die Gräfin starb 1820 in Berlin.

Aus dieser Ehe stammen die Grafen und Gräfinnen von Württemberg, unter denen sich Graf Alexander, der Dichter, ausgezeichnet hat, welcher 1844 starb: er war 1801 in Kopenhagen geboren und mit einer Ungarin, Gräfin Helena Festetics-Tolna vermählt. Die Gräfin Maria von Württemberg vermählte sich 1842 mit dem württembergischen Oberstallmeister Baron Taubenheim.

Der fünfte Prinz, Ferdinand, geboren 1763, ward österreichischer Feldmarschall und Gouverneur erst von Antwerpen, dann von Wien, zuletzt von Mainz. In seiner Jugend war er ein schöner Mann, und der Damen Idol. Vermählt war er seit 1795 mit einer Prinzessin von Schwarzburg-Sondershausen, die Ehe ward aber 1801 geschieden. 1817 verheiratete er sich wieder nach zwanzigjähriger Liebschaft, die schon in Brüssel begonnen hatte, mit der Schwester des Fürsten Metternich, Kunigunde Pauline, einer durch Schönheit und Gemüt ausgezeichneten Frau. Er starb 1834 in Wiesbaden.

Der sechste Prinz, Alexander, geboren 1771, trat zuerst bis 1794 in neapolitanische Dienste, ward dann bis 1801 österreichischer und zuletzt russischer General, 1801 war er Generalgouverneur von Livland, Esthland und Kurland, dann von Weißrußland. Er residierte zuerst zu Riga und dann zu Witebsk; 1822 zog er als Generaldirektor der Straßen und Kanäle nach Petersburg. Er starb 1833 auf einer Reise nach Gotha zur Vermählung seiner Tochter mit Herzog Ernst von Coburg; auch seine Gemahlin war seit 1779 eine koburgische Prinzessin. Er besaß das Schlößchen Fantaisie bei Bayreuth und ansehnliche Güter bei Czenstochau in Polen. Sein Sohn Alexander, geboren 1806 in Riga, ward 1837 der Gemahl der Tochter König Louis Philipps von Frankreich, Marie, der bekannten Künstlerin, die die Statuette der Jungfrau von Orleans schuf, aber schon 1839 nach einer fünfvierteljährigen Ehe starb.

Der siebente Prinz endlich, Heinrich, geboren 1772, war bis 1799 preußischer Husarenobrist, privatisierte als Graf von Sontheim in Berlin und zog dann nach Ulm. Er war württembergischer General und starb 1828 zu Ulm. 1798, als Graf von Sontheim, heiratete er eine schlesische Gutsbesitzerstochter, Karoline Alexei, die später zur Gräfin von Rothenburg erhoben wurde. Seine beiden Töchter, die Gräfinnen von Urach, wurden nicht anerkannt bei Hofe.

Die einzige Tochter, die Friedrich Eugen hinterließ, war Dorothea, in Rußland Maria genannt, geboren in Stettin 1759, von 1769 an in Mömpelgard wohnend und seit 1776, damals siebzehnjährig, mit dem Großfürsten, späteren Kaiser Paul von Rußland vermählt, durch ihn die Mutter Alexanders. Diese Ehe mit Paul schien eine der wenig völlig glücklichen Fürstenehen werden zu wollen. Maria war eine wahrhaft königliche Schönheit. Mit diesem angenehmen Äußeren verband Maria den nachhaltigeren Vorzug, daß sie eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten hatte; sie war eine Frau von hervorragender geistiger Bildung. Nach dem tragischen Tode ihres Gemahls[1]) gewann sie einen großen Einfluß auf ihren Sohn Alexander, dem dieser jedoch, so respektvoll er sich äußerlich gegen sie bezeugte, sich zu entziehen versuchte, weshalb später nicht immer das beste Einvernehmen herrschte. Sie

[1]) Paul I., Kaiser von Rußland, geb. 1754, Sohn des Zaren Peter III. und Katharinas II., zeigte in seiner Jugend die besten Geistes- und Charakteranlagen, die aber — vielleicht infolge der übermäßig strengen Erziehung, die ihm nach der Ermordung seines Vaters (17. Juli 1762) durch die Mutter zuteil geworden war — in Mißtrauen und Brutalität umschlugen. Das Verhältnis zu seiner württembergischen Gemahlin litt gegen Ende seiner Regierung sehr unter seiner Neigung zum Argwohn. Er vernachlässigte seine Gattin in demonstrativer Weise und wandte seine Gunst der Fürstin Gagarin zu. Er beabsichtigte sogar die Verhaftung der Kaiserin und seines Sohnes, des Thronfolgers Alexander. Seine despotischen Launen, die eine politische Gefahr bedeuteten, riefen eine Verschwörung hervor, deren Häupter Graf Peter Ludwig von Pahlen, die Brüder Subow, die Generäle Bennigsen und Uwarow und der Oberstleutnant Tatischew waren. Als der Kaiser, der zur Abdankung veranlaßt werden sollte, sich zur Wehr zu setzen versuchte, wurde ihm das Schicksal seines Vaters bereitet. Mit seiner eigenen Schärpe wurde er von den Verschworenen erdrosselt (23. März 1801).

war eine Frau von sehr vielen guten Eigenschaften, ausnehmend wohltätig und teilnehmend, dabei freilich auch herrschsüchtig, stolz und eitel. Sie wollte gern die Kaiserin Katharina kopieren, besaß aber bei weitem nicht deren Verstand und glänzende Mittel. Ihren Sohn hat sie noch um drei Jahre überlebt, sie starb erst 1828. Ihr Einfluß kam auch ihrem Vaterlande zugute.

Vier Kinder Friedrich Eugens waren schon vor ihm gestorben: ein Prinz Karl, einundzwanzigjährig 1791, als württembergischer Obrist der Garde zu Pferd und russischer Generalmajor und drei Prinzessinnen: Elisabeth 1790, der Liebling des großen Kaisers Josef II., die schon mit dem fünfzehnten Jahre 1782 nach Wien gekommen und dort erzogen worden war und 1788 den Erzherzog, späteren Kaiser Franz I. geheiratete hatte; Friederike, gestorben 1785, nachdem sie 1781 dem Herzog von Oldenburg vermählt worden war, und noch eine Prinzessin, die gleich nach der Geburt 1768 gestorben war.

Ein natürlicher Sohn des Herzogs Friedrich Eugen führte den Namen Graf von Sontheim.



Drittes Buch.

Das Königreich Württemberg.

Erster Abschnitt.

Friedrich, der erste König.

1797—1816.

Jugend, Erziehung, Charakter des neuen Herrn. Seine erste Ehe mit Auguste von Braunschweig und deren tragisches Ende. Die zweite Ehe mit Mathilde von England. Rückkehr des Hofes zum Protestantismus. Der französische Revolutionskrieg. Der Reichsdeputationshauptschluß. Die Auswanderung. Napoleons Besuch. Württemberg wird Königreich. Die absolutistischen Neigungen des Königs. Das Hofleben und die Minister. Die Mignons des dicken Königs und der Liebling Dillen. Das Jagdunwesen. Die Befreiungskriege und der Wiener Kongreß. Die oktroyierte Verfassung und der Widerstand des Landtags. Des Königs Tod. Die königliche Familie.

Dem Herzog Friedrich Eugen folgte sein Sohn Friedrich 1797 bis 1816. Er erfüllte das im Ernste, was man sonst immer im Scherze von den Herzögen von Württemberg und namentlich von seinem gestrengen Oheim, Herzog Karl, gesagt hatte: er wurde „König von Schwaben".

Friedrich war, als er mitten in den Bewegungen der französischen Revolution zur Regierung gelangte, bereits dreiundvierzig Jahre alt. 1754, zwei Jahre vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges, wurde er zu Treptow in Pommern, wo damals sein Vater als preußischer Regimentschef in Garnison stand, geboren. Der siebenjährige Krieg, in dem dieser mitfocht, verstattete seiner Mutter, der Brandenburg-Schwedtschen Prinzessin, keinen bleibenden Aufenthalt an einem Orte; sie mußte von Treptow nach Schwedt, von da nach Stettin und von hier nach Berlin flüchten. Die Erziehung erfolgte teils hier, teils in Mömpelgard, wohin sein Vater 1769 als Gouverneur zog.

Sie war den Traktaten mit Preußen zufolge protestantisch und stand übrigens sonst unter dem damals am preußischen Hofe in geistiger Beziehung herrschenden französischen Einfluß. Da die Familie in besonderem Verhältnis zu diesem Hofe stand, war es natürlich, daß Friedrich der Große von frühester Jugend an diesem Prinzen als Vorbild vorschwebte: er kopierte ihn nach seiner allerdings sehr eigentümlichen Weise. Gouverneur der drei ältesten Prinzen war ein von ihnen sehr verehrter Offizier, ein Baron von Maucler, der mit einer Genferin, einer Baronesse Lefort aus der Familie des Freundes Peters des Großen, vermählt war. Er begleitete die Prinzen, als sie zur Vollendung ihrer Erziehung nach Lausanne gingen. Als Friedrich von hier nach Berlin zurückkehrte, um in den preußischen Militärdienst zu treten, stellte ihn Friedrich der Große, und zwar sogleich als Obrist, 1777 in seine Armee ein. Er machte hier den bayrischen Erbfolgekrieg mit und avancierte zum Generalmajor und Chef eines Dragonerregiments. 1780, sechsundzwanzig Jahre alt, vermählte er sich mit der sechzehnjährigen Prinzessin Auguste von Braunschweig, der Tochter Herzog Karl Wilhelm Ferdinands, des bekannten Generalissimus der preußischen Armee, und Augustas, Tochter des Prinzen von Wales. Sie war der Mutter nachgeschlagen, kurzsichtig und gutmütig wie diese, aber phlegmatisch, gedankenlos, sehr beschränkt und sehr kokett. Ihr Eheschicksal war weit schrecklicher als das ihrer jüngeren Schwester, der Königin Karoline von England[1]), da Friedrich ungleich roher war als

[1]) Karoline Prinzessin von Braunschweig, geb. 1768, heiratete am 8. April 1795 den Prinzen von Wales, den nachmaligen König Georg IV. von England. Die Ehe, die ohne gegenseitige Neigung geschlossen war, gestaltete sich nach kurzer Zeit sehr unglücklich. Der Prinz von Wales, der sich gern den ersten Gentleman Europas nennen hörte, war trotz seiner eleganten Verkehrsformen ein brutaler Wüstling und ein liederlicher Verschwender. Seine Schulden zwangen ihn, sich der Bedingung seines Vaters und des klugen und energischen Ministers William Pitt (des jüngeren) zu fügen, des Zusammenlebens mit der Witwe des Thomas Fitzherbert, die er 1766 geheiratet hatte und des Verhältnisses mit der schönen Lady Frances Jersey zu entsagen — wenigstens vorerst und zum Scheine — und sich nach einer standes-

Georg IV. Wilhelm. Der Erbprinz ward am 27. September 1781 zu Lüben in Schlesien, wo Friedrich damals in Garnison lag, geboren. Das Jahr darauf, als der Großfürst Paul von Rußland und seine Gemahlin, Friedrichs Schwester, ihre Reise

---

mäßigen Heiratspartie umzutun. Bevor er sich zur Heirat mit der Prinzessin Karoline von Braunschweig entschlossen hatte, war die Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz, die spätere Königin von Preußen, als Kandidatin in Aussicht genommen worden. Schon die erste Begrüßung Karolinens durch ihren Bräutigam gestaltete sich zu einem Affront: Der Prinz drehte sich, nachdem er seine Braut geküßt hatte, um und verlangte ein Glas Brandy, da es ihm übel sei. Im Jahre 1796 gebar Karoline eine Tochter Charlotte, die spätere Gemahlin Leopolds I., Königs der Belgier. Kurze Zeit nachher trennte sich Georg von ihr, nahm ihr die Tochter weg und verbannte sie nach Blackheath. Karoline war nicht völlig unschuldig an dem Mißverhältnis, das zwischen ihr und dem Gatten bestand. Denn, obgleich ihre Mutter eine Engländerin war, blieb ihr das englische Wesen zeitlebens fremd. Sie gab sich in einer Weise, die dem „Gentleman", ihrem Gemahl, nicht gefallen konnte und verursachte durch gelegentliche taktlose Bemerkungen bei der auf gute äußere Formen streng bedachten Hofgesellschaft peinliches Aufsehen. In Blackheath legte sie sich keineswegs Zurückhaltung auf, unterhielt einen sehr lebhaften Verkehr mit Seeoffizieren und wurde auf Grund unvorsichtiger und zynischer Bemerkungen, zu denen sie sich hinreißen ließ, eines Liebesverhältnisses mit dem Admiral Sir Sidney Smith, dem Sieger von Jean d'Acre, bezichtigt. Eine große Vorliebe zeigte sie für elternlose Kinder, die sie auf ihre Kosten kleiden und erziehen ließ. Eines dieser Kinder, ein Knabe William Austin, der Sohn einer armen Schiffersfrau oder, wie man erzählte, ihr eigener außerehelicher Sohn, war ihr Liebling; sie nahm ihn auf ihre italienische Reise mit und setzte ihn zum Erben ein. 1814 verließ sie mit Genehmigung Georgs England und bereiste Deutschland, Italien und den Orient und ließ sich längere Zeit am Comersee nieder. Ihr ständiger Begleiter in Italien war der Kurier Bartolomeo Bergami, den sie zufällig in Mailand kennen gelernt hatte und den sie nach und nach zum Baron und Oberhofmeister, Malteserritter, Ritter des heiligen Grabes und Großmeister des von ihr gestifteten St. Karolinenordens ernannte. Englische Spione und Agenten im Solde ihres Gatten verfolgten sie überall hin und scheuten, um Material für einen Ehescheidungsprozeß zu erlangen, auch nicht, das Bett und die Bettwäsche der Königin zu untersuchen. Bei ihrer Rückkehr nach England 1820 wurde sie vom Volke mit großem Jubel empfangen. Lord Liverpool erhob aber im Parlament die Anklage wegen Ehebruchs gegen sie und es kam zu einem wochenlang dauernden skandalösen Prozesse, in dem eine große Reihe von Be- und Entlastungszeugen aus allen Ländern aufmarschierten. Die öffentliche Meinung stand aber so entschieden auf ihrer Seite, so daß man die nur mit sehr geringer Majorität im Oberhause angenommene Strafbill zurückziehen mußte. Sie bezog, im vollen Genuß ihres königlichen Rangs belassen, das Brandenburgh House. Mit festlichem Gepränge feierte ihr Gemahl am 19. Juli 1821 seine Krönung als Georg IV. Ihr Versuch, an der Krönung teilzunehmen, wurde mit Gewalt abgewiesen. Wenige Tage darauf starb sie, wie man sich erzählte, an Gift, das ihr in einer Limonade gereicht worden

durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien machten, schloß er sich ihnen an, um die Tour durch Italien mitzumachen, gab darauf schnell den preußischen Dienst auf und begleitete Schwester und Schwager 1784 nach Petersburg. Hier erhob ihn die Kaiserin Katharina II. zum Generalleutnant, darauf zum Generalgouverneur von Livland und Russisch-Finnland und später zum Statthalter in Cherson.

Am Hofe der nordischen Semiramis lernte Friedrich sich in größeren Verhältnissen bewegen: dieser Hof wurde aber auch eine schlimme Bildungsschule für ihn, indem er sich hier jenes despotische Auftreten und jene gestrenge, rücksichtslose, willkürliche Selbstherrschergebarung aneignete, zu der die Keime freilich schon in seinen Anlagen vorhanden waren. Er ahmte die russischen Grundsätze nach und übertrug sie aus den großartigen Verhältnissen des Russenreichs auf die kleinen Verhältnisse seines kleinen Hofes in seinem kleinen Lande, ohne zu bedenken, daß, wie ein Artikel, der nach seinem Tode in der Edinburgh Review erschien, sich ausdrückt: „ein deutscher Zwergtyrann nur jenen winzigen Teufelchen Rabelais' gleicht, die nichts weiter vermögen, als ein Ungewitter über ein Petersilienbeet zu erregen." Er trat aber schon jetzt wie später dem großen Kaiser Napoleon der allgewaltigen Kaiserin Katharina energisch entgegen: er verweigerte die Überlieferung der Kinder an sie, die der Großfürst Paul die Schwäche hatte, zu gewähren. Dies und vielleicht auch ein hitziger Streit mit seiner Schwester, der Großfürstin, welchen das Gerücht sogar bis zu Tätlichkeiten ausarten ließ, bestimmte ihn, Ende 1786 Rußland wieder zu verlassen.

Seine Gemahlin, die ihm in Rußland zu dem Erbprinzen und der Prinzessin Katharine, nachmaligen Gemahlin Jerômes,

---

sei, tatsächlich aber wohl an den Folgen der Aufregungen, die der Prozeß und ihre schmachvolle Ausschließung von den Krönungsfeierlichkeiten verursacht hatten und denen das Herz der dreiundfünfzigjährigen Frau nicht mehr gewachsen war. Ihrem letzten Willen gemäß wurde ihre Leiche zur Beisetzung nach Braunschweig überführt.

noch den Prinzen Paul und eine Prinzessin, die bald wieder starb, geboren hatte, hatte sich an dem russischen Hofe durch ihre unzähligen Liebschaften bemerkbar gemacht und deswegen von ihrem rauhen Gemahl sehr üble Behandlung erfahren. Auguste beging darauf die große Unvorsichtigkeit, sich nach einer theatralischen Darstellung in der Eremitage der Kaiserin zu Füßen zu werfen und sie vor der ganzen Gesellschaft um Schutz gegen die Mißhandlungen ihres Gemahls anzuflehen. Sie blieb in Rußland zurück, obgleich ihr Gemahl, der sich an seinen Schwiegervater, den Herzog von Braunschweig, um Rat gewandt hatte und von ihm aufgefordert worden war, Rußland mit seiner Gemahlin zu verlassen, sie hatte mitnehmen wollen. Katharina gestattete nicht, daß die Prinzessin sie verlasse; den Prinzen ließ sie sehr gern allein abreisen. Auguste blieb nun eine Zeit lang noch am Hofe Katharinas und stand bei ihr in großen Gnaden. Eines Abends aber gerieten sie in einen Streit, Auguste antwortete der Kaiserin mit einer Kälte und mit einem Hochmut, die diese heftig erregte. Noch an demselben Abend ward sie fünfzig Meilen weit von Petersburg als Gefangene weggeschickt. Lange Zeit hindurch hörte man nichts mehr von ihr. Sie nahm am 27. September 1788 auf dem Schlosse Lohda bei Reval ein jammervolles Ende, ihr angeblicher Todestag war gerade der siebente Geburtstag des Erbprinzen, des nachmaligen Königs von Württemberg. Die Kaiserin Katharina, erzählte man, empört über die Insolenz, mit der ihr Auguste begegnet war, hatte ihre Liebe zu ihr in bitteren Haß umgewandelt. Es wird versichert, daß sich beide Prinzessinnen in einer Liebschaft als Rivalinnen begegnet seien, und daß Katharina Befehl gegeben habe, Auguste nach Lohda zu schaffen, um sie aus dem Wege zu räumen. Einem Baron Rosen, dem angeblichen Liebhaber, ward das Amt übertragen. Die Prinzessin hatte in Lohda ungefähr ein Jahr zugebracht und erwartete ihre Niederkunft. In diesem Zustande bekam sie Starrkrämpfe. Rosen benutzte

einen Anfall und ließ sie lebendig begraben. Ein Prediger soll die Klagelaute der Unglücklichen in der Gruft gehört haben, aber verhindert worden sein, sie öffnen zu lassen; als man später den Sarg wieder aufmachte, fand man angeblich die Leiche umgekehrt auf dem Gesichte.

Friedrich war, als er Rußland und den russischen Dienst Ende 1786 verlassen hatte, in die Schweiz gegangen. Er mietete unweit Lausanne, wo seine Erziehung vollendet worden war, die Villa Monrepos am Genfer See und blieb hier etwa ein Jahr. Dann bezog er das Schloß Bodenheim in der Gegend von Mainz, das er angekauft hatte, und bereiste von da aus Holland und Frankreich, letzteres Land gerade zu der Zeit, als 1789 die Revolution ausbrach. Im Februar 1790 ging er nach Württemberg und ließ sich, beinahe gegen den Willen seines Oheims, des regierenden Herzogs Karl, zu Ludwigsburg nieder. Es folgte nun eine fortdauernde Reihe von Kämpfen mit seinem Oheim und es begannen damals schon jene Menschen sich um ihn zu sammeln, die, unter dem Namen seiner lustigen Räte seinen unnatürlichen Lüsten dienend, so großen Einfluß auf ihn und das Wohl und Wehe Württembergs gewannen. 1792 wohnte er der letzten Kaiserkrönung bei, er überbrachte seinem Schwager Franz II. das Diplom seiner Wahl von Frankfurt nach Seligenstadt. 1793 starb sein Oheim Karl, 1795 sein Oheim Ludwig, und das Jahr darauf erfolgte im zweiten Regierungsjahr seines Vaters der erste Einfall der Franzosen unter Moreau. Er führte Truppen in den Schwarzwald, flüchtete aber sogleich, als der Kniebis erstürmt war, und man erzählt sich noch, welchen Schrecken damals seine plötzliche Zurückkunft überall im Lande verbreitete. Er ging erst mit seiner Familie nach Ansbach, dann begab er sich nach Wien. Hier war es, wo er nur zu eng sich an die Koalition gegen Frankreich anschloß und seine neue Vermählung mit der Kronprinzessin von England einleitete, Mathilde, der einunddreißigjährigen Tochter des Königs

Georg III. Er reiste nach England und vollzog die Heirat am 17. Mai 1797 zu London. Zur Ausstattung erhielt die Prinzessin 80 000 Pf. St. und eine Jahresrente von 5000 Pf. St. Württemberg stand von nun an in der engsten Familienverbindung mit den drei mächtigsten Monarchen Europas: die beiden Kaiser Franz von Österreich und Paul von Rußland waren Friedrichs Schwäger, der König von England sein Schwiegervater.

Mit seiner neuen Gemahlin kam Friedrich bald darauf nach Stuttgart zurück. Unerwartet schnell starb zu Ausgang des Jahres sein Vater.

Das erste, was der neue Herzog bei seinem Regierungsantritt tat, war, daß er auf dem Landtage 1797/98 alle Traktate und Verträge seiner Vorgänger erneuerte und bestätigte, sie für fest und unwiderruflich erklärte und feierlich „seinen getreuen Prälaten und Gemeinen des württembergischen Landes bei seiner fürstlichen Würde, Ehre und Treue schwor, sie auf immer in dem Vollgenusse aller ihrer Freiheiten zu beschützen" Die Bourgeoisie, die eben damals in derben Flugschriften dem in Württemberg eingedrungenen und im Besitz der festen Stellen am Mark des Landes zehrenden Adel entgegengetreten war, kam mit ihm in ein gutes Einverständnis, und obwohl der neue Herzog sich einen prächtigen Hofstaat zu Hohenheim einrichtete, glänzende Maskeraden und Schäferspiele gab, im großen Stile, seiner Würde als Reichsjägermeister gemäß, jagte, Menagerien schuf und anderweite bloß zu seinem Vergnügen dienende, sehr kostspielige Liebhabereien zu befriedigen suchte, hielten diese guten Beziehungen zu den Landständen an, bis 1799, nach Abbruch der Rastatter Verhandlungen, von neuem der französische Krieg ausbrach. Bis dahin hatte man Hoffnung gefaßt, Friedrich werde dem Lande ein zweiter Christoph werden. Jetzt sollte man erfahren, daß er ein zweiter Friedrich und zwar in ganz verwunderlich verstärkter Ausgabe werden wollte.

Der Herzog war im engsten Einverständnis mit der Koalition gegen Frankreich. Seine Truppen hatten mit den österreichischen unter Erzherzog Karl, dem Sieger von Stockach, die Franzosen, die von Mannheim her ins Herzogtum vorgedrungen waren, geschlagen. Mit seinem Schwager Paul von Rußland, dem Suwarow eben Italien erobert hatte, ward ununterbrochene Kommunikation gepflogen. England zahlte Subsidien. Die Landstände wurden gegen diesen Kriegseifer des Herzogs vorstellig, Württemberg stehe mit der Republik Frankreich im Frieden und habe kein Interesse an der Fortsetzung des Krieges. Die Minister stimmten ebenfalls mit Nachdruck für Neutralität. Da fuhr der Herzog, welcher bei der Beratung präsidierte, vom Stuhle auf und rief den Ministern von Wöllwarth, dem Baron Üxküll und dem Präsidenten von Hoffmann zu: „Schreiben!" Die Herren gehorchten — der Herzog diktierte ihnen sofort ihre Entlassung.

Premierminister ward nun ein Ausländer, ein Mecklenburger, Johann Karl von Zeppelin, einer der Günstlinge des Herzogs, sein Busenfreund schon vor dem Aufenthalte in Rußland, der seit dem Jahre 1783 sein Adjutant und unzertrennlicher Gefährte, im Jahre 1792 zum Reichsgrafen promoviert und gleich beim Regierungsantritt zum Minister ernannt worden war. Zeppelin gehörte zwar zu den vielen fremden, namentlich mecklenburgischen und sächsischen Edelleuten, die, um ihr Glück zu machen, nach Württemberg gekommen waren, aber er war weit besser, als die späteren Günstlinge des Herzogs, da er uneigennützig und aufrichtig war und es verstand, die wilden Stimmungen seines Herrn zu mildern. Er starb leider schon 1801. Friedrich verlieh dem minderjährigen Sohne am Tage seiner Erhebung zur Kurfürstenwürde das Erb-Reichsbanneramt und die Lehngüter Aschhausen und Buchhof.

Der Herzog hob nun den Landtag, der kein Geld zum Kriege geben wollte, auf. Die Stände klagten in Wien; die Sache zog sich hin, es waren jetzt nicht mehr die Zeiten Her-

zog Karls. Friedrich ließ zuletzt im Sommer 1800 den Landschaftskonsulenten Batz, den die Stände nach Wien geschickt hatten, von dort gefangen abholen und auf den Asperg setzen, ohne daß der Reichshofrat auch nur mit einem Wort Einspruch erhob. Der württembergische Gesandte in Wien, Graf Truchseß, brachte die Sache beim Staatskanzler, Graf Cobenzl, an, dieser ließ die württembergischen Abgeordneten durch die Wiener Polizei verhaften und den aus Ludwigsburg abgeordneten Häschern ausliefern.

Der Krieg gegen Frankreich war erklärt, aber Friedrich fuhr nach wie vor fort, wie im tiefsten Frieden, sich mit Hoffesten, Bällen und Schäferspielen zu beschäftigen; er verließ sich ganz fest auf den Sieg der Koalition. Da führte derselbe Monat Oktober 1799, in dem die württembergischen Truppen zusammen mit den österreichischen über die Franzosen Vorteile erfochten, Napoleon aus dem Orient zurück. Napoleon stürzte das seitherige Direktorium in Frankreich, ward erster Konsul und ging dann nach Italien, um es durch den Sieg von Marengo wieder zu erobern. Moreau erschien jetzt zum zweiten Male in Deutschland, und der Krieg nahm 1800 für Württemberg eine sehr schlimme Wendung. Am 1. August waren die Franzosen wieder Herren im großen Ludwigsburger Schlosse und blieben bis zum Mai des folgenden Jahres im Lande. Der gestrenge Herzog floh wieder, wie beim ersten Einbruch der Franzosen, ging nach Erlangen und nahm alle vollen Kassen mit. Bei dieser Flucht kam es zu einem ernstlichen Volksaufstand in Stuttgart. Noch aus der Ferne stritt aber der Herzog mit dem Lande, das der Feind bereits arg mitgenommen hatte, wer die sechs Millionen Brandschatzung zahlen solle, die die Franzosen aufgelegt hatten; er bestand darauf, daß nicht er, sondern das Land sie zahlen müsse, und es zahlte sie wirklich.

Jetzt fand es aber der seither so franzosenfeindliche Herr doch für geraten, einen Gesandten nach Paris zu schicken. Er

selbst ging von Erlangen nach Wien, um dort persönlich sein Interesse zu betreiben und benutzte zugleich seine Verbindung mit Rußland. Es war ein Plan seines Schwagers Paul, Württemberg nach dem Neckarlauf zwischen Bayern und Baden zu teilen, wogegen Herzog Friedrich Kurfürst von Hannover werden sollte. Diesem Plane wich der kluge Herr jedoch ebenso fest aus, wie dem französischen Plane einer schwäbischen Republik. Er erklärte, lieber gar nichts zu wollen, als mit freiem Willen auch nur ein einziges Dorf des Herzogtums abzutreten.

Erst am 13. Mai 1801, nach Abschluß des Friedens von Luneville, kehrte der Herzog nach Ludwigsburg zurück. 1803 fiel im Reichsdeputationshauptschlusse, der durch französischen und russischen Einfluß diktiert wurde, für Württemberg eine recht ansehnliche Entschädigung für das an Frankreich abgetretene Mömpelgard ab. Württemberg erhielt für 40 000 Seelen fast das Dreifache, also 110 000 Einwohner in den schönen Enklaven der geistlichen Länder und Reichsstädte in Schwaben und dazu den Kurhut. Der Reichsadler mußte mit den Hirschgeweihen Württembergs tauschen: die reiche Abtei Zwiefalten in Oberschwaben, im Konstanzer Sprengel, die reiche fürstliche Propstei Ellwangen in Franken, die fette Abtei Schönthal an der Jagst, wo Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand begraben liegt, und noch fünf andere; ebenso mußten sich die unerwünschten freien Reichsstädte ihrer lang behaupteten Reichsfreiheit begeben, vor allem das Württemberg immer feindliche Reutlingen, Eßlingen am Neckar, die schöne Nachbarin Stuttgarts, das Franken benachbarte, darum mehr fränkische Schwäbisch Hall mit seinen Salinen, das der Pfalz nahegelegene und daher mehr pfälzische romantische Heilbronn und noch fünf andere. Der kluge Herzog hatte sich, um diese Vorteile zu gewinnen, an die richtigen Leute gewandt und hatte die Minister, die den Haupteinfluß hatten, bestochen. Die Bestechungsgelder gingen in erster Linie an den Makler

Feder, einen Verwalter des Fürsten Hohenlohe-Bartenstein; durch Feder gelangte dann das Geld an den Bankier Durand in Paris und durch Durand an Madame le Grand, welche später Frau von Talleyrand wurde. Wie der Kurfürst sich selber schmerzlich berühmte, daß alles mit seinem guten Gelde bezahlt worden sei, lieferte Württemberg seine Summen zentnerweise; denn wer am meisten zahlte, erhielt auch am meisten: unter andern erhielt ein Mittelsmann, der berüchtigte, schamlos Land und Leute verschachernde Matthieu, der Sekretär Talleyrands und „Sous-chef de la division" in der Mansarde zu Paris eine Rente von 8000 Louisdor und der Gesandte La Forêt in Regensburg 1000 Louisdor bar und eine Dose im Wert von 20 000 Gulden.

Während Württemberg infolge des Reichsdeputationshauptschlusses einen so bedeutenden Landzuwachs erhielt, erlitt es gleichzeitig einen kleinen Einwohnerverlust durch eine Auswanderung, die von dem Prediger Rapp, dem Gründer der berühmten Niederlassungen Harmony, New Harmony und Economy in den Vereinigten Staaten, inszeniert worden war.

Johann Georg Rapp, im Jahre 1757 unter Herzog Karl geboren, war Weber und Bauer zu Iptingen im Oberamte Maulbronn. Durch fleißiges Studium der Bibel kam er zu der Erkenntnis, daß die Menschen gründlich nur dadurch von der Selbstsucht der irdischen Natur freikommen könnten, daß sie sich von dem Sondereigentum lossagten und sich zur völligen Gemeinschaft der Arbeit und der durch sie gewonnenen Lebensgüter bekannten. Er fing in seinem vierundzwanzigsten Jahre an zu lehren, daß man zu der Weise der ersten Christen zurückkehren müsse. Er schloß sich zuerst den zahlreichen Pietisten im Lande an, fand aber bei ihnen nicht den erwünschten Beifall und begann, sich eine eigene Gemeinde zu sammeln, welcher er in seinem Hause predigte. Als die französische Revolution ausbrach, entstand unter dem schwäbischen Landvolk nach der Natur der Deutschen, die sich immer vor-

zugsweise dem religiösen Bedürfnis zukehrt, eine bedeutende Aufregung in kirchlichen Dingen und Rapp erhielt einen sehr starken Zulauf. Da er mehrere kirchliche Gebräuche, namentlich die Kindertaufe, für unnütz erklärte, wurde gegen ihn eingeschritten. Man brachte ihn und seine Anhänger vor Polizei und Gericht, wollte sie nötigen, in die Kirchen zu gehen, und Herzog Karl wurde 1791 in einer Bittschrift ersucht, die Sektierer aus dem Lande zu weisen. Dieser ließ sie jedoch gewähren. Während der Verfolgung hatten sich kleine Gemeinden gebildet, Rapp war ihr Oberhaupt und gab ihnen Vorsteher. Der Gedanke tauchte auf, auszuwandern, um Raum zu einem gemeinschaftlichen Leben zu gewinnen. Eine Schrift, die Ansiedler für Louisiana warb, kam in die Hände Rapps, er wandte sich im Jahre 1803 an die französische Regierung, die die Antwort erteilte, daß Louisiana an die Vereinigten Staaten abgetreten worden sei. Rapp zog nun bei Kaufleuten in Holland Erkundigungen ein und reiste mit seinem Sohne Johannes und noch zwei Begleitern nach Baltimore. Hier und in Philadelphia, wo er mehrere Male predigte, fand er freundliche Aufnahme und Unterstützung. Er begab sich darauf nach dem Westen von Pennsylvanien und kaufte acht Stunden nördlich von Pittsburg gegen 6000 Acker Waldland. Im Frühjahr 1804 kehrte er wieder nach Baltimore zurück und empfing hier am 4. Juli einen ersten Teil seiner Gemeinde und darauf, Mitte September, einen zweiten Teil in Philadelphia; die Leute hatten von Amsterdam aus ihre Überfahrt gemacht. Nachdem alle Auswanderer auf dem gekauften Lande vereinigt waren, wurde am 15. Februar 1805 ein Gesellschaftsvertrag auf kommunistischer Grundlage geschlossen: Alle warfen ihr Vermögen ein und verpflichteten sich unter selbsterwählten Vorstehern gemeinschaftlich zu leben. Rapp wurde geistlicher, sein Adoptivsohn Friedrich weltlicher Vorsteher. Ihnen waren sieben Älteste zugeordnet, welche den Rat, die Verwaltung und das Gericht der Gemeinde bildeten. Die neue Stadt, die an-

gelegt ward, wurde Harmony genannt. Sie bestand aus 130 größeren und kleineren Häusern, in deren Nähe drei Vorwerke, Ramsthal, Edenau und Ölbrunn, errichtet wurden. Sämtliche Arbeiter teilten sich je nach ihrer Beschäftigung in Gruppen; an deren Spitze stand ein Vormann, welcher die Ordnung bei der Arbeit vorschrieb, die Erzeugnisse und Waren ablieferte und jeden nach dem Bedürfnis seines Haushaltes versorgte. Nach mühseliger Arbeit und noch mühseligerem Zwist, der das Ausscheiden mehrerer Familien zur Folge hatten, gelangte die Kolonie zu überraschender Blüte: Felder und Viehstand gediehen, Wollwebereien, Färbereien, Mehl-, Säge-, Hanf- und Walkmühlen, Gerbereien, Brennereien, Eisen- und Kupferschmieden prosperierten und lieferten die tüchtigste Ware. Später legte man sich auf Wein- und Obstbau und namentlich auch auf Schafzucht, zu der man die Schafe aus Spanien kommen ließ. Die Amerikaner eilten von nahe und fern herbei, um diese neue Art von Musterwirtschaft zu besehen und der Kredit dieser Deutschen war bald so fest gegründet, daß die Rappschen Wechsel im ganzen Bereiche der Staaten unbedingt angenommen wurden.

Harmony ward bis zum Jahre 1815 in dieser Weise verwaltet. Dann verkaufte Rapp diesen Grundbesitz an einen Pennsylvanier-Deutschen um 100 000 Dollars und zog mit einem beweglichen Eigentum im Wert von anderweiten 45 000 Dollars weiter westlich nach dem Staate Indiana, wo am Wabash, an der Grenze von Illinois, 30 000 Acker Waldland gekauft und die neue Kolonie New Harmony angelegt wurde. Auch diese neue Kolonie gedieh innerhalb zehn Jahren zu gleicher Blüte wie die alte und ward im Jahre 1824 an den bekannten Owen[1]) für mehr als 200 000 Dollars verkauft.

[1]) Der englische Sozialpolitiker Robert Owen, geb. 1771 zu Newton (Nordwales), gest. 1858 daselbst. Mit seinen kommunistischen Experimenten hatte er kein Glück. Erfolgreicher aber war er in seinen Bemühungen, den Arbeiterstand zu heben und die englische Fabrikgesetzgebung, die sehr im Argen lag, in sozialem Sinne zu reformieren.

Es ward nun eine dritte Kolonie im Staate Ohio am Fluße Ohio, an der Grenze von Pennsylvanien, gegründet. Sie ward Economy genannt. Fünf Jahre vergingen in Ruhe. 1829 aber wurde die Niederlassung durch einen Abenteuerer heimgesucht, der eigentlich Bernhard Müller hieß, in Offenbach bei Frankfurt längere Zeit unter dem Namen Broli als Sektenoberhaupt sein Wesen getrieben hatte und jetzt mit etwa vierzig Personen, unter denen sich zwei wohlbekannte Familien aus Frankfurt befanden, als Graf Leon auftrat. Er kam mit Reformplänen aller Art, doch bald entstand Streit. Um den Überlästigen wegzubringen, mußte die Kolonie auf Grund eines Schiedsgerichtsspruchs die hohe Abfindungssumme von 105 000 Dollars zahlen. Dieser Broli starb, sehr heruntergekommen, 1833 zu Natchitotches am Mississippi an der Cholera.

Rapp starb zu Economy in einem Alter von neunzig Jahren am 7. August 1847. Wie in Sachsen durch das frivole Hofleben Zinzendorf[1]) und die Herrenhuter auf den Plan gerufen worden waren, so hatte das achtzehnte Jahrhundert des württembergischen Hoflebens die Pietisten und Rapp zur Erscheinung gebracht.

Im Jahre 1803 verließ der inzwischen mündig gewordene Erbprinz den Hof seines Vaters, um sich dessen Launen zu entziehen. Der gestrenge Herr, der zwar in aller Gutmütigkeit, namentlich mit seinen Lieblingen lachen und scherzen konnte, war sehr eigensinnig, bestand hart und eisern auf seinen Launen und konnte in den furchtbarsten Zorn geraten. War er einmal im Zorn oder wollte ihm jemand nicht seinen Willen tun, dann galt ihm alles gleich, auch der eigene Sohn. Er hielt die Prinzen sehr knapp, sie standen unter dem schärfsten Kommando. Aber der Kronprinz machte sich über Nacht nach Wien fort und kehrte erst nach drei Jahren zurück, während deren er Frankreich und Italien besuchte.

[1]) Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf und Pottendorf, geb. 1700 zu Dresden, gest. 1760 zu Herrnhut, der Stifter der Herrnhuter evangelischen Brüdergemeinde.

1805 brach der dritte Krieg zwischen Österreich und Frankreich aus. Der neue Kurfürst wollte neutral bleiben und setzte sich deshalb mit Preußen in Verbindung, aber vergebens. Trotz der schönen Erwerbungen, die ihm Frankreich verschafft hatte, wollte er sich doch nicht mit ihm verbinden. Er äußerte oft: „Ich habe das alles mit meinem guten Gelde bezahlt und es repugniert meinen Gefühlen von Pflicht und Ehre, mit einer fremden Macht ein Bündnis gegen den Kaiser zu schließen." Da erschien plötzlich am 30. September der Marschall Ney mit seinem Armeekorps und ließ seine Kanonen vor dem Ludwigsburger Tore Stuttgarts aufführen und seine Husaren brachen in die kurfürstlichen Marställe ein. Der alte General von Hügel, der sich nachher das schlimme Schicksal herbster kurfürstlicher Ungnade zuzog, machte Gegenanstalten, aber vergebens: am 1. Oktober rückten die Franzosen in Stuttgart ein. In Ludwigsburg, wo der Kurfürst Hof hielt, hatte der französische Gesandte die größte Mühe, bis Friedrich endlich den harrenden französischen Soldaten die Tore öffnen ließ. Schon am 2. Oktober 1805 war Napoleon selbst in Ludwigsburg. Er und Friedrich sahen sich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male. Napoleon und sein Gefolge wurden durch Friedrichs ungeheure Korpulenz überrascht, obschon sie von dem Kammerherrn vorher darauf vorbereitet worden waren. Napoleon äußerte, die Natur habe hier zeigen wollen, wie weit sich die menschliche Haut ausdehnen lasse. Der Kaiser, der nachts 11 Uhr ankam, ward vom Prinzen Paul, des Kurfürsten zweitem Sohne, zwei Stunden vor Ludwigsburg empfangen, der Kurfürst selbst erwartete den Kaiser am Eingange der glänzend beleuchteten Stadt, um ihn durch die Spaliere einer Garde unter Trommelwirbel, Glockengeläut und Kanonendonner in sein Schloß zu geleiten. Napoleon wurde zwar als Parvenu von dem stolzen Herrn gründlich gehaßt, aber er verbeugte sich sehr demütig vor ihm. Gleich nach der ersten Begrüßung verlangte Napoleon zur Kurfürstin, der Prinzessin

von England, geführt zu werden. Es geschah, und er benahm sich so ungemein artig gegen sie, sprach so viel zum Lobe der Engländer und namentlich der englischen Literatur, daß die Kurfürstin, als sie sich in ihre Appartements zurückzog, voll seines Lobes war. Auch der stolze Kurfürst änderte bald seinen Haß in Liebe und Lob. Napoleon verfehlte nicht, den jetzt einundfünfzigjährigen dicken, selbstbewußten Herrn von Württemberg nach seiner Weise auszuzeichnen. Er ließ ihn hören, daß er in ihm einen der klügsten und kräftigsten Regenten Deutschlands erkenne, für dessen Geist Württemberg zu klein sei: es müsse ihm daher ein größeres Reich und eine Königskrone werden, und zu dieser wolle er ihm verhelfen. Napoleon forderte von Friedrich ein Bündnis und erklärte: „Bei großen Weltbegebenheiten muß jedermann Partei ergreifen. Wer nicht für mich ist, ist wider mich." Der Kurfürst zögerte und wies unter anderm auf die Schwierigkeiten hin, die es kosten werde, von den Landständen Geld zu erlangen. Da sprach Napoleon das Wort aus, das für Friedrich eine Maxime wurde, und mit dem er plötzlich die Stillung eines kaum erfüllbaren Wunsches nahe gerückt sah: „Chassez les bougres!" Jagt die Hallunken weg! Friedrich war überzeugt, er willigte in das Bündnis und stellte 8000 Mann. Ganz erschöpft verließ der Kurfürst Napoleons Zimmer und versicherte, daß ihm seit Friedrich II. niemand von solcher Beredsamkeit vorgekommen sei und daß der Kaiser, sonderbar genug, auch ungefähr dieselbe tournure d'esprit habe wie der große Friedrich. Kurz nachher enthielt der französische Moniteur, der sonst sehr gemessen und sachlich war, bei Gelegenheit des Berichts über den Aufenthalt des Kaisers am württembergischen Hofe die Worte: „Die Prinzessinnen an diesem Hofe sind alle sehr liebenswürdig und viele davon außerordentlich schön."

Am 4. Oktober abends 4 Uhr besuchte Napoleon Stuttgart und sah die Oper „Don Juan" in glänzender Aufführung. Noch am Abend fuhr er nach Ludwigsburg zurück. Am 5. ver-

ließ er die Stadt, zwölf Tage darauf wurde Mack bei Ulm gefangen, sechs Wochen später, am 2. Dezember, die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz gewonnen und drei Wochen später, am zweiten Weihnachtsfeiertage, 26. Dezember 1805, der Frieden zu Preßburg geschlossen.

Im Preßburger Frieden hielt Napoleon Wort. Der Herr von Württemberg wurde durch Napoleons Gnade König, König mit voller und ganzer Souveränität. „Er genoß von jetzt an", sagte ein Aufsatz in Edingburgh Review, „die Auszeichnung, der kleinste König Europas zu sein, man verstattete ihm, am äußersten Ende der Königsbank niederzukauern". Wie richtig der Ausdruck „kauern" gewählt war, bezeugt eine Äußerung des Marschalls Lannes, die er gegen den General Wolzogen tat, als dieser ihn in Würzburg 1806 vor Eröffnung des Feldzugs mit Preußen vergebens anging, das für den neuen König bestimmte, von Lannes okkupierte Haus zu räumen: „Herr, gehen Sie zum Teufel! Ihr Herr ist nur ein König, ich aber ein Marschall." In Würzburg war Napoleon lange nicht mehr so freundlich, als im Jahre vorher in Ludwigsburg, so daß Friedrich, als er mit Wolzogen nach Hause fuhr, sagte: „Ich weiß gar nicht, wo ich früher meine Ohren hatte! Es ist gar nicht derselbe Mann mehr."

Der Adjutant Napoleons, Divisionsgeneral Marois, brachte die offizielle Kunde von der Verleihung der neuen Königswürde nach Stuttgart. Die Verfassung Württembergs, die einst der berühmte Fox[1]) mit den Worten geehrt hatte: „Es gibt in Europa nur zwei Konstitutionen, die britische und die württembergische", ward mit einem Schlage vernichtet. Die Landstände waren Friedrich schon lang ein Dorn im Auge gewesen. Sie hatten ihn anfangs auch so zu behandeln gesucht, wie den weiland Herzog Karl in seinen späteren Jahren, aber

[1]) Der englische Staatsmann Charles James Fox und politische Gegner des gleich genialen jüngeren William Pitt, geb. 24. Januar 1749 zu Westminster, gest. 13. September 1806.

man mußte erfahren, daß mit geheimen Geldanerbietungen auch nicht das mindeste mit ihm anzufangen sei. Er wollte nichts heimlich haben, wiewohl er nur zu gern haben wollte. Er mochte überhaupt die ganze, freilich in vollster Blüte stehende Vettern- und Basenherrschaft der einflußreichen Familien nicht, er verabscheute diesen geheimen Gewalteinfluß, der ihm den Boden abzugraben suchte. Jetzt beschloß er herzhaft zuzugreifen und Napoleons Rat: „Chassez les bougres“ zu folgen.

Zum letzten Male nach den Weihnachtsfeiertagen, am 30. Dezember 1805, versammelte sich der Ausschuß der Landstände in seinem Saale. Friedrich bestieg den Thron und kündigte ihm persönlich den Umsturz der Verfassung an, obgleich er sie „bei seiner fürstlichen Würde, Ehre und Treue“ ohngefähr um dieselbe Zeit vor acht Jahren beschworen hatte. Kassen und Archive wurden sofort weggenommen und es erging die Verfügung, daß der Souverän, wenn die Landschaft sich unterfangen würde, zusammenzutreten oder in ihrer verfassungsmäßigen Eigenschaft irgend etwas zu unternehmen, solche Handlungen als Rebellion ansehen und sie demgemäß bestrafen werde. Am Neujahrstage 1806 erfolgte die feierliche Deklaration des neuen Königstitels, Herolde verkündigten das große Ereignis allerorten im ganzen Umfange des Königreichs. Sämtliche Räte und Beamten der Behörden und Kollegien mußten statt des alten bedingten und beschränkten Huldigungseids einen neuen Untertaneneid unbedingten Gehorsams schwören. Am 2. Januar 1806 ward ein Manifest über die Annahme der neuen königlichen Würde erlassen und erklärt, daß S. Majestät von nun an „Ihre Staaten mit voller Souveränität“ besäßen.

Friedrich hatte den ernstlichen Willen, „der alemannische Kaiser Paul“ zu sein, denn er übertrieb noch das, was Napoleon ohnehin schon schneidend genug ausgesprochen hatte. Gleich nach dem Abschluß des Rheinbundsvertrags nahm er auch die

Stadion, Metternich, Sinzendorf und andere Herren des österreichischen Adels, die Güter in seinen Staaten hatten, als seine Untertanen in Anspruch und sequestrierte ihre Güter. Den in Stockach gefangenen österreichischen Major, späteren General Welden, ließ er ebenfalls als seinen Untertan in Ketten auf den Asperg schleppen, dort kriegsgerichtlich prozessieren und wollte ihn als Rebellen erschießen lassen. Auch geruhten S. Majestät alle Volksversammlungen zu verbieten. „Da unter den eintretenden Umständen alle Volksversammlungen und sämtliche auf dieselben gegründeten Verhandlungen unnötig geworden sind, so befehlen Wir sowohl Unseren sämtlichen königlichen Beamten, als allen unseren geliebten und getreuen Untertanen, sich deren zu enthalten."

„Friedrich beglückte", sagt Schlosser[1]) in seiner Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, „schon am 2. Januar 1806 das kleine Württemberg mit einem hohen und niederen Adel, wovon vorher niemand wußte. Er erhob nämlich eine Anzahl Staatsdiener und andere Begünstigte in den einfachen Adelstand oder er machte sie zu Freiherren oder zu Grafen. Er erließ eine Verordnung, worin die große und die kleine Titulatur des Königs und der königlichen Prinzen genau vorgeschrieben war; er richtete für sein Land, das einst von Kanzler und Räten ganz leicht regiert ward, großartige Ministerien mit Departements ein; die ganze Hierarchie des Beamtenwesens ward strenge geordnet. Die Aktenstücke über die neue Einrichtung des Landes sind so eingerichtet, daß jeder Schritt und Tritt der Beamten und der Untertanen vorgeschrieben wird, und daß die frohherzigen biederen Alemannen wie ein Regiment Soldaten im Leben und Wandel beschränkt wurden."

Der Zuschnitt der neuen Organisation, welche S. Majestät — gänzlich entschlossen zu zeigen, daß an ihr jeder Zoll ein

[1]) Friedrich Christoph Schlosser, geb. 17. November 1776 zu Jever, gest. 23. September 1861 zu Heidelberg, berühmter Geschichtsschreiber. Seine Weltgeschichte wird noch heute viel gelesen.

König sei —, einzuführen geruhte, war offenbar die französische nach der Form des grand empire. Alle Kollegien und Behörden wurden in Bureaux umgeschaffen. Im neuen Ministerium figurierte vor allem ein Polizeiminister. Der berüchtigte Graf Taube machte sich in diesem Posten einen gefürchteten Namen. Es fehlte nur etwas, aber etwas sehr wesentliches: der französische esprit und bon sens. Der Verwaltungsgang in dem neuen, nach französischem Zuschnitt hergerichteten Königreich Württemberg war so weitläuftig, so plump und so unverständig, daß später die Stände, als sie nach dem Wiener Kongreß wieder zum Leben auferweckt wurden, als Probe des Exempels dieser Verwirrung aufführten, daß ein Amt, welches mit einem Hospital eine Erweiterung habe vornehmen wollen, zu einem Bescheid von oben erst dann gelangt sei, als die Sache durch siebzehn verschiedene Instanzen hindurchgegangen war.

Um die neue Souveränität gegen alle Wechselfälle sicherzustellen, schritt der König außer zu dem Verbot des Versammlungsrechtes auch zu einem allgemeinen Verbote, Waffen zu tragen und zu haben. Widerspenstige Männer wurden mit dreimonatlicher schwerer Festungsarbeit, widerspenstige Frauen mit viermonatlicher Einsperrung ins Zuchthaus bestraft. Ein Gesetz folgte aufs andere, so daß man oftmals nicht wußte, woran man war, da häufig das neue Gesetz, sich selbst unbewußt, dem kaum vorher ergangenen widersprach, oder es, während es doch in vollem Bestande bleiben sollte, geradezu aufhob. Eine ganze Suite dickleibiger Bände von königlich württembergischen Regierungsblättern, die seit 1806 ins Land gingen und diese Gesetze und Verordnungen enthielten, dokumentiert den Beruf König Friedrichs zur Gesetzgebung im Geiste seiner Zeit und in seinem eigenen Geiste, der halb von Jakobiner- und halb von Napoleonischen Gewaltsideen beeinflußt war. In der Praxis glich der König den orientalischen Monarchen, denn hier entschied er lediglich nach seinem souveränen Gutdünken. Die Urteile, die ihm zur Genehmigung

vorgelegt wurden, verschäfte er in der Regel. Die Strenge, die er sich so allmählich angewöhnt hatte, ward bei ihm gleichsam zur anderen Natur. Der fügsame Justizminister, ein Mecklenburger von der Lühe, gab sich dazu her, sich die Urteile von seinem Souverän vorschreiben zu lassen. Das Polizeiministerium sowohl, als die Sektionen des Kabinettsministeriums hatten und übten die Macht, Leute ohne Urteil und Recht auf unbestimmte Zeit ins Zuchthaus sperren zu lassen. Die Polizei wurde eine wahre Landplage. Des Königs fixe Idee war, es sei keinem Menschen zu trauen. Hätte die Polizei die Geschicklichkeit gehabt, ein allgemeines Spionen- und Angebereiwesen zu organisieren, Freiheit hätte sie dazu gehabt. Wehe dem Untertan, der dem König durch irgend etwas, wäre es auch etwas ganz Unschuldiges gewesen, auffiel, oder den Haß eines seiner Lieblinge sich zugezogen hatte — über kurz oder lang fand sich die Gelegenheit, ein Ungewitter über ihn auszugießen! Das Glück mancher Familie in Württemberg ist so getrübt oder vernichtet worden.

Willkürlich, wie mit der Freiheit und Ehre der Personen ging der König auch mit dem Eigentum um. Direkte und indirekte Abgaben stiegen mit seiner Standeserhöhung. Namentlich die indirekten Abgaben, Zoll, Akzise, Regien, Stempel, lähmten Handel und Verkehr. Denn auch hier, wie bei der ganzen Staatsorganisation, wurden von den ununterrichteten Leuten, die der Souverän in eigener Person anstellte, lästige, ungeschickte und unbequeme Einrichtungen getroffen. Der Handel der ehemaligen Reichsstädte wurde durch die vielen Zölle und Auflagen zugrunde gerichtet. Trotz der Zölle und Auflagen aber mehrten sich von Jahr zu Jahr die Schulden und trotzdem der König unermüdlich in der Erfindung neuer Einnahmequellen war. So monopolisierte er den Tabak und zog das bisher unter eigener Verwaltung stehende Kirchen- und Schulvermögen als Staatsvermögen ein. Von den ehemaligen vierzehn evangelischen Prälaten blieben nur drei bis vier, die

das Recht erhielten, ein vergoldetes Kreuz auf der Brust zu tragen und „von" vor ihren Namen zu setzen. Von vier Klosterschulen blieben zwei. Bebenhausen, Blaubeuren und Denkendorf, aus denen so viele bedeutende Männer hervorgegangen waren, wurden zu Jagdställen, Reiterkasernen und Runkelrübenzuckerfabriken umgewandelt. Des Kirchenguts und der Fonds der milden Stiftungen bemächtigte sich der König, um dem Bedürfnis seiner kostspieligen Neigungen zu Hilfe zu kommen. Mit dem Kirchenschatze, 800 000 Gulden enthaltend, bezahlte er die Arbeiter an seinem neuen Schloßbau und das große Waisenhaus in Stuttgart verwandelte er in eine sog. Akademie der Künste, d. h. in ein Bildungsinstitut für Schauspieler, Sänger und Tänzer zur Vervollständigung des corps dramatique.

Bereits aus dem kaiserlichen Hauptquartier zu Schönbrunn unterm 19. Dezember 1805 hatte Napoleon einen Tagesbefehl erlassen, worin er seine Generale anwies, die drei Kurfürsten von Bayern, Württemberg und Baden in der Besitznahme der reichsritterschaftlichen Gebiete zu unterstützen; die Mitglieder dieser Reichsritterschaft seien Anhänger des Hauses Österreich und hätten auf ihren Gebieten Rekrutenaushebung für den österreichischen Dienst gestattet, was sie notwendigerweise in den Kriegsstand gegen Frankreich setzte, indem ein deutscher Kaiser nach der Reichsverfassung kein Recht habe, in Deutschland Rekruten auszuheben, wofern der Krieg gegen Frankreich nicht durch das Reich geführt werde. Der Frieden von Preßburg wies nun förmlich, außer den vorderösterreichischen Besitzungen in Schwaben, auch die sämtliche eingesessene Reichsritterschaft und die Besitzungen des deutschen Ordens und des Johanniterordens, die von Württemberg umgrenzt waren, unter die neue Souveränität des neuen Königreichs. Dreihundert Jahre lang, seit den Tagen Herzog Ulrichs, von dem sich der Lehen von Württemberg tragende Adel in der Fehde Sickingens losgemacht hatte und reichsunmittelbar geworden war, waren diese

Ritter reichsunmittelbar geblieben. Jetzt der neuen Souveränität des neuen Königreichs preisgegeben, wurden sie von Friedrich, gleichsam als wolle er sie wegen des ehemaligen Abfalls bestrafen, ungleich brutaler und despotischer behandelt, als in Bayern und Baden. 1806 trat der König dem Rheinbunde bei und nahm kraft des 23., 24. und 25. Artikels der Akte dieses Bundes nun auch Besitz von den noch bisher nur von Kaiser und Reich abhängigen Ländern der in Württemberg eingesessenen Reichsgrafen und Reichsfürsten, die dadurch zu den Mediatisierten heruntersteigen mußten. Mit ausstudierter Tyrannei wurden diese kleinen mediatisierten Fürsten und Grafen, die allerdings großenteils mit einer starken aristokratischen Überschätzung und üblen Anwendung ihrer Reichsunmittelbarkeit sich selbst um den Respekt gebracht hatten, von dem neuen Souverän heimgesucht, dessen hochgeschwungenem Szepter sie unterworfen wurden. Am 22. April 1808 erging eine Normalverfügung, „daß von der Zeit ihrer Erlassung an die Besitzungen der Mediatisierten teilbar seien und demgemäß verabfällt werden sollten". Diese Normalverfügung konnte sehr gerechtfertigt erscheinen, da damit der Adel seine Gütermasse zum Besten des gesamten Volkes wieder in den großen Lebensstrom des Verkehrs zu bringen genötigt wurde und da sein Besitz, der zum Teil stark verschuldet und deshalb schlecht bewirtschaftet war, weit wirtschaftlicher und einträglicher in geteilten Stücken benutzt werden konnte. Drückender war die Bestimmung, die die neue württembergische Rangordnung enthielt, kraft deren die alten Reichsritter ihre Stellen unmittelbar nach den Hofpagen erhalten sollten, „falls sie anders in der Armee gedient hätten", nachdem sie doch in der Armee sehr schwer Anstellung hatten erlangen können. Die Rangbegriffe des Königs waren überhaupt ganz eigenartig, der unbedeutendste Unterbeamte hatte den Vorrang vor einem Pastor. Aber der unbedeutendste Unterbeamte war insofern für den König eine bedeutende Person, weil er sie alle, bis auf die Cameral- und

Forstbeamten herunter, selbsteigen ernannte. Und, da er die Leute natürlich nur zum geringsten Teil persönlich kannte, ließ er sehr oft lustig das Los entscheiden. Die Geistlichkeit wurde vom König bei jeder Gelegenheit mit Verachtung behandelt.

Wirklich drückend für den Adel und wirklich ungerecht war ein Dekret vom 29. Juli 1808, das ohne besondere Erlaubnis Sr. Majestät Heiraten mit Bürgerlichen nicht mehr zuließ. Hier legte der neue Souverän von Württemberg, indem er dem aristokratischen Vorurteil sich als Protektor zeigte, dem Adel eine sehr schwere Kette an, die ihn verhinderte, sich seiner Schulden durch reiche bürgerliche Heiraten zu entledigen. Tyrannisch endlich geradezu war die Verfügung, daß der Adel, ohne Erlaubnis einzuholen, und zwar von der bürgerlichen Obrigkeit einzuholen, das Königreich nicht verlassen, ja nicht einmal von einer Landvogtei in die andere auf eine Woche reisen durfte. Ein seltsam boshafter Gewaltstreich war jenes berüchtigte Rundschreiben an den Adel, welches der Minister des Innern auf Sr. Majestät allergnädigsten Befehl im Januar 1810 erließ, „daß der Herr Graf sich von jetzt an jährlich wenigstens drei Monate in der königlichen Residenz Stuttgart aufhalten solle. Und was die übrigen neun Monate anbetrifft, werden Se. Majestät, falls der Herr Graf während dieser Zeit auf seinen Gütern zu leben wünschte, auf gehöriges Ansuchen nicht abgeneigt sein, die allergnädigste Erlaubnis dazu zu erteilen. Se. Majestät geben ferner ihre gnädige Hoffnung zu erkennen, daß dieser ihr souveräner Befehl pünktlich würde befolgt werden" — eine Hoffnung, welcher die Drohung folgte, daß, falls sie unerfüllt bliebe, „ein Viertel der Territorial-Einkünfte des Herrn Grafen dem königlichen Schatze verfallen sein solle".

Es war eine schwere Bußstation, in der die Mediatisierten, zu denen Geschlechter wie die Fürsten Hohenlohe, Löwenstein, Fürstenberg und Waldburg und die Grafen Waldeck-Limpurg, Quadt-Isny, Schäsberg gehörten, auszuharren hatten. Sie

mochten, der an ihren eigenen armen Untertanen verübten Härten und Bedrückungen gedenkend, des Spruches inne werden, daß der Herr gerade mit dem straft, womit man gesündigt.

Als Rheinbundsfürst hatte Friedrich schon im Jahre 1806 zum Kriege gegen Preußen 12 000 Mann stellen müssen. Diese württembergischen Truppen wurden in Schlesien verwandt und es kommandierte sie ein Bruder Napoleons, welchen dieser eine der Prinzessinnen des württembergischen Hofes zu heiraten ausersehen hatte, von denen im Moniteur gesagt worden war, daß sie alle sehr liebenswürdig und viele davon außerordentlich schön seien. Die allerdings unter den jüngeren Prinzessinnen am württembergischen Hofe sich auszeichnende einzige Tochter des Königs war es, Katharine, die Napoleons auch in solchen Dingen sicheres Auge auserwählt hatte. Jerôme, seit dem Tilsiter Frieden 1807 König von Westfalen, ward noch in demselben Jahre mit Katharinen vermählt. Das was eine neue glänzende Erweiterung der Familienverbindungen für den König, der so großen Wert auf dergleichen legte. Kein Wunder, daß er nun dem Imperator mit Leib und Seele ergeben wurde.

Und doch wußte Friedrich, darin einzig in Deutschland, auch gegen diesen großen Herrn seine kleine Würde zu behaupten. Beim Kongreß zu Erfurt, wo er im Jahre 1808 mit erschien, setzte er im Parterre der Könige zuerst den Hut auf und stellte auch keine Truppen nach Spanien, indem er Napoleon vorstellte, daß Österreich nicht zu trauen sei; der österreichische Kaiser, obgleich nach Erfurt eingeladen, sei doch nicht, wie der russische, erschienen; Württemberger müßten mit Sachsen und Bayern Deutschland decken. Die portugiesische Krone, die ihm angeboten wurde, reizte ihn nicht und er schlug sie aus.

Nach dem vierten Krieg mit Österreich, 1809, stattete der König im folgenden Jahre Napoleon in Paris wie die anderen Fürsten des Rheinbundes seinen Besuch ab. Er soll hier mit den Worten vorgestellt worden sein: „Monseigneur le Roi de Wurtemberg, qui vient ventre à terre.“ Er erwarb jetzt durch

ein Abkommen mit Bayern neue ansehnliche Stücke und namentlich das militärisch sehr wichtige Ulm. Diese alte Reichsstadt wurde, trotzdem sie ganz bayrischen Charakter und Bildung zeigte, von Bayern getrennt. Ulm hatte nächst Nürnberg das größte Gebiet, und lag zum Teil auf dem rechten Donauufer. Obgleich alles mit der Stadt wie der Rumpf mit dem Kopfe verbunden ist, wurde doch alles, was vom Ulmer Besitztum auf dem rechten Donauufer lag, von Bayern in Besitz gehalten, so daß die guten Bürger von Ulm, wenn sie ihre Äcker und Gärten besuchen oder ihren Kohl zum Sauerkraut schneiden wollten, von jetzt an ins Ausland gehen mußten. Ulm war Württembergs letzte Territorialerwerbung.

Württemberg war ein Land von statt wie früher 600 bis 700 000 von nunmehr 1 400 000 Einwohnern auf 368 Quadratmeilen. Die neuen Erwerbungen hatten es um das Doppelte vergrößert. Aber statt einer einzigen gleichartigen Masse von Land und Leuten waren jetzt vier an Stammcharakter, Bildung und Religion sehr verschiedene Ländermassen unter einem Szepter vereinigt. Zu dem alten Volkskern der streng protestantischen Württemberger in Unterschwaben am Neckar waren die katholischen Oberschwaben zwischen der schwäbischen Alb und dem Bodensee, die meist katholischen Franken am Kocher und Jagstfluß und dazu noch die untereinander selbst wieder in Religion, Stammcharakter und Bildung sehr verschiedenen Reichsstädte gekommen. Während das alte Herzogtum nur eine Menge kleiner Landstädte und Dörfer, keinen Adel und keine größeren Städte hatte, durchgängig kleine, freie, fleißig, aber dürftig lebende Grundbesitzer besaß, an Überbevölkerung litt, und während von Alters her Geistlichen- und Beamtenaristokratie vorherrschend war, zeigten die drei anderen neu hinzugekommenen Bestandteile von Grund aus andere Verhältnisse. In Oberschwaben bestanden ein teils großer, teils kleiner zahlreicher Adel und Feudallasten, das Land war schwach bevölkert, es war viel Wohlstand und ein reicheres Leben; der Adel, die katho-

lische Geistlichkeit und die Hofbauern, die die Höfe von Sohn zu Sohn vererbten, herrschten, die Beamten gehörten hier nicht zur Aristokratie. Franken glich darin, daß Adel und Feudallasten bestanden, Oberschwaben, war aber ebenso arm und ebenso übervölkert wie Unterschwaben. Die Städte endlich hatten teils den unterschwäbischen und eigentlichen württembergischen Charakter, der sich sehr von dem fränkischen, leichten, beweglicheren unterschied, wie Reutlingen und Eßlingen, teils zeigten sie mehr den fränkischen wie Hall, oder den bayerischen wie Ulm und den pfälzischen wie Heilbronn. In dieser Verschiedenheit der neuen Zusammensetzung des Königreichs lag ein Hauptgrund der mannigfachen Mißstände, die seit der vom König so erwünschten Ländervergrößerung noch Jahrzehnte fühlbar blieben.

Außer Stolz, Grausamkeit, Tyrannei und Härte und jenem unnatürlichen Laster, das oben angedeutet wurde, waren Verschwendung und Eitelkeit vorherrschende schlimme Neigungen des Königs. Schon als Herzog hielt Friedrich einen glänzenden Hof, die Pracht stieg mit der Kurfürstenwürde. Nach der Standeserhöhung zum König mit voller und ganzer Souveränität wollte er hinter keinem seiner neuen königlichen Brüder zurückbleiben. Er übte bereits am Tage nach der erfolgten Deklaration der angenommenen Königswürde sein königliches Vorrecht, zu adeln, Barone und Grafen zu kreieren, an einer Menge von Personen mit Behagen aus. Im Jahre 1813 schuf er sogar einen Fürsten, den Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg Karlscher Linie, nachdem dessen Vettern Volrath'scher Linie von Bayern gefürstet worden waren; der Souverän von Württemberg wollte hinter dem Souverän von Bayern nicht zurückbleiben. Wie Friedrich eine Menge Leute gefunden hatte, die des hohen und niederen Adels wert waren, so fand er auch eine außerordentlich große Anzahl würdiger Männer, welche er mit dem 1806 von ihm neu gestifteten Zivilverdienstorden, mit dem 1810 neu gestifteten Militärverdienstorden und mit dem 1807 den neuen Verhältnissen angepaßten

reformierten großen Orden des goldenen Adlers für Tugend, Verdienst und Freundschaft dekorieren konnte. Dazu kamen noch die großen und kleinen Dekorationen der adligen Gutsbesitzer. Am 1. August 1811 ward die bereits erwähnte Rangordnung erlassen, in der die Reichsritter hinter den Hofpagen, und die Pastoren hinter den Unterbeamten rangierten. Im Ganzen enthielt die Rangordnung zehn Klassen, in die die Bewohner der Monarchie eingeschichtet wurden: in der ersten figurierten die ehemaligen neunzehn Reichsfürsten, die jetzt unter württembergischer Hoheit standen, der Reichserbmarschall Fürst von Hohenlohe an der Spitze, während an der letzten Stelle dieser ersten Klasse der Vater des österreichischen Staatskanzlers Fürst von Metternich als Besitzer der Abtei Ochsenhausen stand. Der Hofstaat war im größten Stile glänzend und zahlreich, bei des Königs Tode waren nicht weniger als 293 Kammerherren angestellt. Da der König glaubte, daß es seinem Lande an Adel fehle, ließ er von Zeit zu Zeit ganze Transporte fremden, namentlich mecklenburgischen armen Adels zur Aushilfe kommen. Diese Fremden erhielten dann die einträglichen Hof-, Staats- und Militärstellen.

Der erste Mann am Hofe, der Oberhofmarschall, ein Baron von Behr war ein Mecklenburger, ebenso der Oberjägermeister, ein Baron von Lützow. Am höchsten unter diesen Fremden stieg die Familie Zeppelin. Dieser neuen Grafenfamilie Zeppelin verlieh Friedrich, als er König geworden war, neben den alten Fürsten von Hohenlohe, Löwenstein und Truchseß-Waldburg eines der vier Kronerbämter, das Reichspanieramt: sie führte bei den feierlichen Gelegenheiten die Fahne des neuen Königreichs.

Des Grafen Zeppelin Nachfolger als erster Staats- und Konferenzminister wurde nach seinem frühzeitigen Tode, 1801, ein geborener Hannoveraner, Georg Ernst Levin Reichsgraf von Wintzingerode. Er stammte aus einer alten, im Eichsfeld ansässigen Familie. Die Grafenwürde war aber ebenfalls, wie

bei den Zeppelin, ganz neu und datierte vom Jahre 1794. Wintzingerode trat ein, ohne vorher irgendein Staatsamt bekleidet, noch sonst Erfahrung in den Geschäften erlangt, ja ohne irgendwie Studien dazu gemacht zu haben. Er fand sich aber bald in dem kleinen Wirkungskreise in Stuttgart zurecht, da er nicht nur ein ritterlich gesinnter, sondern auch ein gewandter Mann war, sogar Talleyrand nannte ihn: „un géant dans un entresol“. Im Jahre 1807 aber mußte er wegen einer Mißhelligkeit mit dem Grafen Taube, seinem Amtsuntergebenen, der nachher seine eigene Stelle einnahm, das Feld räumen, worauf er auf seine Güter im Eichsfeld zurückkehrte.

Ein Mann ganz anderen Schlags war der Graf Karl August Ludwig Taube. Taube gehörte einem alten livländischen Geschlechte an, welches im dreißigjährigen Krieg nach Deutschland gekommen und in Sachsen zur Blüte gelangt war. Einer in Schweden ansässigen Linie gehörte die Gräfin Taube an, welche 1744 als maîtresse en titre König Friedrichs vom Hause Hessen-Cassel starb. Graf Taube war der württembergische Alba. Noch in seiner Todesstunde schwebten die Opfer von Mergentheim unaufhörlich vor seiner Phantasie und die Umstehenden vernahmen die Seufzer aus seinem Munde: „Schafft mir doch die Bauern weg; sie hören nicht auf, mich zu ängstigen und zu quälen.“ Taube war der Schwiegersohn des Lieblings Friedrichs, des Grafen Zeppelin; dem Bruder desselben trat er im Jahre 1811 das Portefeuille des Auswärtigen ab und übernahm dafür das Polizeiministerium. Seine Witwe heiratete später einen schlimmen badischen Polizeiminister, den Baron Ludwig von Haynau, einen natürlichen Sohn des ersten Kurfürsten von Hessen, den Bruder des bekannten österreichischen Generals, der 1853 starb. Ferdinand Graf Zeppelin fungierte seit 1811 als Minister des Äußeren und ward später nach Abgang des Engländers Grafen Jenison-Walworth Oberkammerherr. Er starb 1829 als Gesandter in Wien.

Ein besonderer Vertrauensmann des Königs war der Minister des Innern Philipp Christian Graf Normann-Ehrenfels, aus einer pommerschen Familie auf der Insel Rügen abstammend, der, auf der Karlsschule gebildet, ein ebenso rauher und barscher, als schlauer und gewandter Helfershelfer seines Herrn und ungefähr das war, was Montgelas in Bayern war. Er wurde 1806 gegraft, hielt sich bis zum Jahre 1812, in dem er wegen Krankheit pensioniert wurde, und starb 1817. Sein Sohn war der bekannte General Graf Friedrich Normann der bei Leipzig die Württemberger aus den Reihen der Franzosen zu den Verbündeten überführte.

Wie die Minister des Äußeren und des Innern waren auch der Justizminister Hans Otto von der Lühe, der Finanzminister Graf Ulrich Leberecht von Mandelsloh und der geistliche Minister Baron Ludwig Hellmuth Heinrich von Jasmund Mecklenburger. Lühe namentlich war ein ganz fügsames Werkzeug. Er ließ sich, wie schon erwähnt, von seinem Souverän die Urteile vorschreiben. Besser waren Graf Mandelsloh und Baron Jasmund; der Prälat Pahl [1]) gibt namentlich dem ersteren das Lob eines humanen, heiteren edeln Mannes. Sein Nachfolger aber war einer der Schlechtesten der Schlechten: der famose westfälischen Finanzkünstler Karl August von Malchus, ein geborener Hannoveraner, früher Bäckergeselle; Jerôme von Westfalen hatte ihn erhoben, 1810 baronisiert und noch kurz vor seinem Sturze 1813 gegraft. Malchus debütierte in seinem kurzen Ministerium in Württemberg 1816—1817, mit einem Rechnungsfehler von nicht weniger als einer Million Gulden. Er starb 1840 zu Heidelberg im Privatstand.

In Stuttgart wo freilich die Vettern- und Basenherrschaft seit Alters dominierte, waren die Fremden nicht beliebt. Ver-

[1]) Johann Gottfried Pahl, geb. 1768 zu Aalen, gest. 1839 als Prälat (Generalsuperintendent) zu Stuttgart, bekämpfte publizistisch in leidenschaftlicher Weise Obskurantentum, Adelsvorrechte und höfische Mißwirtschaft. Seine sechsbändige „Geschichte Württembergs“ genoß große Beliebtheit.

haßt aber geradezu waren die schönen jungen Leute, die der König um sich hielt, als Forstmeister und Jagdjunker anstellte, nach und nach zu Freiherrn und Grafen, zu Obersten und Generalen beförderte, mit württembergischen und anderen Orden behängte, und von denen auch nicht einer ein Mann von wahrer Bildung war. Sie alle blieben ohne Kenntnisse und sogar ohne äußere Verkehrsformen, wodurch sie den König selbst öfters in Verlegenheit brachten. Die Hauptrolle unter dieser unsauberen Gesellschaft spielte der Graf Karl Dillen, zweiundzwanzig Jahre jünger als der König. Vor seiner Standeserhöhung — 1806 ward er in den Adels-, 1812 in den Freiherrn- und 1818 in den Grafenstand erhoben — hieß er Dillenius und war Bereiterjunge. Er stieg wie zum Grafen, so zum Generalleutnant, Obersthofmeister und Oberhofintendanten. Er erhielt den militärischen Verdienstorden, ohne daß er in seinem Leben eine Kugel hatte pfeifen hören. Als Oberhofintendant hatte er mit Matthison[1]) die Oberaufsicht über das Theater. Zu diesem Posten hatte er sich dadurch legitimiert, daß er zuweilen sentimental wurde und Verse machte. Er war regelmäßig Gast bei den Abendzirkeln, die der König sich eingerichtet hatte, und wo Matthison vorlas. Dillen war der gewaltigste Mann im Lande und wurde zugleich einer der reichsten Männer. Der König schenkte ihm unter anderem das Schloß Däzingen. Graf Dillen machte den König dergestalt zu seinem Sklaven, daß dieser selbst zuletzt seinen Liebling fürchtete und sich gegen dessen entschiedenen Willen nichts mehr erlaubte. Geschichten, einzig in ihrer Art werden erzählt, wie

[1]) Friedrich Matthisson, geb. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, gest. 1831 zu Mörlitz bei Dessau, ein Pfarrerssohn, studierte Theologie, Philologie und schöne Literatur, unternahm als Erzieher der Söhne adeliger und reicher Familien mannigfache Reisen, wurde Vorleser und Begleiter der Fürstin Luise von Anhalt-Dessau, die er am Genfer See kennen gelernt hatte. König Friedrich von Württemberg erhob ihn in den Adelsstand und ernannte ihn nach Luisens Tod zum Hoftheaterintendanten. Seinen Gedichten, von Wieland und Schiller wegen ihrer sanften Schwermut, ihres Wohllauts und ihrer Landschaftsschilderung gelobt, machte eine spätere Zeit den Vorwurf unwahrer Sentimentalität und gespreizter Künstelei.

Dillen den König bearbeitete, um diesen zu den unwürdigsten Handlungen zu verleiten. An diese Lieblinge, die ihn überallhin, namentlich auf die Jagden begleiten mußten, wurden viele Hunderttausende weggeworfen.

Über das Leben mit den Leuten dieses Gelichters berichtet General von Wolzogen der seit dem Glücksjahr 1805 als Flügeladjutant beim König fungierte: „Mein Dienst beschränkte sich eigentlich darauf, alle Tage gut zu essen und zu trinken, und mittags 1 bis 3 Uhr, sowie abends ½7 bis 10 Uhr bei Hof den Angenehmen zu spielen. Das Leben in Ludwigsburg, wo der Hof den größten Teil des Sommers zubrachte, war fast noch widerwärtiger als das in Stuttgart, weil man, da die Adjutanten im Schlosse wohnen mußten, durch den beständigen Verkehr mit dem Hofe in seinem Umgange eigentlich lediglich auf die Günstlinge des Königs beschränkt war, und diese ihre Rohheiten und Gemeinheiten offen zur Schau tragen durften, was namentlich von dem ganz ungebildeten ersten Mignon General von Dillen gilt. Unbegreiflich würde es sein, wie der unterrichtete, geistreiche König, der, wenn er wollte, auch einen sehr guten Ton anzunehmen wußte, an so abgeschmackten Spässen, wie sie in Ludwigsburg zum täglichen Brote gehörten, Gefallen finden konnte, wenn nicht die ihm innewohnende Neigung zu den Männern diesen Widerspruch erklärte. Überhaupt war der Grund seines Charakters voll Hochmut, Despotismus, Härte und wilder Leidenschaft, weshalb er auch in seinen eigenen Angelegenheiten selten seinem sonst ausgezeichneten Verstande Gehör gab, und nur über Fremde fast immer ein treffendes Urteil hatte. Man möchte daher beinahe das Urteil Humes über Heinrich VIII. auf ihn anwenden, welches dahin lautete: ‚Dieser Herr hat während seines Lebens nie etwas Unvernünftiges gesagt und nie etwas Vernünftiges getan‘."

Der Hof verschlang jährlich Millionen. Zu diesen Millionen kamen nun noch die Millionen, die das Militär schluckte.

Denn der König hielt nicht nur eine zahlreiche und höchst kostspielige Leibwache, sondern er trieb auch das Soldatenwesen unnötigerweise aufs höchste. Feldmarschälle waren drei angestellt. Der Garden waren nicht weniger als sechs: die Garde du corps, die Jägergarde zu Pferde, die Garde zu Fuß, das Leibregiment Chevaux legers, das Jägerregiment König zu Pferd und das Jägerregiment König zu Fuß. Charakteristisch ist, wie willkürlich der König bei den Soldatenaushebungen verfuhr. Zwischen Ludwigsburg und Stuttgart ließ er seinen Wagen, der so schnell als er konnte fahren mußte, immer von jungen Burschen zu Pferde begleiten. Bemerkten nun Se. Majestät, daß einer derselben nicht recht fortkommen konnte, so rief er aus dem Wagen heraus: „Der muß reiten lernen, Marsch mit ihm, unter die Soldaten". Wenn das die anderen hörten und sich zusammennahmen, rief der König wieder: „Der reitet süperb, das gibt einen prächtigen Kavalleristen; fort mit ihm in die Kaserne!" Angehende Schulmeister wurden vorzugsweise unter die Dragoner gesteckt. Im Kriege von 1812 ließ er zweiunddreißig Studierende wegnehmen, die sämtlich in Rußland umkamen. Ein Sohn des Tübinger Professors der Rechte Gmelin, ward, wie Arndt in den „Beherzigungen vor dem Wiener Kongresse 1814" erzählt, Postmeister zu Sulz am Neckar; er ritt dem König, als er einmal in diese Gegend kam, vor. Da er ein schöner Mann war, steckte er ihn unter die Garde du corps. Gmelin stieg bis zum Unteroffizier, weiter nicht.

Wie erwähnt, zeigte der König seine Majestät durch blitzschnelles Fahren: er ahmte auch hierin seinem Vorbild Friedrich dem Einzigen nach, dem freilich seine Zeit im edelsten Sinne des Wortes kostbar war. Ebenso blitzschnell mußten die Kuriere, die er aussandte, reiten; die Minute ihres Eintreffens war ihnen bei härtester Strafe vorgeschrieben. Es stürzten dabei eine Menge Pferde, aber den Postmeistern ward keine Vergütung dafür. Die geplagtesten Leute im Lande waren die

Oberamtmänner, der König versetzte sie unaufhörlich, sie lebten wie Nomaden.

Die allergrößte Last aber für das Volk war die Jagd. Der König lag ihr den größten Teil des Winters ob. Diese ungemessene Liebhaberei versetzte die württembergischen Bauern geradezu in den Zustand der Sklaverei, brachte sie um die Früchte ihrer Äcker, brachte sie um ihre Zeit, um ihre Gesundheit, ja um ihr Leben. Die Bestellung der Jagden hatte der König in die Hand seines Lieblings Dillen gelegt und dieser sorgte dafür, daß dem Geschmacke seines Herrn entsprochen wurde. Die württembergischen Jagden wurden in so großartigem Stile getrieben, daß sie schwerlich von irgendeinem Hofe übertroffen worden sind. Da der König zu korpulent war, um dem Waidwerk auf gewöhnliche Weise obzuliegen, mußte das Wild auf enge Räume zusammengetrieben werden. Man hetzte also das Wild aus dem ganzen Königreiche auf einzelne Punkte zusammen, die Treiber wurden aus einer Entfernung von 15 bis 20 Stunden her aufgeboten; sie hatten oft bis an Ort und Stelle zwei bis drei Tagesreisen zu machen. In einem Oberamte wurden 21 584 Einwohner mit 3237 Pferden zu solchen Jagddiensten gezwungen. Nicht nur erhielten die armen Leute für ihre Arbeit nichts, sondern sie mußten sich auch noch selbst verköstigen und was das Schlimmste war, oft wochenlang warten. Denn sehr oft kam, wenn die Jagd auf einen bestimmten Tag angesagt war und alle Welt wartete, Nachricht, daß der König sie noch auf einen anderen Tag verschoben habe. Die armen Treiber wurden nur insofern besser als das Wild behandelt, als man nicht absichtlich auf sie schoß, doch traf's sich hier und da, daß ein Mensch statt einer Sau die Kugel erhielt, ja der dicke König schlug einmal einem der armen Bauern, der ihm nicht recht tat, mit dem Gewehr vor den Kopf, daß er tot blieb. Dazu kamen noch die Unglücksfälle durch Wild und Hunde. Manchen brachte die Kälte um seine gesunden Glieder, wiewohl der König dafür sorgte, daß er und

die jungen Leute, die sogenannten lustigen Räte, die namentlich auf den Jagden die tollsten Bubenstreiche machten, gut warm blieben — auf eine Jagd wurden 5000 Klafter Holz mitgenommen. Durch ihre Pracht und ihren Glanz waren diese Jagden einzigartig, zum Teil wahre Dianenfeste, wie das von Matthison besungene, in Gegenwart des Königs von Westfalen veranstaltete Festinjagen im Herbst 1812 zu Bebenhausen. Trotz aller Jagden nahm das Wild von Jahr zu Jahr im Königreiche überhand, denn es wurde sorglichst gehegt und gepflegt und gedieh dergestalt, daß man zuletzt in der Nähe der Residenz vor wilden Schweinen kaum mehr sicher war. Die Äcker und Felder und Gärten der Bauern litten am meisten darunter, doch genossen die Bauern die königliche Erlaubnis, nach den Jagddiensten, die sie am Tage zu leisten hatten, nachts ihre Ernten bewachen zu dürfen. Im Oberamte Heidenheim allein bedurfte es dazu 590 Personen. Da aber diese armen, am Tage ermüdeten Leute die Erlaubnis nicht hatten, gegen die wilden Schweine irgend eine Waffe zu gebrauchen, so half das Wachen nichts, und noch im Jahre 1814 mußten 5293 Morgen Landes, die durch Wildschäden zerwühlt und zerstört worden waren, unangebaut liegen bleiben. Die Abgaben von diesen verheerten Ländern ließen Se. Majestät aber ohne den mindesten Nachlaß erheben. Damals schrieb der bekannte, in Stuttgart gestorbene russische General Phull an den Minister Stein: „Falls Sie Ihre Reise über Stuttgart nehmen, so werden Sie in einem für dieses deutsche Land interessanten Zeitpunkte eintreffen. Sie würden nämlich selbst sehen können, daß man auf den Feldern bei dem Dorfe Rohr, mitten in der Ernte, durch Hunderte von Bauern alles Wildpret meilenweit zu einem Jagen zusammentreibt, das seine Majestät im Laufe des künftigen Monats auf einer Lustreise (nach dem dem Grafen Dillen geschenkten Gute Däzingen) im Vorüberreisen abzuschießen gedenken. Oder auch könnten Eure Exzellenz die einem ackerbauenden Staate seltene Bemerkung erfahren, daß Seine Maje-

stät ihr allerhöchstes Augenmerk auch auf den Mist gerichtet und solchen nach Befund der Umstände schwer verpönt haben... Auf der Straße von Ludwigsburg hierher vorzüglich mußte jeder Bebauer seinen Dünger am Hause mit einem Bretterzaun einfassen lassen: und hier darf kein Wagen mit diesem Extrakt beladen weggeführt werden, der nicht sorgsam mit irgend etwas bedeckt ist, damit Se. Majestät im Vorüberfahren keinen Ekel fassen. Difficile est satiram non scribere."

Wie die in aller Beziehung kostbaren Jagdfreuden des Königs aus seiner Prunksucht hervorgingen, so erklärt sich auch aus dieser Sucht seine Stellung zu Wissenschaft und Kunst. Außer Jagd- und Soldatenliebhaberei hatte er nur Interesse an Naturmerkwürdigkeiten, das sonderbarerweise zuletzt der Nagel zu seinem Sarge ward. Seine Menagerie war einzig in Europa. Er hatte eine wahre Leidenschaft für fremde Tiere und ließ sie in London, dem Hauptmarkt für diese Warengattung, durch seinen diplomatischen Vertreter fortwährend aufkaufen. Friedrichs Gartenanlagen, vorzüglich in Ludwigsburg und Stuttgart waren glänzend. Ebenso glänzend war sein Theater, aber er verwandte darauf auch außerordentliche Summen und griff selbst, wie schon erwähnt, die Fonds milder Stiftungen an. Er verlieh seinen Professoren in Tübingen und auch auswärtigen Gelehrten seinen Zivilverdienstorden. Der rauhe und barsche Herr schmückte damit 1809 den weichen, sentimentalen Matthison, den Sänger der Natur, der aber zugleich auch, als er mit der Herzogin von Dessau in Stuttgart lebte, den Prolog mit Chören zur Feier der Belehnung Friedrichs mit der Kurfürstenwürde gedichtet und das Jagdfest in Bebenhausen besungen hatte. Er adelte ihn, ließ ihn sogar 1812 aus Dessau zu sich kommen und erhob ihn zu seinem Privatoberbibliothekar, Geheimen Legationsrat und Mitglied der Hoftheaterintendanz. Matthison las bei den Abendzirkeln, die der König sich eingerichtet hatte, vor. Friedrich hatte auch

Johannes von Müller[1]) 1807, ehe dieser als Minister nach Cassel ging, von Berlin nach Tübingen eingeladen. Auch der berühmte, schon 1791 von Friedrich Eugen aus Göttingen, wohin er 1779 gegangen war, in sein Vaterland als Geheimer Rat zurückberufene Spittler, erhielt 1806 das Großkreuz des Zivilverdienstordens, der König erhob ihn in diesem Jahre zum Staatsminister und Präsidenten der Oberstudienkommission. Er starb aber schon 1810 und brachte sein Leben nicht bis zum sechzigsten Jahre, tief verwundet im innersten Lebenskern, wie gleichzeitig damals Müller in Cassel. Seine frühere Heiterkeit hatte sich in trüben Mißmut verwandelt. Seine eigenste Meinung von den Gelehrten, Poeten und dergleichen sprach der König mit den Worten aus: „Leute, die studiert haben, sind nichts als Schreiber, Schulmeister und Barbierer." Kleinlich war er in dem Grade, daß er einen förmlichen Befehl erließ, statt Wirtemberg Würtemberg zu schreiben, und so eitel, daß es ihm schmeichelte, als er einst eine Zeitlang glauben durfte, man habe ihn in die Luft sprengen wollen.

Im Jahre 1812, dem großen Unglücksjahre Napoleons, hatte König Friedrich aus freiem Willen zu dem russischen Feldzug ein erhöhtes Kontingent von 15 000 Mann unter dem Kronprinzen gestellt. Nur einzelne davon kamen wieder. Der

---

[1]) Johannes Müller, ein seinerzeit sehr berühmter Historiker, geb. 1752 zu Schaffhausen, gest. 1809 zu Cassel, studierte zu Göttingen, wurde Hauslehrer, lenkte durch seine historischen Schriften die Aufmerksamkeit Friedrichs des Großen auf sich, fand eine Anstellung in Cassel, ging wieder nach der Schweiz, dann als Bibliothekar an den Hof des Kurfürsten in Mainz, wurde Geheimer Legationsrat, Geheimer Konferenzrat und Wirklicher Geheimer Staatsrat und 1791 vom Kaiser als Johannes Edler von Müller zu Sylvelden in den Reichsritterstand erhoben. Er siedelte nach der Einnahme von Mainz durch die Franzosen nach Wien über und trat in österreichische Dienste, kam dann 1804 als Geheimer Kriegsrat nach Berlin und machte hier die Bekanntschaft Napoleons I., der ihn durch „sein Genie und seine unbefangene Güte" völlig bezauberte. Auf Napoleons Veranlassung trat er unter Jérôme in die Dienste des Königreichs Westfalen, die er aus Überdruß an dem Treiben des Casseler Hofes bald wieder verließ. Kurze Zeit darauf starb er. Sein Grab wurde 1852 von König Ludwig von Bayern mit einem Denkmal geschmückt, das die Inschrift trug: „Was Thukydides Hellas, Tacitus Rom, das war Müller seinem Vaterland!

König war erschüttert, indes rüstete er mit den größten Anstrengungen aufs neue. Die Hälfte seines Kontingents marschierte schon wieder über das eben mit Blut getränkte Schlachtfeld bei Lützen und kämpfte bei Bautzen, bei Jüterbogk und zum letzten Male bei Leipzig für den Protektor des Rheinbundes. Als die württembergischen Truppen unter Graf Normann, wie die Sachsen, aus der französischen Schlachtlinie bei Leipzig zu den Verbündeten übergingen, weil Normann sie nicht anders retten konnte, kassierte ihn der König, und zwar hauptsächlich aus Unwillen über die ihm gar nicht genehme Wandlung der Dinge. Normann starb 1822 als Philhellenenchef in Missolunghi. Doch fand der kluge Herr, wie er es einst 1799 nach Napoleons Rückkehr aus Ägypten für geraten gefunden hatte, einen Gesandten nach Paris zu schicken, es auch jetzt empfehlenswert, einen Gesandten ins Hauptquartier der Verbündeten gehen zu lassen, um sich ihnen zu nähern. Der Minister, den er abschickte, sollte das Begehren eines Stücks Landes als Preis für seinen Übertritt stellen. Der Minister fiel in Ungnade, als er mit dem Vertrage, abgeschlossen zu Fulda am 6. November 1813, zurückkehrte, der bloß Anerkennung der Souveränität und Garantie der sämtlichen Staaten enthielt. Friedrich reiste jetzt selbst ins Hauptquartier nach Frankfurt, um persönlich vollends seinen Frieden abzuschließen. Sein Sohn, der Kronprinz, trat mit den württembergischen Truppen in die Reihen der Befreiungskämpfer ein. Der Landsturm in Württemberg wurde, wie in Darmstadt und Baden, auf dem Papiere organisiert. Die Stuttgarter Hofzeitung vom 22. Februar verkündigte zwar emphatisch, daß Württemberg 32 000 reguläre Truppen und 112 000 Mann Landsturm bereit halte, was bei einer Bevölkerung von 1 400 000 Menschen ein sehr ansehnliches Kontingent sei. 80 000 Gulden wurden für Piken und Armbinden für den Landsturm verausgabt. Die Leute hatten aber keine Schießgewehre und die Piken zwar gemacht, aber sorgfältig unter Verschluß gehalten. Der König gebrauchte nur

den Landsturm, um alle Waffen einzufordern. Wer ein Terzerol zurückbehielt, war in Gefahr auf den Asperg gesetzt zu werden. Um sich auf alle Fälle zu decken, sammelte der König Geld: eine Million Gulden kam in kurzer Zeit außer Umlauf. Nicht im entferntesten kümmerte sich der König um die Zentralverwaltung, die die Alliierten für die eroberten deutschen Länder ernannt hatte. Er war höchst aufgebracht, als die unter Vorsitz des Grafen Solms-Laubach zu Frankfurt stehende Zentral-Hospital-Verwaltung die württembergischen Hospitäler auf Solitüde, zu Vaihingen, Rottweil, Söflingen und Hammerschweng untersuchen ließ. Man hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß Verwundete und Kranke in manchen dieser Lazarette ohne Bettstellen auf dem Fußboden und auf nie gewechseltem Stroh lagen. Den bekannten Dorow[1]), der damals als Bevollmächtigter der Verwaltung nach Stuttgart kam, wollte der König auf den Hohenasperg setzen lassen, und als er im Theater in einer ersten Rangloge Platz nahm, zwingen, sich in den zweiten Rang zu begeben: „da in Württemberg nicht der Stand, sondern die Geburt cour- und hoffähig mache". Dorow aber, sich auf seine Eigenschaft als Abgesandter der obersten Verwaltungsbehörde der Alliierten beziehend, behauptete seinen Posten.

Noch unterhielt der König eine geheime Korrespondenz mit seinem zu Paris lebenden ehemaligen Minister, Grafen Wintzingerode, und noch im Februar 1814, als Napoleon wieder über Blücher Vorteile errungen hatte, fingen die Kosaken Briefe des Königs auf, die „von einer nahen Rückkehr unter die glücklichen Fahnen Napoleons" sprachen. Man ging deshalb damals ernstlich damit um, den alten, dicken, starren Herrn

[1]) Wilhelm Dorow, geb. 1790 zu Königsberg, gest. 1846 zu Halle, beteiligte sich an den Freiheitskriegen, wurde von Hardenberg mit diplomatischen Missionen betraut, war als Gesandtschaftssekretär in Dresden und Kopenhagen tätig, widmete sich dann aber der Altertumskunde und leitete wichtige, über die etrurische Kunst und Kultur Aufschluß gebende Ausgrabungen in Italien. Außer zahlreichen archäologischen Schriften veröffentlichte er auch Memoiren.

mit Gewalt zur Abdankung zu nötigen. Der Kronprinz sollte die Regierung übernehmen.

König Friedrich, dem es gewiß an politischem Verstand nicht mangelte, benahm sich wie einer, der auf die Rückkehr der begehrten napoleonischen Herrschaft wartete. Es fiel ihm unmöglich, demselben Volke wieder die Waffen in die Hände zu geben, das er aus Mißtrauen entwaffnet hatte, und das ihm jetzt verdächtiger als je erscheinen mußte, weil es die Proklamationen der verbündeten Mächte, die den Deutschen für ihre Anstrengungen gegen den französischen Kaiser Wiederherstellung der konstitutionellen Freiheit zusagten, mit lautem Enthusiasmus aufgenommen hatte. Doch erschien ihm das Volk damals noch unbedeutend, weit mehr fürchtete er den Adel und noch mehr die Mediatisierten, die von ihm so tief erniedrigt worden waren, und die jetzt ihre alten Rechte zurückverlangten. Er äußerte um diese Zeit, daß es um den Glanz des Thrones geschehen sein möchte. Man hatte ihn nach Wien eingeladen, und er entschloß sich zu dieser Reise, so beschwerlich sie ihm in mancher Hinsicht war.

Auf dem Kongresse in Wien wurde er sehr unfreundlich aufgenommen. Hier vernahm er zu seinem äußersten Mißfallen, daß die volle und ganze Souveränität durch einige, wenn im ganzen auch noch immer sehr mäßige Verwilligungen an eine Stellvertretung der Stände und einen deutschen Bund sich werde kürzen lassen müssen. Er war sehr unwirsch, er machte die äußersten Anstrengungen, die fürstliche Unabhängigkeit ungekränkt zu erhalten. „Der König von Württemberg", schreibt damals der Freiherr von Stein, „von allen Fürsten allein ist in heftiger Aufregung, krank vor zurückgetretenem Stolz und Aufgeblasenheit, ohne Haltung und Maß. Es ist lächerlich zu hören, wie er sich bewegt, sich quält und seine Umgebungen plagt, die sich die erhaltene Ohrfeige bezahlen lassen, worüber sie mit ihm offene Rechnung auf Zeit haben. Man muß hoffen, daß endlich der Despotismus dieses kleinen Sultans zer-

stört, daß er verbunden werden wird, auf einer Linie zu bleiben, oder daß er sich entschließt, vor Ärger zu bersten. Man sollte ihn nach der Insel Elba bringen, diese Tyrannen würden Possen zum Totlachen spielen."

Des dicken Königs Abschied von Wien war drastisch. Am ersten Weihnachtsfeiertage, an einem jener Abendzirkel, welchen Alexander, Friedrich Wilhelm und die übrigen Souveräne beiwohnten und in denen ausgesprochenster Hofton und strengste Etikette herrschten, sprang er im höchsten, wenn auch verbissenen Zorne auf und warf dabei den vor ihm stehenden Tisch, weil derselbe nicht mit jenem Einschnitte versehen war, den alle Tische, deren er sich bediente, haben mußten, zum Schrecken der Gesellschaft mit lautem Gepolter um. Dieses höchst fatale Ereignis vermehrte nur noch seinen Verdruß, und am anderen Morgen verlautete, der dicke Herr sei abgereist, habe aber, wahrhaft fürstliche Trinkgelder zurücklassend, noch bis zuletzt „dicke getan".

Am Neujahrstage 1815, neun Jahre nach jenem Neujahrstage, an dem er die Annahme der Königskrone deklariert hatte, erschien er plötzlich wieder in Stuttgart. Schon am 11. Januar verkündigte er dem Staatsrat in einer außerordentlichen Sitzung, daß die Aufhebung der alten württembergischen Stände eine notwendige Folge der im Jahre 1805 im Königreich eingetretenen Veränderung und der damit verbundenen politischen Verhältnisse gewesen sei. Es sei jedoch stets sein fester Entschluß gewesen, dem Lande eine repräsentative Verfassung zu geben, sobald dazu eine günstige Gelegenheit eintreten würde. In seinen Konferenzen mit den zu Wien versammelten Souverains habe er seinen Entschluß erklärt, eine Stellvertretung der Stände in seinem Königreiche einzuführen; und obgleich Deutschlands Angelegenheiten noch nicht zu einer genügenden Bestimmung gediehen seien, so verstatteten ihm doch seine Wünsche für die Beförderung der Glückseligkeit seines Volks nicht länger, die Ausführung seiner Entschlüsse aufzuschieben.

Es war ganz klar, der alte Herr wollte das Prävenire spielen, um bessere Bedingungen zu erlangen. Er ließ die neue Konstitution Württembergs von einigen seiner Staatsdiener schleunigst ausarbeiten. Es wurden darin die Kronrechte eingehend dargelegt, aber der Anteil, den der König den Ständen an der gesetzgebenden Gewalt einräumen wollte, war so bescheiden zubemessen, daß ganz offenbar war, daß es dem König nur darum zu tun war, in der alten Art, aber in einer neuen Form fortzuregieren. So wurde bestimmt, daß alle während der vollen Souveränität erlassenen Gesetze in Kraft bleiben und die Grundlage des neuen Gesetzgebungs- und Finanzsystems bilden sollten. Neue Abgaben nur sollten ohne Zustimmung der Stände nicht mehr erhoben werden. Der König war seiner Sache sehr sicher. Er fuhr am 15. März in großem Pompe in einem achtspännigen Galawagen zur Eröffnung der neue Ständeversammlung mit dem gesamten Cortege in sechs- und zweispännigen Wagen. Der Rede vom Throne folgte eine andere, gesprochen vom Minister des Innern, Grafen Reischach, dem Nachfolger des Grafen Normann-Ehrenfels, zum Lobe der Verfassung, und diese Verfassung selbst wurde vom Staatsminister Otto, späteren Geheimen- Ratspräsidenten unter König Wilhelm, verlesen. Dann sprach der König: „Diese Verfassungsurkunde, welche Unsren getreuen Ständen gegeben wird, enthält die Erklärung unseres königlichen Willens.“ Aber kaum hatte der König die Türen der Halle verlassen, so wurde unter Vortritt des Fürsten Maximilian von Waldburg-Zeil und des Grafen Georg von Waldeck-Limpurg, die deshalb mit dem unversöhnlichen Zorne des Souveräns gestraft wurden, der königliche Wille durch eine Protestation der Mediatisierten und eine Petition der Stände an den Thron verworfen. Die Protestation erklärte, die Mediatisierten müßten die Beschlüsse des Wiener Kongresses abwarten; das Volk lebe der festen Überzeugung, daß es die alte Landesverfassung nur mit denjenigen Modifikationen wieder zu-

rückerhalten werde, die infolge des Zuwachses zum ehemaligen Gebiet der Herzöge nötig geworden seien. Friedrich staunte, als er noch an demselben Abend diese Botschaft seiner Stände lesen mußte. Ihr folgten Flugschriften, unter denen einige der heftigsten den jüngsten Bruder des Königs, den Prinzen Heinrich, zum Verfasser haben sollten. Zornig fuhr der König diesen an: „Du hast mir meine Bauern aufgehetzt."

Unterdessen war Napoleon von Elba zurückgekehrt. Der König stellte 29 000 Mann ins Feld, England zahlte für jeden Mann 11 Pfund Sterling Subsidien. Am 1. Juni kamen die beiden Kaiser auf ihrer Reise von Wien nach Paris nach Stuttgart. Ende Juli wurden, da keine Einigung mit dem Könige zustande kam, die Stände wieder nach Hause geschickt. Mit der Unterzeichnung der deutschen Bundesakte zögerte der König bis 1. September.

Nach der Ständeauflösung entstanden aber Volksbewegungen aller Orten, Petitionen zirkulierten, die Deputierten wurden bei ihrer Zurückkunft feierlich empfangen. Die Vermittlung der drei Höfe, Preußen, Hannover und Dänemark, die den Erbvergleich von 1770 garantiert hatten, wurde von den Ständen beim Wiener Kongresse angerufen. Der hannoversche Minister Graf Münster aber erklärte, er wolle nicht auf die Frage eintreten, ob die Garantie noch jetzt bestünde, doch wurde gleichzeitig namens des Prinz-Regenten erklärt, es sei nicht zugegeben, daß die Auflösung des deutschen Reichs irgend einem der deutschen Fürsten eine despotische Gewalt erteilt habe.

Es wurden nun die Stände aufs neue einberufen, der König hatte unterdessen mehrere Beschwerden abgestellt, namentlich einige Gesetze über das Forst- und Jagdwesen, die Kriegstaxen und die Frohndienste aufgehoben. Beilegung des bitteren Streits versprach der vermittelnde Einfluß des liberalen Barons Karl August von Wangenheim, eines geborenen Gothaners, der im Jahre 1804 durch Kabinettsbefehl aus koburgischem Dienst vertrieben, seit 1806 in württembergischen

Dienst eingetreten war, zuerst als Präsident des Oberfinanzdepartements, dann 1809 als Präsident der Oberregierung, endlich 1811 als Präsident des Obertribunals und des Oberstudienrats und als Kurator der Universität Tübingen, in welchem Amte er Spittlers Nachfolger wurde. Da starb der König am 30. Oktober 1816 ganz unvermutet. Sechs Tage zuvor hatte man ihn noch in gewohnter Rüstigkeit im Theater in einem Konzerte der Catalani [1]) gesehen. Es war ein Wunder, daß ein Mann mit einem so unförmlichen Körper, daß er seinen Leib in einem Riemen halten und auf Pagen gestützt im Wagen fahren mußte, am Schlusse des zweiundsechzigsten Jahres noch so viel Rüstigkeit zeigen konnte. Noch dazu war er von ekelhaften Krankheiten befallen. Von einer solchen Unpäßlichkeit kaum genesen, war er nach Cannstatt gefahren, um dort eine ausbündige vaterländische Naturmerkwürdigkeit zu besehen, einen in einer Höhle bei Cannstatt ausgegrabenen Haufen fossiler Mammutsknochen. Er hielt sich zu lange in der feuchten Luft auf, und die Erkältung brachte ihm den Tod. Ein lächerliches Ereignis begleitete des Königs Sterben. Der königliche Leibarzt Dr. Froriep, Professor in Tübingen, der später in Weimar gestorben ist, setzte sich, ermüdet vom langen Warten auf einen Stuhl. Es war ein sogenannter Spielstuhl, der jetzt die Melodie zu spielen anfing: „Blühe, liebes Veilchen." Friedrich starb den Schlemmertod, den ihm Stein vorhergesagt hatte. Er schrieb aus Frankfurt am 27. November 1813 an seine Frau: „Der württembergische Tyrann ist der lächerlichste und zugleich abscheulichste unter der Sündflut von Prinzen und Souveränen, ungeheuer an Gestalt und Stolz; seine Feigheit und Völlerei — es ist unmöglich, daß dieser Mensch nicht ein solchen Charakters würdiges Ende habe."

---

[1]) Angelica Catalani, geb. 1779 zu Sinigaglia bei Ancona, gest. 1849 an der Cholera in Paris, die berühmteste Opernsängerin ihrer Zeit, die in allen Hauptstädten Europas wahre Triumphe feierte. Einen großen Teil ihrer für die damaligen Verhältnisse märchenhaften Einnahmen spendete sie den Armen und Bedürftigen.

König Friedrich hinterließ von seiner unglücklichen ersten Gemahlin, der angeblich lebendig begrabenen braunschweigischen Auguste, nur drei Kinder, zwei Prinzen und eine Prinzessin.

Der älteste Prinz sukzedierte als König Wilhelm.

Der jüngere, Paul, 1785 in Rußland geboren, vermählte sich 1805 mit der schönen und liebenswürdigen Charlotte, Tochter Herzog Friedrichs von Hildburghausen. Die Hochzeit, berichtet General von Wolzogen in seinen Memoiren, ward unter sehr sonderbaren Umständen vollzogen, indem die Fête, welche am Abend des 30. Septembers in Mon Repos mit Feuerwerk und Ball gegeben wurde, schon innerhalb der französischen Vorpostenlinie stattfand. Am folgenden Tage war nichts wie Himmel und Franzosen zu sehen, die scharenweise um Ludwigsburg umherzogen. Paul ward damals von seinem Vater mit dem Empfang Napoleons in Ludwigsburg betraut worden, aber 1806, vor dem Ausbruch des Krieges mit Preußen, ging er aus Begierde, gegen Napoleon zu fechten weg und begab sich in die Suite des Herzogs von Braunschweig. Der Vater ließ ihn durch Wangenheim reklamieren, was jedoch fehlschlug, weil König Friedrich Wilhelm sich nicht einmischen wollte. Während des Waffenstillstandes im Jahre 1813 ging Prinz Paul wieder fort und trat in russische Dienste zum großen Ärger seines gut französisch gesinnten Vaters. Im Sommer 1815 lernte ihn der bekannte Rechtsgelehrte Anselm Feuerbach in Karlsbad kennen und schrieb von ihm in seinem Tagebuch: „Belesen, geistreich, gewaltige Redegabe, glühendes Feuer des Ehrgeizes durch zurückgehaltene Befriedigung genährt. Daher Unmut, wilde Leidenschaft gegen alle regierenden Häuser. Freche Offenheit, Revolutionsgrundsätze offen geäußert. An Charakter und Sitten ein Orléans Egalité. Ein imponierendes Äußere, hoher, kräftiger Wuchs, großes, geistvolles, zuweilen starres oder in wilder Irre hin- und herblickendes Auge.“ Prinz Paul blieb seit 1818 getrennt von seiner Gemahlin, die in Hildburghausen

lebte, wo sie 1847 starb; er ging nach Paris, wo er 1852 starb. An des Prinzen Sterbebette erschien zur Verwunderung seiner Verwandten, unter denen Jerôme von Westfalen war, und des württembergischen und russischen Gesandten, der päpstliche Nuntius: der Prinz war vierzehn Tage vorher katholisch geworden.

Die einzige Tochter König Friedrichs war die an dem kleinen Hofe von Montbéliard bei der Großmutter erzogene edle und unglückliche Prinzessin Katharine, die 1807 die Gemahlin König Jerômes von Westfalen werden mußte. Jerôme mußte sich nach dem Willen seines Bruders Napoleon von seiner ersten in Amerika geheirateten Frau, Miß Patterson, trennen, einer reichen, schönen und sehr liebenswürdigen Dame. Der Fall des Königreichs Westfalen brachte Katharinen nach sieben Jahren wieder nach Ludwigsburg zurück. Auf das Ansinnen, sich wie Marie Luise von Österreich getan hatte, scheiden zu lassen, schrieb die Prinzessin, die, weit edler als Marie Luise, ihren Gemahl im Unglück nicht verlassen wollte, ihrem Vater:

„Ich will nicht versuchen, hier das Glück zu schildern, welches ich demjenigen seit sieben Jahren verdanke, den mir das Staatsinteresse zum Gemahl gab. Gesetzt aber auch, er wäre für mich der schlechteste der Gatten gewesen, so würden Sie selbst, mein teurer Vater, demgemäß, was mir die Grundsätze der Ehre befehlen, zugeben müssen, daß ich ihn nicht verlassen darf, jetzt, da er unglücklich wird, und vorzüglich, da er sein Unglück nicht verschuldet hat. Mein erster Gedanke, mein erster Wunsch war, mich, jedoch nur mit ihm, dem Vater meines Kindes, in Ihre Arme zu werfen; wo wäre außerdem meine Ruhe, dürfte ich sie nicht mit demjenigen teilen, dem ich jetzt mehr als je meine Tröstungen verdanke."

Katharine, dem Andringen der größten Mächte, namentlich Österreichs nicht nachgebend, blieb fest auf ihrem Willen. Der Vater gab endlich auch nach, als Katharine ihm alle Einwendungen mit den Worten abschnitt: „Wollen Sie denn ganz Europa gestehen, daß Sie nur aus Furcht oder Ehrgeiz in

meine Heirat willigten und die Ehre Ihrer Tochter einem Königstitel aufopferten? War ich nicht die Gattin des Königs von Westfalen, so war ich seine Konkubine!"

Der Wiener Kongreß verwilligte dem Könige Jérôme[1]) den Titel eines Fürsten von Montfort mit der Erlaubnis, in Württemberg zu wohnen.

Die zweite Gemahlin des dicken Königs, Mathilde von England, war dem Lande eine freundlich gesinnte Mutter und starb ohne Kinder in gesegnetem Andenken 1828.

[1]) Über Jérômes Lebensgang und über seine Familie s. Band III, der hessische Hof.



Zweiter Abschnitt.

König Wilhelm I., 1816–1864 (Überblick über die Geschichte des Königshauses vom Tode Wilhelms I. bis zur Novemberrevolution des Jahres 1918).

Der neue König Wilhelm hatte vieles wieder gut zu machen. Zu des Landes Heil hatte er es an seiner eigenen Person erfahren, wie tyrannisches, launisches Regiment tue.

Wilhelm war 1781 zu Lüben bei Liegnitz in Schlesien, wo sein Vater damals im preußischen Dienste in Garnison lag, geboren. Er zog dann mit diesem und seiner Mutter, der braunschweigischen Prinzessin Auguste, nach Rußland, die in jammervoller Weise gerade an seinem siebenten Geburtstage starb. Er lebte hierauf mit dem Vater in der Schweiz und am Rhein; erst seit 1790 wurde der Aufenthalt in Ludwigsburg bleibend. Nachsichtslose Strenge und eiserne Zügelführung war die Losung der Erziehung Friedrichs. Dem Sohne wurde dadurch die Jugend freudenlos und trübe. 1796 und 1799 floh er mit dem Vater bei den französischen Einfällen aus dem Lande. 1800 verdiente er seine ersten Sporen unter dem Kommando des Erzherzogs Johann und focht mit Auszeichnung in der Schlacht bei Hohenlinden, wo er mitten in den Feindeshaufen hineinritt und seine Begleiter ihn mit Mühe zurückbringen konnten. Daß er unterdes mündig geworden war, änderte nichts im scharfen Kommando des Vaters. Er

entzog sich endlich dessen Launen im Frühjahr 1803 durch eine nächtliche Flucht nach Wien.

Wilhelm blieb drei Jahre im Auslande, bereiste nächst Deutschland Frankreich, wo er den neuen Kaiserhof in Paris sah; mit Vorliebe verweilte er in den Städten Italiens. Als er 1806 zurückkehrte, lebte er in stiller Zurückgezogenheit mit wenigen Freunden in Stuttgart, im Sommer auf seinem Landsitze zu Scharnhausen, wo er sich seiner Lieblingsneigung, der Landwirtschaft, widmen konnte. Auffallend stach die geschmackvolle Einfachheit des Sohns gegen den gesuchten Herrscherglanz des Vaters ab, gab aber diesem Anstoß. 1808 erfolgte die erste Vermählung mit Charlotte von Bayern, weil Napoleon sie verlangte, der durch dieses Bündnis allen Verstimmungen zwischen den beiden Höfen ein Ende machen wollte. Sie ward 1814 wieder getrennt, während beide Teile in bestem Einverständnisse blieben und Charlotte Kaiserin von Österreich ward.

Grundsatz Wilhelms war von jetzt ab, sich so viel als möglich mit dem Vater in friedlichem Einvernehmen zu halten. Er entsagte deshalb allen Einmischens in dessen Tun und Lassen und begnügte sich, im Stillen, auf einsamen Spaziergängen von den Landleuten, ohne daß sie wußten, mit wem sie sprächen, sich die Not des Landes klagen zu lassen, um zu seiner Zeit zu helfen. 1812 zog er mit dem Kontingent von 15000 Württembergern nach Rußland, erkrankte aber kurz nach dem Einrücken und mußte in Wilna zurückbleiben. Als er zurückgekehrt war, befreite ihn seine noch nicht vollendete Wiedergenesung von der Teilnahme am Kriege für Frankreich. Um so freudiger übernahm er nach dem Übertritt seines Vaters zu den Verbündeten infolge der Leipziger Schlacht das Kommando einer Heeresabteilung gegen Frankreich und focht mit rühmlicher Auszeichnung in den Schlachten gegen den großen Kaiser. Seine größte Heldentat war der Tag von Montereau, wo er, den fünffach überlegenen Napoleon den ganzen Tag aufhaltend,

den Rückzug der Verbündeten deckte. Mit dem Heere, bei dem sein Name hochgefeiert war, kam er nach Paris, besuchte England und begab sich sodann auf den Wiener Kongreß.

Hier sollte sich die Myrthe mit dem Lorbeer vereinen. In Paris, in London und Wien hatte Wilhelm wiederholt die Großfürstin Katharine, die Schwester Kaiser Alexanders von Rußland und Witwe des Großherzogs von Oldenburg, gesehen. Er hatte sie zuerst im Dezember des Jahres 1813, als sie mit dem Großfürsten Konstantin durch Stuttgart gekommen war, kennen gelernt. Katharine, damals sechsundzwanzig Jahre, während der Kronprinz dreiunddreißig zählte, war jene hochgewachsene und hochfühlende, schöne, geistreiche und kraftvolle Dame, die Karl von Nostitz [1]) in seinem Tagebuche über den Wiener Kongreß mit den Worten charakterisiert: „In ihr sehe ich Peter den Großen, Katharina II. und Alexander nach den Eindrücken ihrer folgenden Zeiten, bald greller bald sanfter gemischt." Sie hatte einst nach dem Wunsche ihres Bruders Alexander, aber gegen den Wunsch ihrer Mutter, der württembergischen Maria, Napoleon angehören sollen. Ihr eigener Wunsch war nach dem Zeugnis von Wolzogen gewesen, den Erzherzog Karl zu heiraten, der, wie sie glaubte, Vizekönig von Italien werden sollte. Der Erzherzog aber zeigte sich nicht geneigt und so nahm sie jetzt die Bewerbungen des Kronprinzen von Württemberg an, der Gouverneur von Mainz zu werden hoffte. Kaiser Alexander war ihr Vertrauter und durch ihn erfolgte die Verkündung der Verlobung. Im Salon des russischen Botschafters, Fürsten Rasumowsky, wo Alexander den vereinten Monarchen einen prachtvollen Ball gab, war auf die Polonaise ein russischer Tanz und auf ihn die Mazurka gefolgt. Man hatte eine Lotterie veranstaltet, und jeder Kavalier mußte mit dem auf ihn fallenden Gewinn seiner Dame ein Angebinde bringen. Dem Kronprinzen fiel ein kostbarer Zobel-

[1]) Siehe Band I S. 283.

paladin zu, und er überreichte ihn Katharinen. Da löste diese die Schleife, die das Bukett an ihrem Busen festhielt, und reichte es zur Gegengabe dem Prinzen. Seine Ehe mit Charlotte von Bayern war im Laufe des Jahres 1814 getrennt worden. Von der Verlobung eilte der Kronprinz hinweg, um den für den zurückgekehrten Napoleon kämpfenden General Rapp nach Straßburg zurückzuwerfen. Am 24. Januar 1816 wurde die Vermählung in Petersburg vollzogen, im April kehrte Wilhelm mit der Großfürstin nach Württemberg zurück, am 30. Oktober 1816 starb sein Vater.

Den Anfang seiner Regierung bezeichnete der neue König damit, daß er die bisherige übermäßige Pracht des Hofstaats auf ein ungleich beschränkteres Maß heruntersetzte. Von den 293 Kammerherren, die sein Vater hinterlassen hatte, stellte er nur zehn im Dienst an. Ebenso sorgte er sofort, daß dem Jagdunfug kräftig gesteuert wurde. Er ließ den Ständen 1817 einen neuen Verfassungsentwurf überreichen. Dieser stammte von dem freisinnigen, zum Minister des Kultus ernannten Karl August Freiherrn von Wangenheim. Allein die Stände, an ihrer Spitze der Dichter Uhland, bestanden auf dem „alten Rechte". Wangenheim wurden die Fenster eingeworfen, er quittierte sein Ministerium, ward Bundestagsgesandter bis 1823, mit welchem Jahre die russische Diplomatie die Übermacht in Deutschland erhielt und Metternich die konstitutionellen kleinen deutschen Fürsten zum Gehorsam zwang. 1850 ist Wangenheim zu Koburg als Privatmann gestorben. Nach Ablehnung des Verfassungsentwurfs löste der König die Stände wieder auf, erklärte aber, daß er die in der Verfassung verwilligten Volksrechte auch ohne Repräsentation gewähren, ein billiges Steuersystem einführen und das Schreibereiwesen, das Hauptübel des Landes, mit der Wurzel ausrotten werde. Aber noch zwei Jahre währte der Streit. Erst die Furcht vor den Karlsbader Beschlüssen brachte die Stände am 25. September 1819 zur Annahme des dritten Verfassungsentwurfs.

Das Verhältnis zwischen den württembergischen Ständen und der Regierung ist ein streitseliges geblieben. Es waren unter diesen Ständen die redlichsten und ehrenwertesten Männer. Aber die redlichsten und ehrenwerten Männer waren nicht immer mit dem unerläßlichen Pfunde staatsmännischer Einsicht und weltmännischen Taktes bedacht. Der Standpunkt des „alten Rechts“ paßte nicht mehr in die neue Zeit. Auch in Württemberg wie in anderen kleinen deutschen Ländern wurde aus Pedanterie, kleinlicher Rechthaberei, Streitsucht und Nörgelei eine Zähigkeit entwickelt, die gerade der Reaktion in die Hände arbeitete. Der König klagte, die ersten Worte, die ein Württemberger sprechen lerne, seien: „noi“ und „nette“. Der König war im österreichischen Kabinette als der größte Freund und Patron der liberalen Ideen verschrien und er war in der Tat einer der wohlmeinendsten deutschen Fürsten, ein Mann soliden und einfachen Geschmacks, wie sich schon in der Einrichtung seiner Lustschlösser und Landhäuser zu erkennen gab, im Gegensatz zu seinem Nachbarn, dem Dichterkönig von Bayern. Er sparte und verfolgte praktische Interessen und suchte die materielle Landeswohlfahrt durch Begünstigung des Ackerbaues, der Pferdezucht usw. möglichst zu fördern. Für Wissenschaften und Künste tat er weniger als sein Vater. „Dem Könige lasse ich mich nicht vorstellen; er liest wenig und hat nur einige Offiziere bei sich“, so schrieb Jean Paul schon am 19. Juni 1819 bei seinem Besuch in Stuttgart. Das änderte sich auch später nicht wesentlich, ungeachtet Franz Dingelstedt[1])

---

[1]) Franz Dingelstedt, geb. 1814 zu Halsdorf in Oberhessen, gest. 1881 zu Wien, studierte Theologie und Philosophie, fühlte sich aber unter dem Hassenpflugschen Regiment in seinem Lehrerberufe sehr unbehaglich und nahm, veranlaßt durch seine literarischen Erfolge, die ihm namentlich die anonym erschienenen „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ gebracht hatten, seinen Abschied. Er trat in die Redaktion der Allgemeinen Zeitung in Augsburg ein, ging als Journalist ins Ausland, war von 1843—1850 Kabinetts-Bibliothekar König Wilhelms in Stuttgart, wurde Intendant des Hof- und Nationaltheaters in München, dann Generalintendant in Weimar, 1867 Direktor der Wiener Hofoper und 1872 Direktor des Wiener Burgtheaters.

als Bibliothekar bestellt ward und Hackländer[1]) seine unterhaltenden Geschichten für den Hof schrieb. König Wilhelm wurde schließlich in die allgemeine Reaktion, die von Metternich ausging, hineingetrieben. In Württemberg erfolgten zwar nicht die Verfolgungen und Einsperrungen, wie sie anderwärts vorkamen, aber die allerdings gefährlichste, weil staatsmännische Persönlichkeit des Landes, Friedrich List[2]),

Vom König von Bayern wurde Dingelstedt in den erblichen Adelstand erhoben und vom Kaiser von Österreich baronisiert. Seine Gedichte, Erzählungen, Erinnerungen und Essays füllen zwölf Bände. Seine Gattin war die zu ihrer Zeit berühmte Sängerin Jenny Lutzer.

[1]) Friedrich Wilhelm Hackländer, geb. 1816 zu Burtscheid, gest. 1877 zu Leoni am Starnberger See, beliebter Erzähler („Bilder aus dem Soldatenleben", „Wachtstubenabenteuer", „Europäisches Sklavenleben", „Handel und Wandel", „Namenlose Geschichten", „Eugen Stillfried", „Residenzgeschichten" u. a.), dessen Lustspiel „Der geheime Agent" noch heute aufführungsfähig ist, war ursprünglich Kaufmann, wurde dem König von Württemberg empfohlen, durfte im Hauptquartier Radetzkys den Feldzug in Piemont und später, ebenfalls im österreichischen Hauptquartier, den Feldzug von 1859 mitmachen, wurde vom König Wilhelm von Württemberg zum Direktor der königlichen Bauten und Gärten ernannt, gründete die illustrierte Zeitschrift „Über Land und Meer", wurde aber von König Karl von Württemberg bei dessen Regierungsantritt brüsk seines Amtes enthoben und lebte, bis zu seinem Tode unermüdlich schriftstellerisch tätig, abwechselnd in seiner Villa am Starnberger See und in Stuttgart.

[2]) Friedrich List, geb. 6. August 1789 zu Reutlingen, arbeitete sich vom einfachen Schreiber zum Professor für Staatskunde und Staatspraxis empor, wurde 1820 von seiner Vaterstadt in die Kammer gewählt, wo er eine radikale Politik vertrat. Eine von ihm verfaßte Eingabe zog ihm eine Kriminaluntersuchung zu, seine scharfe Verteidigungsrede hatte zur Folge, daß er auf Antrag des Justizministers und auf Grund der Verfassung ausgeschlossen wurde. Zu einer zehnmonatlichen Festungsstrafe verurteilt, entfloh er, stellte sich aber wieder und trat seine Strafe auf dem Hohenasperg an. Nachdem er einen Teil der Strafe verbüßt hatte, wurde er von dem König begnadigt. Im Jahre 1825 wanderte er nach Amerika aus und beteiligte sich dort an der Gründung einer Eisenbahn, deren Bedeutung für das Wirtschaftsleben er mit genialem Blick erkannte. Nach Deutschland zurückgekehrt wurde er 1833 amerikanischer Konsul in Leipzig, ging nach Paris, siedelte nach Stuttgart und alsbald nach Augsburg über, wo er sein „Nationales System der politischen Ökonomie" schrieb, in dem er die Forderung des Zollschutzes für eine junge, noch in der Entwicklung begriffene Industrie begründete, gab sein „Zollvereinsblatt" heraus, warb in Bayern, in Wien und England für seine großen, vorausschauenden Ideen mit Wort und Schrift und schloß in einem Anfall von tiefster seelischer Verstimmung am 30. November 1846 zu Kufstein, wo ihm später ein Denkmal gesetzt wurde, sein Leben durch einen Pistolenschuß. Eine spätere Generation erst hat in List den glühenden deutschen Patrioten und einen der besten, staatsmännischsten Köpfe des vormärzlichen Deutschland erkannt.

der eigentliche Gründer des deutschen Handelsvereins und Eisenbahnsystems, mußte 1822 nach Amerika auswandern und endigte zurückgekehrt durch Selbstmord.

Das Rätsel, wie ein Monarch, der als Kronprinz auf dem Wiener Kongresse als größter Freund des Liberalismus galt, der sich womöglich die deutsche Kaiserkrone als „General der Reichsarmee" erringen konnte, im Jahre 1850 gegen den Wunsch seines Volks bedingungslos dem Bregenzer Vertrage als Österreichs Bundesgenosse beitreten konnte, wird dadurch gelöst, daß ihm die liberalen Ideen durch die Liberalen selbst verleidet wurden und daß ihm die Hilfe Österreichs als das in dieser krausen Gegenwart wichtigste Ziel erscheinen mußte.

Die glückliche Ehe des Königs mit der Großfürstin Katharina hatte der Tod bald wieder gelöst. Als Katharina am 9. Januar 1819 infolge einer Erkältung starb, waren es noch keine vollen drei Jahre, daß sie mit dem König verheiratet war. Der König vermählte sich im folgenden Jahre zum dritten Male mit einer württembergischen Prinzessin, seiner Nichte Pauline, der Tochter seines väterlichen Oheims, des 1817 als russischer General gestorbenen Herzogs Ludwig. Sie erhielt an Fräulein Stubenrauch vom Stuttgarter Theater eine gefährliche Nebenbuhlerin. Aus dieser dritten Ehe ward 1823 ein Nachfolger, der Kronprinz Karl, geboren; er war der erste als Thronfolger geborene Prinz im Hause Württemberg seit einhundertfünfunddreißig Jahren. Dessen Gemahlin wurde 1846 eine Fremde und zwar eine russische Prinzessin Olga, die schöne aber ganz nach ihrer eigenen Weise lebende Tochter des Kaisers Nikolaus.

Außer seinem Kronprinzen wurden dem König noch vier Töchter geboren, zwei aus der Ehe mit der Großfürstin und zwei aus der dritten Ehe. Von den Töchtern Katharinens wählte Marie, die ältere, 1840 nach Neigung des Herzens den General Grafen Neipperg, einen Sohn des zweiten Gemahls der österreichischen Marie Luise, Kaiserin von Frank-

reich, aus dessen erster Ehe mit einer Gräfin Thurn und Valsassina. Die zweite Prinzessin Sophie wurde 1839 mit Wilhelm, dem nachmaligen König der Niederlande, vermählt. Die dritte Tochter, Katharine (von der Königin Pauline) heiratete 1845 ihren Vetter Friedrich, den Sohn des Bruders des Königs, Paul. Endlich die vierte und jüngste Tochter, Auguste, wurde 1851 mit Hermann, Sohn Herzog Bernhards von Weimar, darnach Hauptmann bei der württembergischen reitenden Garde, vermählt.

Am 25. Juni 1864 starb König Wilhelm auf Schloß Rosenstein, das er erbaut hatte. Auch Schloß Wilhelma und der Stuttgarter Königsbau wurden unter seiner Regierung errichtet. Bedauerlich war sein Mangel an Verständnis für die Bedeutung der Bauten der Vergangenheit. Das Verschwinden kunst- und kulturgeschichtlich wertvoller Bauten aus älterer Zeit, so vor allem des herrlichen Stuttgarter Lusthauses wurde von ihm verschuldet und es war nur ein Zufall, daß das alte Schloß in Stuttgart erhalten blieb.

Seine Haltung in den Fragen der deutschen Politik war, trotzdem ihm Bismarck das Zeugnis eines nationalen, fast burschenschaftlich gesinnten Herrn ausstellte, wenig weitsichtig und konsequent. Er schwankte zwischen seiner Sympathie für Österreich und der verstandesmäßigen Erkenntnis, daß die Einigung Deutschlands nur durch Preußen kommen könne, hin und her.

Sein Nachfolger Karl (gest. 6. Oktober 1891 zu Stuttgart) war von entschieden liberalen Ideen beseelt, folgte aber in der großen Politik den Anschauungen seines Vaters und schloß sich im Jahre 1866 Österreich an. Während ein württembergisches Bataillon Hohenzollern besetzte, stieß das übrige württembergische Kontingent zum 8. Bundeskorps. Die Schlacht bei Königgrätz dämpfte sehr erheblich die Siegeszuversicht der Schwaben, das Ministerium Varnbüler jedoch hoffte trotz allem auf einen günstigen Ausgang des Krieges. Am 24. Juli 1866 wurden aber die Württemberger bei Tauberbischofsheim entscheidend geschlagen und mußten sich, da infolge der Auflösung des 8. Bundeskorps das Land der preußischen Okkupation offen lag, zu Verhandlungen verstehen, die am 2. August zu einem Waffenstillstandsabkommen mit dem preußischen General von Manteuffel, dem Befehlshaber der Mainarmee, führten. Hohenzollern mußte geräumt werden und der nördliche Teil Württembergs wurde durch die Preußen besetzt. Im Friedensvertrag, der am 13. August abgeschlossen wurde, verpflichtete sich Württemberg zu einer Kriegsentschädigung von 8 Millionen Gulden. Gleichzeitig kam es zu einem geheimen Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen. Aber die Stimmung im Volke blieb für die erste Zeit noch ausgesprochen preußenfeindlich und zeigte sich dem Abschluß eines besonderen süddeutschen Bundes geneigt.

Doch die französische Kriegserklärung im Juli 1870 brachte einen Umschwung der Stimmung und weckte die Begeisterung für die nationale Sache. Am 17. Juli erließ der König den Mobilisierungsbefehl und fast einstimmig bewilligten am 22. Juli die Kammern den angeforderten Kriegskredit. Die unter dem Oberbefehl des preußischen Kronprinzen stehende

württembergische Division hatte ruhmreichen Anteil an den Kämpfen bei Wörth, vor Paris und insbesondere bei Villiers. Das Ministerium Varnbüler nahm seinen Abschied und Württemberg trat auf Grund der Verhandlungen in Versailles, die einige Reservatrechte für Württemberg gewährten, dem neuen deutschen Reiche bei. König Karl war ein wohlwollender beliebter Fürst, dessen Privatleben durch seinen leidenden Zustand und durch seine Abhängigkeit von gewissen unlauteren Elementen getrübt wurde. Sein Zustand veranlaßte ihn zu häufigem und längerem Aufenthalt im Ausland. Die Sympathien, die der König im Volke genoß, fanden ihren Ausdruck bei der Feier seines fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums im Jahre 1889.

Die Ehe des Königs mit der bereits erwähnten Großfürstin Olga (geb. 11. Sept. 1822, gest. 30. Oktober 1892), einer Tochter des Kaisers Nikolaus I. von Rußland, mußte kinderlos bleiben und es folgte ihm deshalb sein Neffe, Prinz Wilhelm, als König Wilhelm II. Der neue König bekannte sich zu einer seiner Stellung als deutscher Bundesfürst entsprechenden äußeren und zu einer den Grundsätzen seiner unmittelbaren Vorgänger, sowie zu einer der neuen Zeit angepaßten, von liberaler Gesinnung und sozialem Verständnis zeugenden inneren Politik. Die Industrialisierung des Landes, deren Ansätze sich schon unter Wilhelm I. deutlich bemerkbar gemacht hatten, nahm unter seiner Regierung zum Segen der Landesfinanzen und zum Heile des Volksganzen einen gewaltigen Fortgang.

König Wilhelm genoß in hohem Maße die Achtung seiner Landeskinder. Als am 20. Oktober 1889 durch den geisteskranken Rotgerber Müller ein Attentat auf ihn versucht wurde, war die Bevölkerung aufrichtig über das Verbrechen erbittert. Während des Weltkriegs konnte auch er sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum feiern. Vermählt war König Wilhelm II. in erster Ehe mit der Prinzessin Marie zu Waldeck und Pyrmont (geb. 23. Mai 1857), die am 30. April 1882 starb. Am 8. April 1886 vermählte er sich zum zweiten Male mit der Prinzessin Charlotte von Schaumburg-Lippe (geb. 10. Oktober 1864).

Aus der ersten Ehe ist eine Tochter Pauline, geb. 19. Dezember 1877 zu Stuttgart, hervorgegangen, die sich am 29. Oktober 1898 mit dem Erbprinzen jetzigen Fürsten Friedrich von Wied vermählte. Die zweite Ehe des Königs blieb kinderlos.

Nach Ausbruch der Revolution des Jahres 1918, und zwar am 29. November 1918 verzichtete König Wilhelm II. auf den Thron und nahm den Namen und Titel eines Herzogs von Württemberg an.

Da — eine im Hause Württemberg häufige Erscheinung — König Wilhelm II. keinen männlichen Leibeserben hat, würde nach seinem Ableben die Krone auf die katholische herzogliche Linie, deren Chef Generalfeldmarschall Herzog Albrecht von Württemberg (geb. zu Wien 23. Dezember 1865), einer der namhaftesten deutschen Heerführer im Weltkrieg, ist, übergehen müssen. Der Stammvater dieser herzoglichen Linie ist der am 4. Juli 1833 verstorbene Prinz Alexander, der sechste Sohn des Herzogs Friedrich Eugen. Herzog Albrecht war mit der österreichischen Erzherzogin Margaretha Sophia vermählt, die am 24. August 1902 gestorben ist. Aus der Ehe sind sechs Kinder, drei Söhne, die den Titel Herzog, und drei Töchter, die den Titel Herzogin führen, hervorgegangen. Der zweite Sohn, Herzog Albrecht Eugen, ist in den Benediktinerorden zu Beuron eingetreten.



Der badische Hof.

Erstes Buch.

Die Linien Baden-Baden und Baden (Pforzheim)-Durlach von Bernhard III. bis zum Tode Karl Wilhelms, des Gründers von Karlsruhe.

1533—1738.

Erster Abschnitt.

Die Linie Baden-Baden und die Höfe von Baden und Rastatt.

Markgraf Bernhard III. Markgraf Philibert. Markgraf Philipp II. Markgraf Christoph II. Markgraf Eduard Fortunatus, der Abenteurer und Schuldenmacher. Seine unebenbürtige Heirat. Sein Mordplan und sein Tod. Markgraf Wilhelm und der Streit um seine Ebenbürtigkeit und sein Erbe. Markgraf Ludwig Wilhelm, der „Türkenlouis“. Markgraf Ludwig Georg und sein Bruder Markgraf August Georg. Der spanische Erbfolgekrieg und das Erlöschen der Linie Baden-Baden.

Die Länder des Markgrafentums Baden bestanden aus den Markgrafenschaften Baden und Hochberg und der Hälfte der hintern Grafschaft Sponheim mit dem Hauptort Trarbach an der Mosel. Die Grafen von Sponheim waren 1437 erloschen, und der letzte hatte Pfalz und Baden gemeinschaftlich zum Erben eingesetzt. Die badischen Länder wurden zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, 1503, unter Markgraf Christoph vereinigt. Er war oberster Rat im Hofstaate von Kaiser Maximilians Sohn, Erzherzog Philipp, zu Brüssel und starb 1527 als der Stammvater des ganzen Hauses, auf dem alten Stammschloß Baden, das auf hohem Bergesgipfel im schönen Oostal gelegen ist. Christoph hatte zu dem oberen Bergschlosse das neue Schloß auf der Mitte des Berges bauen lassen. Von seinen Söhnen stiftete Bernhard III. die Linie Baden-Baden, die 1771 ausstarb, und Ernst die Linie Baden-Durlach. Beide Linien verfolgten, wie die Linien Cassel und Darmstadt im Hause Hessen, verschiedene Interessen. Baden-

Baden wurde wieder katholisch und hielt sich zu dem kaiserlichen Hofe, Baden-Durlach blieb evangelisch und war, namentlich im dreißigjährigen Kriege, der Partei der Protestanten treu.

Bernhard III., der Stifter der Linie Baden-Baden, regierte bis 1537. Er war an Kaiser Maximilians Hofe erzogen und mit seinem Freund Philipp von Österreich, der 1504 König von Spanien wurde, nach Spanien gegangen. Später neigte er sich zum Protestantismus und führte die Reformation in der oberen Markgrafschaft Baden ein. Erst zwei Jahre vor seinem Tode, im Alter von einundsechzig Jahren, vermählte er sich mit Franziska Gräfin von Brienne und von Luxemburg, die ihm im letzten Jahre seines Lebens den Prinzen Philibert und nach seinem Tode den Prinzen Christoph als Postumus gebar. Philibert setzte die Linie Baden fort, Christoph stiftete die Nebenlinie zu Rodemachern an der Mosel im Herzogtum Luxemburg, eine Herrschaft, die seine Mutter Franziska zugebracht hatte.

Markgraf Philibert brachte bei seinem Vormund, Herzog Wilhelm IV. zu München, einen Teil seiner Jugendjahre zu; er vermählte sich mit dessen Tochter Mathilde. Der Schwiegervater, unter dessen Regierung die Jesuiten nach Bayern gekommen waren,[1]) war streng katholisch, Markgraf Philibert aber blieb der protestantischen Sache zugetan, er wohnte 1555 dem Religionsfriedensschlusse zu Augsburg bei. 1565 wollte er den Hugenotten in Frankreich 1500 Mann Hilfstruppen senden; Kaiser Maximilian II. riet ihm davon ab, und er diente nun diesem 1566 gegen den Sultan Soliman in Ungarn. 1569 führte er Karl IX. von Frankreich, dem Schwiegersohn Kaiser Maximilians II., sogar gegen die Hugenotten Truppen zu und fiel in der Schlacht bei Montcontour 1569 als Sieger. Nach der Aussage seines Freundes Heinrich von Stein, der ihn noch lebend von der Wahlstatt wegbrachte,

[1]) S. Band I S. 9.

wurde er von den Hugenotten auf ein festes Schloß an der spanischen Grenze gebracht und ist hier wahrscheinlich als ein Opfer des Parteihasses gestorben.

Sein Sohn Philipp II. ward in München von seinem eifrig katholischen Oheim und Vormund, Herzog Albrecht V., in der katholischen Religion erzogen. Der Vormund führte auch in dem Lande seines Mündels in den Jahren 1570 und 1571 wieder die katholische Religion ein. Das von Markgraf Christoph gebaute neue Schloß Baden ließ Philipp abtragen und ein prächtigeres an dessen Stelle aufführen 1579. Er starb unvermählt 1588, neunundzwanzig Jahre alt, in der Blüte seines Lebens. Die Nebenlinie Rodemachern erbte nun Christoph II.

Markgraf Christoph II., der Postumus, der Stifter der Nebenlinie Rodemachern, lebte von 1537 bis 1575. Er diente der Krone Spanien gegen Frankreich bis zum Frieden von Cambray 1559, dann der Krone Schweden gegen Dänemark. Er ward der Schwiegersohn des Ahnherrn der Wasadynastie, Gustav Wasa, und heiratete dessen Tochter Cäcilie 1565. Er lebte mit ihr zu London am Hofe der großen Königin Elisabeth und beendigte sein unruhevolles Leben bei seinem Schwager, König Johann von Schweden, auf der Insel Ösel 1575.

Sein Nachfolger war sein zu London geborener Sohn Eduard Fortunat 1588 bis 1600. Die große Elisabeth hatte ihn aus der Taufe gehoben, ihm den England so werten Namen Eduard gegeben und ihn gleichsam zum Kinde angenommen. Er erbte von der Mutter, der schwedischen Cäcilie, deren leichten Sinn für Pracht und Vergnügen. Er verbrachte seine ganze Regierungszeit mit Liebesabenteuern und auf Reisen in Schweden und Polen bei seinem Oheim König Johann und dessen Sohn Sigismund, der 1587 die Krone der Jagellonen von Polen erhielt. Er lebte lange Zeit in Italien am Hofe Herzog Alexanders Farnese, des berühmten spanischen Feldherrn im holländischen Revolutionskriege, zu Parma. 1588

erbte er die Markgrafschaft Baden-Baden. Weil sie sehr verschuldet war und er selbst bereits über die Ohren in Geldnöten steckte, wollte er Land und Leute an die Fugger in Augsburg verkaufen. Er trieb, um Geld zu erlangen, Falschmünzerei, ja sogar Wegelagerei, versteckte sich in die Kornfelder und beraubte die Reisenden. Endlich mußte er das Land verlassen.

In den Niederlanden zu Brüssel ging er nun 1591 eine unebenbürtige Ehe ein mit Marie von Eicken, Tochter Jobsts von Eicken, angeblich Gouverneurs von Breda. Nach den von Spittler[1]) im vierten Teile seines historischen Magazins angestellten Untersuchungen über diese Ehe, die viel Streit im Hause Baden veranlaßte, war jedoch Marie von sehr verdächtigem Herkommen. Sie hielt sich mit Mutter und Schwestern lange Zeit zu Brüssel auf, diente dann als Kammerjungfer bei einem Mr. Burs, der sie aber mehr als seine Geliebte, denn als Kammerjungfer ansah, und kam endlich unter das Personal der Mutter des Herzogs Farnese von Parma. Hier lernte sie der Markgraf Eduard kennen und verliebte sich in sie. Die Zeiten der Jungfrauschaft waren aber, wie dem badischen Landhofmeister von Orscelar und dem Rat Kummerstedt von einem Herrn von Kels versichert wurden, damals schon vorüber. Erst ließ Markgraf Eduard einen Soldaten als Priester verkleiden, der die Trauung verrichten sollte; doch Marie merkte den Betrug. Dann nahm im Eickenschen Hause in Gegenwart der Eltern die Trauung ein katholischer Priester ganz im geheimen vor. Als der Priester fragte, ob der Markgraf diese hier zugegen stehende Maria als seine eheliche Gemahlin künftighin haben und mit ihr getraut sein wollte, antwortete er weder Ja noch Nein und sagte endlich: „Ihr wißt wohl, warum Ihr da seid, und was ich mit Euch geredet, fahrt nur fort!" Am 14. Mai 1593 fand eine zweite Trauung im

---

1) S. oben S. 18.

Schlosse zu Baden in Gegenwart des Landhofmeisters von Orscelar, des Kanzlers Dr. Aschmann und des Rats Simon Peter Luca statt. Der Markgraf erschien in Pantoffeln, in Hosen und Wams, uneingenestelt, das Hemd — mit Züchten — zu den Hosen heraushängend und ohne Mantel. Dr. Krenz verrichtete die Trauung, aber weder Ehepakten noch Wittum ward verabredet. Zweieinhalb Monate darauf wurde Wilhelm, der Stammvater des Hauses Baden-Baden, geboren. Auch nach der Trauung lebte Eduard so, als ob er nicht getraut sei. Er ließ sich bald nachher eine Weibsperson aus Böhmen kommen, dann wieder eine aus Österreich, die auch zu Gebrauch seines Bruders Philipp war. Beiden sagte er die Ehe zu, beiden verschrieb er sich „bei Teufelsholen". War er aber ihrer überdrüssig, so ließ er die Verschreibung mit List und Geld durch den sogenannten roten Lakaien wieder abnehmen.

Markgraf Ernst Friedrich von Durlach widersprach der Anerkennung der Söhne aus dieser Ehe. Markgraf Eduard dingte nun zwei Italiener, Pestalozzi und Muscatelli, um seinen Vetter zu vergiften. Die Sache ward aber entdeckt und die Italiener zu Durlach gevierteilt. Hierauf nahm Markgraf Eduard Kriegsdienste, zuerst in den Niederlanden unter Erzherzog Albrecht von Österreich, dem Schwiegersohn Philipps II., dann in Polen unter König Sigismund Wasa gegen die Schweden. Bei seiner Rückkehr nach Baden verunglückte er, indem er zu Castelnau auf dem Hunsrück in der Betrunkenheit bei einem Falle von der Treppe den Hals brach, 1600. Er war wieder katholisch geworden und hinterließ aus der Ehe mit Maria von Eicken drei Prinzen, von denen der älteste, Markgraf Wilhelm, sein Nachfolger ward, und ein zweiter, Albert, sich 1626 aus Unvorsichtigkeit erschoß, ein Zufall, der sich im Hause Baden merkwürdiger Weise mehrmals wiederholt hat.

Markgraf Wilhelm, 1600 bis 1677, war in Brüssel erzogen, konnte aber, zu seinen Jahren gekommen, dreißig Jahre

lang nicht in Besitz der väterlichen Lande gelangen, weil der Vetter, Markgraf Ernst Friedrich von Durlach, seine Sukzessionsrechte nicht anerkannte. Dieser Vetter hatte schon bei Eduards Lebzeiten 1595 die Markgrafschaft Baden in Verwaltung genommen, um die Schulden zu decken. Alle Unterhandlungen blieben fruchtlos; Ernst Friedrich von Durlach war im Besitze des Landes und behauptete sich im Besitze. Ernst Friedrich war protestantischer Religion und hatte auch in Baden-Baden die protestantische Religion wieder hergestellt. Als er starb, 1604, erbte sein Bruder, Markgraf Georg Friedrich von Durlach, auch die Markgrafschaft Baden.

Aber der dreißigjährige Krieg half dem Markgrafen Wilhelm zu seinem Erbe. Nach dem Verluste der Schlacht bei Wimpfen 1622 gegen Tilly verlor die Linie Durlach den Besitz Badens und der kaiserliche Hof sprach dem Markgrafen Wilhelm das Erbe seiner Väter zu. Wie er dem päpstlichen Nuntius Caraffa hatte versprechen müssen, führte Wilhelm nun sofort wieder die katholische Religion in der Markgrafschaft Baden ein, und die Jesuiten erbauten zwei Kollegien zu Baden und zu Ettlingen. Markgraf Wilhelm erhielt großes Ansehen am kaiserlichen Hofe und war ein Mann von nicht gemeinen Kenntnissen und geübt in den Staatsgeschäften. Er wurde Generalfeldzeugmeister, Präsident des Kammergerichts zu Speyer und kaiserlicher Prinzipalkommissar auf dem Reichstage zu Regensburg 1640. Von 1632 bis 1634 war sein Land in den Händen der Schweden gewesen. Erst nach der Schlacht bei Nördlingen 1634 konnte er zurückkehren und erhielt zu der Markgrafschaft Baden auch noch die Markgrafschaft von Durlach, die er aber im westfälischen Frieden 1648 seinen Stammesvettern wieder ausantworten mußte. Markgraf Wilhelm starb im Jahre 1677. Seine zwei Gemahlinnen gebaren ihm siebzehn Kinder, davon die erste, Katharine Gräfin von Hohenzollern, vierzehn. Von diesen starb der Erbprinz, Ferdinand Maximilian, 1669 vor dem Vater. Er

verunglückte wieder durch einen Schuß auf der Jagd in seinem Wagen, indem seine Flinte unvermutet losging.

Sein Bruder Leopold Wilhelm diente unter Karl Gustav X. von Schweden gegen Polen und unter Montecuculi[1]), dem Sieger bei St. Gotthard, 1664 gegen die Türken. Der Kaiser Leopold, bei dem er Kapitän der Hatschierleibgarde war, gab ihm das Warasdiner Generalat, wo er 1671 starb. Durch seine Gemahlin, Gräfin Sylvia von Millesimo und Caretto, eine Tochter des kaiserlichen Geheimen Rats- und Generalfeldmarschalls Franz Anton Marchese Caretto di Grana, erwarb das Haus Baden die Herrschaft Lobositz in Böhmen, die die Gräfin Sylvia von ihrem ersten Gemahl, Grafen Czernin von Chudenicz, ererbt hatte.

Ein dritter Bruder Hermann war erst Geistlicher, resignierte aber, um nach der Abdankung des letzten Jagellonen in Polen 1668 König zu werden. Als ihm dies mißglückte, trat er in kaiserliche Kriegsdienste, focht gegen Türken und Franzosen und wurde nach Montecuculis Tode Generalfeldmarschall und Hofkriegsratspräsident. Er starb als Prinzipal-Kommissar auf dem Regensburger Reichstage 1691.

Ein vierter Prinz Wilhelm Christoph verunglückte 1652 ebenfalls an den Folgen eines Schusses auf der Jagd.

Markgraf Wilhelms Nachfolger ward sein Enkel, der Sohn seines ältesten verunglückten Prinzen, Markgraf Ludwig Wilhelm.

Ludwig Wilhelm, der große Feldherr, genannt der Türkenlouis, war geboren zu Paris 1655. Er erhielt den Namen Ludwig zu Ehren des großen französischen Königs, der ihn aus der Taufe hob. Sein Vater war Prinz Ferdinand Maximilian, seine Mutter Luise Christine von Savoyen-Carignan,

[1]) Graf Raimund Montecuculi (Montecuccoli), deutscher Reichsfürst und Herzog von Melfi, geb. 1609 auf dem Schlosse Montecuculi bei Modena, gest. 1680 zu Linz, bedeutender österreichischer Feldherr und Verfasser wertvoller strategischer Arbeiten.

Tochter des Herzogs Thomas Franz, der auch der Großvater des Prinzen Eugen von Savoyen[1]) war. Prinz Louis' Vater hatte lange Zeit in Italien den Wissenschaften gelebt, sich hauptsächlich mit der genealogischen Geschichte seines Hauses beschäftigt und sich dann in Paris vermählt. Aber seine Gemahlin wollte ihm nicht nach Deutschland folgen, so daß der Vater seinen drei Monate alten Prinzen durch einen treuen französischen Kammerdiener Lassolaye der Mutter entwenden und heimlich nach Baden bringen ließ. Er erzog hier den Prinzen, sein einziges Kind, bis zum vierzehnten Jahre. 1669 tötete ihn, wie erwähnt, sein eigenes Gewehr, das im Wagen auf einer Jagd zu Heidelberg losging. Es war dies innerhalb vierzig Jahren der dritte unglückliche Schuß, durch den Prinzen des Hauses Baden-Baden ihr Leben verloren. Prinz Louis trat nun mit neunzehn Jahren in österreichischen Kriegsdienst. Montecuculi wurde sein Lehrer; er diente unter ihm seit 1674 in dem Kriege gegen Frankreich, in dem der berühmte Marschall Turenne 1675 bei Sasbach fiel, und welchen der Nymweger

[1]) Franz Eugen Prinz von Savoyen, geb. 1663 zu Paris, gest 1736 zu Wien, ist eine der bemerkenswertesten Persönlichkeiten der österreichischen Geschichte, gleichbedeutend als Charakter, als Feldherr und als Staatsmann. Von seinen Eltern, Prinz Eugen Moritz von Savoyen-Carignan und Olympia Mancini, einer Nichte des allmächtigen Ministers Mazarin, des heimlichen Gatten der Königin Anna, der Witwe Ludwigs XIII., als jüngster von fünf Söhnen für den geistlichen Stand bestimmt — man nannte ihn am französischen Hofe den „kleinen Abbé —, fühlte er sich aber zum Waffenhandwerk hingezogen und trat, da ihn Ludwig XIV. und sein Kriegsminister Louvois spöttisch abwiesen, in österreichische Dienste, wo er durch persönliche Tapferkeit gar bald die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Rasch stieg er auf der Leiter der militärischen Würden empor, wurde 1693 Feldmarschall, dann Hofkriegsrat, Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen auf zahllosen Schlachtfeldern, Generalstatthalter der Niederlande und noch als Einundsiebenzigjähriger mit der Führung des Reichsheeres im polnischen Erbfolgekrieg, ohne daß er hier allerdings sein Kommando tatsächlich ausüben konnte, betraut. Die endgültige Vertreibung der Türken aus Österreich und Ungarn und aus den Balkangebieten und die militärische und politische Schwächung Frankreichs war sein weltgeschichtliches Verdienst. An allen großen kriegerischen Aktionen Österreichs nahm er entscheidenden Anteil, der ihm nicht immer von seinen kaiserlichen Herren nach Gebühr gedankt wurde. Er besaß ein lebhaftes Interesse für Kunst und Wissenschaft und nannte eine berühmte und kostbare Bibliothek sein eigen. Er starb unverehelicht.

Frieden 1679 beschloß[1]). 1663 wohnte Prinz Louis dem Entsatze von Wien bei und rettete hier dem zu seiner Seite gegen die Türken fechtenden Prinzen Eugen, seinem Vetter und Zögling das Leben. Die folgenden Jahre machte er die türkischen Feldzüge in Ungarn mit. Erst einunddreißig Jahre alt, ward er zum Generalfeldmarschall ernannt, 1689 erfocht er den Sieg bei Nissa, 1691 den bei Salankemen. 1693—1697 diente er wieder gegen die Franzosen am Rheine. Ebenso übernahm er 1702 im spanischen Sukzessionskriege das Kommando der Rheinarmee, während sein Vetter Prinz Eugen den Oberbefehl in Italien führte. Er bewährte sich in allen diesen Feldzügen als ein ausgezeichneter General. Seine Fehler waren eine allzugroße Bedächtigkeit und ein ungemein reizbares Ehrgefühl in Bezug auf Geburt und Rang, womit er viele verletzte. „Er pflegt immer wie ein Diktator zu reden", berichtet einmal der in Dresden und Kassel akkreditierte englische Gesandte Stepner an den Gesandten Lord Lexington in Wien aus Frankfurt 11./21. April 1696 während der Campagne gegen die Franzosen am Rheine. Galant war er, wie alle Fürsten seiner Zeit, und wie es damals üblich war. „Meine Tochter" (die Herzogin von Lothringen), schreibt einmal die Herzogin von Orleans aus Versailles 2. Dezember 1706 „schrieb mir, daß sie ein Schreiben von dem Fräulein von Fürstenberg bekommen, so nun zu Rastadt ist, weil Prinz Louis sie hat holen lassen", 1707: „Meine Tochter hat mir schon vor mehr als acht Tagen Prinz Louis Tod berichtet. Seine Gemahlin jammert mich recht. Aber wie

---

[1]) Henri de Latour d'Auvergne, Vicomte de Turenne, geb. 1611 zu Sedan, fiel beim Rekognoszieren. Sein Scharlachmantel machte ihn dem feindlichen Kanonier kenntlich. Man setzte dem großen Turenne bei Sasbach zwischen dem Rheintal und dem Schwarzwald einen Denkstein mit der Inschrift in drei Sprachen: Hic occisus est Turennius. Ici fut tué Turenne und endlich: Hier ist Turenne „vertödet" worden. 1829 wurde an dessen Stelle von der französischen Regierung ein grauer Granit-Obelisk errichtet, der bis zum Ausbruch des Weltkrieges unter der Obhut eines französischen Invaliden stand. — Im Jahre 1674 hatte Turenne in grausamer Weise die Pfalz verwüstet, s. Bd. I S. 175, 177.

hat sie ihn so lieb haben können, denn er war recht häßlich und débauchirt dabei, hätte wohl was Übles von ihm bekommen können. Prinz Louis hat gar vernünftig gethan, den Mönch weg zu schicken, so ihm so impertinent zugesprochen. Vor seine Seligkeit war das gar nicht nöthig. Prinz Louis hat nicht gesehen, daß es andern besser geht, so solcher Mönchen Rath folgen".

Markgraf Ludwig Wilhelm starb 1707 mitten im Kriege, zweiundfünfzig Jahre alt, in dem von ihm erbauten Schlosse von Rastatt, nachdem er sechsundzwanzig Feldzüge, fünfundzwanzig Belagerungen und dreizehn Feldschlachten mitgemacht hatte. Rastatt war ein höchst stattliches Schloß, das wenigstens zwölf Millionen Gulden gekostet hatte. Seine Gemahlin war Sibylle Auguste, die eine Erbtochter des letzten Herzogs von Sachsen-Lauenburg war. Prinz Ludwig hatte sich fünfunddreißigjährig mit ihr, die nur fünfzehn Jahre alt war, im Jahre 1690 vermählt. Sibylle Auguste war eine bedeutende Frau, in ihrer Jugend von hoher Schönheit, sehr lebenslustig und geistreich und zuletzt sehr fromm und sehr adelsstolz. Ihre Schöpfung war das Schlößchen Favorite bei Rastatt. Hier hatte sie eine schöne Bildergalerie angelegt. Auf den Rat ihres Beichtvaters ließ die fromme, alte Dame den größten Teil der Bilder aber verbrennen. Man sieht noch in der Favorite den irdnen Napf aus dem sie speiste, und die Geißel und andere Bußwerkzeuge mit denen sie sich kasteite. Dagegen war in einem Spiegelkabinett der Favorite die Markgräfin mehr als vierzigmal zu verschiedenen Zeiten ihres Lebens in den mannigfaltigsten Maskenkleidern abgebildet, deren sie sich bei den Hoflustbarkeiten in ihrer Jugendzeit bedient hatte. Durch sie wurden Schlackenwerth und noch acht bedeutende Herrschaften ihres Vaters in Böhmen dem Hause Baden-Baden erworben, die von ihrer väterlichen Großmutter herrührten, einer Gräfin von Lobkowitz, Witwe des Grafen Kollowrat.

Markgraf Ludwig von Baden-Baden, dem streitbaren Helden, folgte sein friedfertiger Sohn Markgraf Ludwig Georg

1707—1761. Er war beim Tode des Vaters erst sieben Jahre alt. Zwanzig Jahre führte die Markgräfin Mutter Sibylle Auguste die vormundschaftliche Regierung, sie begleitete sogar ihren Sohn auf seiner Reise durch ganz Italien, damit er sich nicht ihrem Einflusse entziehe. Der große spanische Erbfolgekrieg ward während dieser vormundschaftlichen Regierung im Rastatter Schloß, wo Prinz Eugen und Marschall Villars[1]) zusammenkamen, 1714 durch den Rastatter Frieden beendigt. Man zeigt noch ihre Tintenflecken am Tische, wo sie das Friedensinstrument unterzeichneten und das Zimmer, wo Villars Eugen mit den Worten umarmte: „Längst sind wir Freunde. Ihre Feinde sind zu Wien und die meinigen in Versailles.“ Nach dem Frieden führte die Vormünderin-Mutter die Regierung mit vieler Weisheit, sie entledigte das Land der Schulden, die von ihrem Gemahl und aus dem Kriege herrührten, und übergab ihrem Sohne bei seinem Regierungsantritt noch beträchtliche Summen. Die Prinzessin starb im Jahre 1733. In demselben Jahre brach der polnische Sukzessionskrieg aus. Markgraf Ludwig Georg floh, obgleich er des heiligen Römischen Reichs Generalfeldzeugmeister war, auf die Güter, die seine Mutter an das Haus Baden-Baden gebracht hatte, nach Schlakkenwerth in Böhmen. Erst nach den zu Wien 1735 geschlossenen Friedenspräliminarien kehrte er zurück. Sein Gemüt gehörte ganz der katholischen Kirche, er stiftete 1736 eine Klosterschule der Piaristen zu Rastatt. Sein einziges Vergnügen war die Jagd. Er starb, obwohl zweimal, mit der einzigen Tochter des reichen Fürsten Adam Franz von Schwarzenberg und dann mit einer Tochter Kaiser Karls VII. vermählt, ohne männliche Erben 1761. Die böhmischen Herrschaften Lobositz, Schlackenwerth und andere besaß seine Tochter Elisabeth Auguste, die 1789 starb — die Herrschaft Lobositz kam kurz vorher an das Haus Schwarzenberg. Schlackenwerth aber fiel an das Haus Bayern zu den anderen bayrischen Gütern in Böhmen, die schon

[1]) S. Band I S. 88.

durch die zweite Erbtochter des letzten Herzogs von Sachsen-Lauenburg an Ferdinand Maria, zweiten Sohn Max II. Emanuels, 1689 gefallen waren.

Ludwig Georgs Nachfolger und der letzte Markgraf von Baden-Baden, mit dem die Linie erlosch, war sein Bruder August Georg, 1761—1771. Er war erst dem geistlichen Stande bestimmt gewesen, hatte zu Siena studiert und war Domherr zu Köln und Domdechant zu Augsburg. Seit 1730 trat er in österreichischen Kriegsdienst und ward Generalfeldmarschall. Er starb, obgleich mit einer Prinzessin von Aremberg schon seit 1735 vermählt, ohne Kinder zu hinterlassen, als ein schwacher, oft mißbrauchter, aber beliebter und populärer, die schönen Künste liebender Herr.

Nach seinem Tode fiel die Markgrafschaft Baden-Baden an die Linie Durlach. Die Schuldenlast des kleinen, in der letzten Zeit durch Verschwendung, Mätressen- und Hofschranzenwirtschaft und starke Bigotterie sehr herabgekommenen Ländchens übertraf fast den Wert der Erbschaft.



Zweiter Abschnitt.

Die Linie Baden (Pforzheim)-Durlach und der Hof zu Pforzheim und Durlach.

Markgraf Ernst, der Förderer der Reformation. Markgraf Karl II., der badische Numa. Markgraf Ernst Friedrich. Sein Übertritt vom Calvinismus zum reformierten Glauben. Sein katholischer Bruder Markgraf Jakob III. Der lutherische Bruder Markgraf Georg Friedrich. Der Heldentod der vierhundert Pforzheimer und die Schlacht bei Wimpfen. Markgraf Friedrich V. und die Nöte des dreißigjährigen Krieges. Markgraf Friedrich VI. und die Französierung des Hofes. Markgraf Friedrich Magnus, die französischen Mordbrennereien und der spanische Erbfolgekrieg. Das Urteil der Liselotte über Friedrich Magnus.

Der Stifter der Linie Baden-Durlach war Markgraf Ernst vom alten Hause der Zähringer, er regierte bis 1553. Er war ein leutseliger Herr, der zu Pforzheim Hof hielt und wie der Pommer Sastrow [1]), der bei ihm in der Kanzlei war, in seinem Leben erzählt, zwar fürstlich und löblich, aber sparsam lebte. „Er hatte sein Gemach über der Pforten des Hauses, daß er alles sehen konnte, was auf- und hinunterging. Einstmals nahm der Küchenmeister einen schönen, großen Karpfen mit hinunter, der war so groß, daß der Schwanz unter dem Mantel auskuckete. Der Markgraf rief ihn zurück: ‚Hörst du (sagt er), wenn du einen Karpfen mir stehlen willst, so nimm entweder einen kleinen Fisch oder einen längeren Mantel‘. Ernst

[1]) Bartholomäus Sastrow, geb. 1520 zu Greifswald, gest. 1603 daselbst, wurde nach einem bewegten Leben, das er in seiner ausführlichen Selbstbiographie geschildert hat, Bürgermeister von Stralsund. Sastrow lernte als Schreiber in der Kanzlei des Markgrafen Ernst auch die Verhältnisse des Pforzheimer Hofes kennen.

suchte in den kritischen Zeiten der Reformation eine mittlere Stellung zwischen Protestanten und Katholiken zu behaupten. Am Schmalkaldischen Kriege nahm er keinen Anteil. Vermählt war er dreimal, zuerst mit einer brandenburg-ansbachischen Prinzessin, dann mit Ursula von Rosenfeld aus einem alten, aber herabgekommenen Geschlechte des niederen Adels in Schwaben, und zuletzt mit Anna von Hohenheim. Die Söhne der ersteren brandenburg-ansbachischen Gemahlin, zwei ungestüme Herren, starben noch vor ihrem Vater. Es folgte daher der Sohn aus der zweiten, eigentlich unebenbürtigen Rosenfeldschen Ehe Markgraf Karl II.

Markgraf Karl II. regierte 1553—1577. Man hat ihn den badischen Numa genannt. Unmittelbar nach dem Religionsfrieden von Augsburg 1555 führte er die Reformation, die in der oberen Markgrafschaft bereits herrschte, auch in der unteren ein. Die Tübinger Theologen, Jakob Andreä und Jakob Heerbrand [1]), wurden dabei zu Rate gezogen. Mit Heerbrand, der die Kirchenordnung entwarf, reiste der Markgraf selbst in die breisgauischen Oberlande, um da zu reformieren. 1561 wohnte er dem von Kurfürst August von Sachsen veranstalteten Konvente der Protestanten zu Naumburg bei und bekannte sich zu der ungeänderten Augsburger Konfession. Wie sein Vetter Philibert, führte aber auch er dem König Karl IX. von Frankreich Hilfstruppen gegen die Hugenotten zu und geleitete des Königs Braut, die Tochter Kaiser Maximilians II. nach Paris 1570. Seit 1565 war die Residenz von Pforzheim nach Durlach verlegt worden. Der Grund der Verlegung war, weil die Pforzheim'schen Bürger sich geweigert hatten, beim Schützenfest zu einem von dem Markgrafen angesagten Treibjagen, zu dem der umliegende Adel geladen war, als Wildtreiber zu dienen. Markgraf Karl erbaute in Durlach auf der Stelle, wo sein Vater ein kleines Jagdschloß angelegt hatte, die geräumige und

---

[1]) S. oben S. 25.

schöne Karlsburg.[1]) Hier starb er 1577. Er hatte mit eigner Hand die Werkleute beim Schloßbau bezahlt. Man nannte ihn auch „Karl mit der Tasche".

Markgraf Karl war zweimal vermählt, zuerst mit einer brandenburgischen, dann mit Anna, einer pfalz-veldenzischen Prinzessin. Da der aus erster Ehe erzeugte Sohn Albrecht mit neunzehn Jahren an den Folgen seines ausschweifenden Lebens starb, folgten die drei Prinzen aus der zweiten Ehe: Ernst Friedrich, Jakob III. und Georg Friedrich. Von diesen drei Brüdern blieb nur der eine, Georg Friedrich, lutherisch, die beiden anderen konvertierten sich, Ernst Friedrich ward calvinisch, Jakob katholisch. Diese drei Brüder repräsentierten also alle damals in Deutschland vorhandenen Hauptreligionsparteien. Aber der lutherische Bruder überlebte die beiden anderen und Baden-Durlach blieb deshalb, wie es anfänglich gewesen war, lutherisch. Vorerst führte die Mutter, die pfälzische Prinzessin Anna, die vormundschaftliche Regierung.

Markgraf Ernst Friedrich, derjenige der drei Brüder, welcher calvinisch ward, war es, der, wie oben erwähnt, 1595 die Markgrafschaft Baden-Baden wegen Schulden von seinem Vetter Eduard Fortunat in Verwaltung nahm. 1599 trat er zum reformierten Glauben über und ließ in Staffort ein Glaubensbekenntnis drucken, das damals ungemeines Aufsehen erregte. Er begnügte sich auch nicht, für seine Person den calvinischen Glauben anzunehmen, sondern wollte die calvinische Lehre auch im ganzen Lande eingeführt wissen. Im Jahre 1604 setzte er sich mit Soldaten und bewaffneten Bauern gegen Pforzheim in Bewegung, aber ehe er die Stadt erreichte, ward er vom Schlage gerührt und starb noch an demselben Tage zu Remchingen, ohne Kinder zu hinterlassen.

Markgraf Jakob III. war der katholische der drei Brüder. Er zeigte frühzeitig Neigung zu den Wissenschaften, studierte

[1]) Vielleicht waren für die Entschließung weniger persönliche, als strategische Gründe — Pforzheim lag zu nahe der Grenze — maßgebend.

in Tübingen und Straßburg und machte Reisen durch Italien und Frankreich. Sodann diente er unter dem großen spanischen Feldherrn Alexander Farnese von Parma[1]) 1582 in dem wegen der Kölner Bischofswahl ausgebrochenen Kriege Herzog Ernsts von Bayern gegen den Erzbischof Kurfürst Gebhard von Köln, der das Erzstift zu reformieren gesucht hatte und sich nachher mit der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld verband. Ebenso diente er dem abenteuerlichen katholischen Herzog Karl von Lothringen. Vermählt war er mit einer Tochter des Grafen von Eulenburg und Manderscheid, eines spanisch-niederländischen Herrn. Nach zwei, in den Jahren 1580 und 1590 zu Baden und Emmendingen abgehaltenen Kolloquien zwischen württembergisch-lutherischen und katholischen Theologen trat Jakob 1590 im Kloster Thennenbach zum katholischen Glauben zurück. Dieser Schritt machte das größte Aufsehen in Deutschland: es war das erste Beispiel einer öffentlichen Wiederbekehrung eines deutschen Fürsten zum Katholizismus. Papst Sixtus V. Peretti, der berühmte Banditenvertreiber, hatte aber nur eine kurze Freude. Im Begriff, die katholische Religion auch wieder in seinem Lande einzuführen, starb Markgraf Jakob bereits nach einem Monat, und seine beiden Prinzen starben ihm in kurzer Zeit nach.

Markgraf Georg Friedrich war der lutherische der drei Brüder und derjenige, der seit 1604 die ganze Markgrafschaft Baden-Baden und Baden-Durlach wieder vereinte. Er regierte bis zum Jahre 1622. Er war ein ausgezeichneter Herr und ein Hauptheld des dreißigjährigen Krieges auf der Seite der Protestanten. In der Jugend auf den Universitäten Straßburg, Basel und Siena gebildet, hatte er dem Kaiser Rudolf II. im Türkenkriege Hilfe zugeführt, um das feste Schloß Kanischa zu entsetzen. Seit 1604 residierte er in der Karlsburg zu Durlach.

[1]) Alessandro Farnese, geb. 1545, gest. 1592, aus einem alten italienischen Fürstengeschlecht, natürlicher Enkel des Papstes Paul III., bedeutender Feldherr in spanischen Diensten, Freund Don Juan d'Austrias und Statthalter der Niederlande.

1608 trat er der evangelischen Union zu Ahausen bei. Edler und großmütiger als so viele andere protestantischen Fürsten wagte er für den unglücklichen Böhmenkönig Friedrich von der Pfalz Land, Leib und Leben. In der unglücklichen Schlacht bei Wimpfen gegen Tilly am 26. April 1622 ward Georg Friedrich aber geschlagen. „Sichtbar schwebte", erzählt Caraffa[1]), „die heilige Jungfrau, die Generalissima Kaiser Ferdinands, über seinen Scharen und leitete die Kugel, die den Pulverwagen Georg Friedrichs zündete, des Ketzers." Wohlbedächtig hatte Georg Friedrich vierzehn Tage vorher die Regierung in die Hände seines Sohnes Friedrich V. gelegt.

Die Schlacht ward denkwürdig durch den Opfertod von vierhundert Pforzheimer Bürgern. Gleich den dreihundert Spartanern bei dem Thermophylen deckte dieses sogenannte weiße Regiment, jeden angebotenen Pardon verschmähend, den Rückzug und rettete so den Markgrafen von der Gefangenschaft.[2]) Die Folgen der Schlacht trafen Baden schwer, das Land ward von den Spaniern und Kaiserlichen überschwemmt. Die Markgrafschaft Baden-Baden mußte an die Kinder Eduard

[1]) Antonio Caraffa, gest. 1693 zu Wien, österreichischer Feldherr aus einem berühmten neapolitanischen Adelsgeschlechte, war an der Befreiung Wiens von der Belagerung durch die Türken 1683 und der Wiedereroberung Ofens beteiligt. Er war wegen seiner Grausamkeit berüchtigt.

[2]) Mit Unrecht ist zeitweise der Heldentod der vierhundert Pforzheimer als eine jeder historischen Unterlage entbehrende poetische Sage behandelt worden. Die Sage besitzt ganz zweifellos einen substantiellen geschichtlichen Kern. Eine auserwählte Truppe badischer Fähnlein, die als „das weiße Regiment" — so genannt nach ihrer Uniform — bezeichnet und von dem Obersten Pleikhart von Helmstadt befehligt wurden, hielt unerschütterlich Stand. Zu diesem Regiment gehörten wahrscheinlich auch die zwei Freifähnlein des Obervogts von Pforzheim, Oberstleutnant Hans Georg Bertram zu Hersbach, deren jedes 200 bis 250 Mann zählte. Allerdings setzten sich diese Freifähnlein nicht durchweg aus Pforzheimern zusammen und es waren keine Freiwillige, sondern geworbene Soldaten. Der größte Teil aber bestand wohl aus baden-durlachschen Landeskindern. Von dem weißen Regiment Helmstadt sagt ein Bericht, daß es sich bis zum letzten Mann gewehrt habe. Mit Entschiedenheit hat der badische Historiker J. Ch. Sachs in seiner „Einleitung in die Geschichte der Markgrafschaft und des markgräflichen altfürstlichen Hauses Baden" (1764) die geschichtliche Wahrheit des Opfertodes der vierhundert Pforzheimer behauptet. Nach ihm hat der badische Dichter E. L. Deimling 1788 die Tat der Pforzheimer in einem Trauerspiele verherrlicht.

Fortunats aus seiner Ehe mit Maria von Eicken ausgeantwortet werden. Zwei Jahre saß Markgraf Georg Friedrich, im Unglück selbst noch groß und gemessen, furchtlos auf seiner Feste Hochberg, dann ging er 1624 nach Genf und 1626 nach Savoyen. Noch einmal warb er dann auf Einladung Englands und mit englischem Gelde Truppen, die er nach Holstein zur Hilfe für den König von Dänemark führte. Aber auch an der Elbe war ihm das Glück nicht günstiger als am Rheine. Darum trat er von neuem in das Privatleben zurück, wohnte zu Straßburg und starb 1638, fünfundsechzig Jahre alt, durch Standhaftigkeit, Edelmut und Gottesfurcht auch der Verehrung seiner Feinde versichert. 1615 hatte er in seinem Hause die Primogenitur eingeführt.

Markgraf Georg Friedrich war dreimal vermählt: mit der Wild- und Rheingräfin Julie, der Gräfin Agathe von Erbach, und mit der zur linken Hand angetrauten Elisabeth Stotz, der Tochter eines seiner Amtleute zu Staufenberg in der Ortenau, die als eine große Freundin der Dichtkunst erst 1692 zu Basel starb. Die erste Gemahlin gab ihm in zweiundzwanzig Jahren fünfzehn Kinder, von der zweiten hatte er nur drei Prinzessinnen, von denen Elisabeth, die zu Basel 1696, sechsundsiebzig Jahre alt, starb, eine der frommen und gelehrten Prinzessinnen des siebzehnten Jahrhunderts war. Unter jenen fünfzehn Kindern von der ersten Gemahlin machten sich außer dem Nachfolger besonders die Prinzen Karl und Christoph bemerkenswert. Prinz Karl bewies den glänzendsten Mut an dem Tage von Wimpfen und starb als Gesandter der protestantischen Fürsten zu Boulogne auf der Reise nach England 1625. Prinz Christoph fiel 1632 bei der Belagerung Ingolstadts in Bayern an der Seite Gustav Adolfs.

Markgraf Georg Friedrichs Nachfolger war Markgraf Friedrich V, der von 1632 bis 1659 regierte. Als die ligistischen Truppen im Jahre 1624 Pforzheim und die umliegende Gegend besetzten, mußte er wie sein Vater das Land verlassen.

Bis zum Jahre 1631 wurde Baden-Durlach mit der äußersten Härte behandelt. Im Jahre 1621 ging Friedrich dem Befreier Gustav Adolf bis Mainz entgegen. Er trat dann zu dem Heilbronner Bündnis unter Oxenstierna. Aber die Nördlinger Schlacht 1634 gab Durlach wieder in kaiserliche Gewalt, Friedrich mußte, da der römische König Ferdinand 1635 selbst nach Durlach kam, nach Straßburg fliehen und lebte hier, in Basel und im Feldlager Herzog Bernhards von Weimar, der ihm im Dezember 1638 mit der Eroberung Breisachs endlich wieder Luft machte. Erst der westfälische Friede setzte ihn wieder in den ruhigen Besitz seines Landes ein. Er lebte dann noch elf Jahre im Frieden und starb 1659.

Markgraf Friedrich V. hatte nicht weniger als fünf Gemahlinnen. Die erste, Barbara, Tochter Herzogs Friedrichs von Württemberg, gab ihm zwei Prinzen und sechs Prinzessinnen. Der älteste Prinz war der Nachfolger Friedrich VI. Der jüngere, Magnus, diente unter Herzog Bernhard von Weimar, unter Banér und Torstenson und nachher noch unter Karl Gustav von Schweden aus dem Hause Zweibrücken. Er rettete diesem in der großen Polenschlacht bei Warschau 1656 das Leben und starb als Generalfeldmarschall, nachdem er noch dem König über den gefrorenen Belt nach Dänemark gefolgt war, 1658. Magnus' Sohn, Karl Friedrich, trat zur katholischen Kirche über, wurde Malteser und starb als kaiserlicher General 1677. Von den sechs Prinzessinnen vermählte sich Johanne Margarete mit dem berühmten schwedischen General Banér 1640, verlor ihn aber schon nach einem Jahre und heiratete nachher Heinrich, Graf von Thurn.

Die zweite Gemahlin Friedrichs V. war Eleonore, Gräfin von Solms: sie schenkte ihm einen Prinzen und zwei Prinzessinnen. Prinz Gustav Adolf, zu Ehren des großen Königs so genannt, diente ebenfalls dem König von Schweden Karl Gustav in Polen, wie sein Stiefbruder, und focht dann bei St. Gotthard gegen die Türken 1664 unter Montecuculi. Vier

Jahre vorher schon war er auf einer Reise nach Italien in einem elsässischen Kloster zur katholischen Religion übergetreten und hatte den Namen Bernhard Gustav angenommen. Von St. Gotthard zurückgekehrt, ward er Mönch in der Benediktinerabtei Rheinau in der Schweiz, von wo er aber wiederholt an den kaiserlichen Hof kam. Er ward 1671 Fürst-Abt zu Fulda und 1672 Kardinal von Baden. Er starb 1677.

Von der dritten, vierten und fünften Gemahlin, einer Gräfin von Waldeck, einer verwitweten Gräfin von Solms, geborenen von Geroldseck, durch die die Herrschaft Mahlberg an das Haus kam, und einer Gräfin Fürstenberg wurden keine Kinder geboren.

Markgraf Friedrichs V. Nachfolger war Markgraf Friedrich VI. Er regierte von 1659 bis 1677. In seiner Jugend hatte er unter Herzog Bernhard von Weimar und Banér, der ihn an Richelieu nach Paris sandte und 1640 sein Schwager ward, gedient. 1641 begleitete er seine verwittwete Schwester nach Schweden und vermählte sich hier mit Christine Magdalene von Pfalz-Zweibrücken, Schwester des nachmaligen Königs Karl Gustav, mit dem er auch in Polen den Feldzug machte. 1659 kehrte er zurück, um die Regierung zu übernehmen. Er war ein „courieuser Herr“, der Gemälde, Altertümer und naturhistorische Merkwürdigkeiten, griechische und römische Münzen sammelte, die der gelehrte und elegante Ezechiel Spanheim[1]), der damals, ehe er in die Dienste des großen Kurfürsten überging, in pfälzischen Diensten war, bekannt machte. Ebenso kaufte er die Bibliothek des berühmten Philologen Freinsheim[2]) in Worms für das Gymnasium zu Durlach. Bei dem Reichskriege, der 1674 gegen Ludwig XIV. von Frankreich

[1]) S. Band I S. 174.

[2]) Johann Freinsheim, geb. 1608 zu Ulm, Philolog und Historiker, gest. 1660, besuchte das Gymnasium zu Worms, bezog mit fünfzehn Jahren die Universität. Er bereiste Frankreich, wurde Professor in Upsala und von der Königin Christine von Schweden zum Historiographen und Bibliothekar berufen. 1651 kehrte er nach Deutschland zurück und ging auf Einladung des Pfalzgrafen Karl Ludwig als Professor honorarius an die Universität Heidelberg.

ausbrach, ward Markgraf Friedrich VI. zum Generalfeldmarschall ernannt und starb mitten im Kriege 1677. Er erwarb 1660 durch Aussterben der Grafen von Eberstein die Grafschaft dieses Namens im Schwarzwald. Die neue französische Hofsitte ward unter ihm eingeführt.

Von seiner zweibrückischen Gemahlin hinterließ er von acht Kindern fünf und mehrere von einer Favoritin, einer Oberoffizierstochter, die Freiherren von Müntzenheim betitelt wurden.

Markgraf Friedrich VI. folgte sein Sohn Markgraf Friedrich Magnus 1677 bis 1709. Er erhielt seine Bildung unter anderem in Paris und sah dann auf Reisen einen großen Teil von Europa. Er erlebte, als er die Regierung angetreten hatte, noch einen Teil des ersten französischen Krieges, den der Nymwegener Frieden 1679 beschloß. Wie der weise Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, suchte auch er gute Beziehungen zu Ludwig XIV. und hielt einen Gesandten in Paris, einen Baron von Kronegk, der 1679 beim Abschied das königliche Bildnis in einem mit Diamanten besetzten Etui empfing. Baden ward damals noch von den Franzosen verschont. Aber in dem zweiten Kriege, dem der 1697 zu Ryswijk geschlossene Frieden ein Ende machte, ward seit dem Jahre 1689 Baden wie die Pfalz von den Franzosen unter den Mordbrennern Melac und Duras schrecklich verheert. Sie brannten beide Schlösser und die Stadt Baden nieder. Seitdem ist die ältere Burg auf der Höhe Ruine, eine der schönsten und größten in Deutschland nächst dem Heidelberger Schlosse. Ebenso brannten die Franzosen Durlach nieder mit der Karlsburg, Rastatt, Ettlingen und einen Teil von Pforzheim. Der Markgraf floh nach Basel und alle Einwohner, die sich retten konnten, flüchteten in die Berge und Wälder des Schwarzwaldes. Das Land verlor den vierten Teil seiner Einwohner. Der Schaden Baden-Durlachs allein belief sich auf neun Millionen Gulden. Eine Entschädigung dafür war die Aufnahme der französischen

Refugiés. Im spanischen Sukzessionskriege seit 1701 floh der Markgraf wiederholt nach Basel. Bis zum Jahre 1707 hatten noch die berühmten Linien von Stollhofen[1]) geschützt, in diesem Jahre, dem Todesjahre des Türkenlouis, durchbrach sie Marschall Villars und überschwemmte nun von neuem das Land. Vor Beendigung des Krieges 1709 starb Markgraf Friedrich Magnus.

Unter seiner Regierung wurde der kleine Hof von Durlach völlig neu gestaltet, wie damals alle größeren und kleineren Höfe in Deutschland. Das Oberhofmarschallamt, das unter Friedrich Magnus aufkam und die Abteilung der Kanzlei in die fünf fürstlichen Kollegien, das Geheimerats-, das Hofrats-, das Kirchenrats-, das Rentkammer- und das Deputationskollegium, bezeichnen die Epoche der Veränderung, die mit einer Mißachtung der ehemaligen Landstände Hand in Hand geht.

Markgraf Friedrich Magnus war seit 1670 vermählt mit Marie Auguste von Holstein-Gottorp. Er hatte ursprünglich sein Augenmerk auf die bekannte Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, nachherige Herzogin von Orleans gerichtet, die darüber in ihrer höchst drolligen Weise in einem Briefe an ihre Schwester aus Paris, 15. Dezember 1718, berichtet: „Es ist wahr, daß ich den Prinzen von Durlach an den König präsentiert habe. Daß ich seinen großen Herrn Vater schier einmal geheiratet hätte, ist gar wahr, daß er mir aber gefallen, ist die größte Lüge von der Welt, da war der gute Herr zu affectiert und abgeschmackt dazu. Es ist gar zu possierlich, wie diese Heirat zu meinem Trost zurückgegangen, um daß ich es Euch nicht verzählen sollte, liebe Louise. Markgraf Friedrich hatte ganz ordentlich angehalten bei J. G. dem Kurfürsten, unserm Herrn Vater, der ganz drin consentiert hatte. Markgraf Fried-

[1]) Die Stollhofener Linien waren eine von Markgraf Ludwig Wilhelm angelegtes System von Feldbefestigungen, die sich von Bühlertal östlich bis nach Stollhofen unweit des Rheins erstreckten und von ihrem Erbauer als uneinnehmbar angesehen wurden.

rich, des Prinzen Herrn Vater, war auch Freund von J. G. der Kurfürstin, Mein Frau Mutter, wollte also seines Sohnes Heirat nicht ohne ihr Consens tun, reiste derowegen expreß nach Cassel. Unterdessen aber daß dieser Herr auf der Post nach Cassel reist, kommen die Lothringer mit großen Pelzen und Pelzmützen und entführen in einem pfälzischen Dorf alle Pferde weg. Die Bauern versammeln sich mit Prügeln. Und das war eben, wie der alte Markgraf wieder von Cassel auf der Post reist. Die Bauern nehmen ihn und seine Suite vor die lothringischen Offiziere, so ihnen die Pferde gestohlen, schlagen also mit ihren Prügeln getrost zu und nehmen ihre Pferde. Der Markgraf meinte, es wäre eine angestellte Sache, und daß ihn der Kurfürst prügeln ließ, weil er meiner Frau Mutter Consens geholt hätte[1]), brach die Heirat gleich und schickte Baron Ermeck (?) nach Holstein, selbige Prinzeß zu fordern. Dieses war wohl eine von den größten Freuden, die ich mein Leben empfunden. Der junge Markgraf schickte einen Doctor nach Heidelberg . . . , ich antwortete, daß es mir leid sein sollte, zu wehren, seinem Herrn Vater gehorsam zu sein, daß er mir nichts schuldig wäre, bat ihn sehr, seine Heirat fortzuführen. Da sah er wohl, daß ich gar nicht verliebt von diesem Herrn war. Als ich die Aventiure hörte, fing ich an zu lachen und sagte: Von Markgraf Friedrich ist mirs leid (denn in der Tat hielt ich sehr viel auf diesen Herrn), aber es wäre possierlich gewesen, wenn ich dem jungen Markgrafen begegnet wäre. Nachdem wir beide geheiratet waren, hat der arme Herr in allen Occasionen so viel Freundschaft erwiesen, daß wir gute Freunde geblieben sein.“ Es kam also darauf 1670 die holsteinische Heirat zustande, aus der Friedrich Magnus elf Kinder geboren wurden. Johanna Elisabeth war mit Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg vermählt, der durch die Geschichte der Gräfin Grävenitz bekannt ist.

[1]) Die Kurfürstin und der Kurfürst lebten in Unfrieden und getrennt (vergl. Band I S. 172 ff.).

Dritter Abschnitt.

Karl III. Wilhelm.

1709—1738.

Die Gründung von Karlsruhe. Der Bleiturm und der „ridicule Sérail" mit den 160 Gartenmägdlein. Der Pagatrumpf für die Königin der Nacht. Des Markgrafen Persönlichkeit. Die Marginalresolutionen des Markgrafen. Seine Beliebtheit trotz aller Schwächen.

Markgraf Karl Wilhelm ist als der Erbauer von Karlsruhe und wegen seiner besonderen Eigenschaften ausgezeichnet. Er war in seinem kleinen süddeutschen Ländchen und in seiner lebensfreudigen süddeutschen Art einem paar hervorragenden norddeutschen Zeitgenossen, wie August dem Starken von Sachsen-Polen und Friedrich Wilhelm I. von Preußen ähnlich. Etwas von dem heroisch-galanten Genie des ersteren war in ihm und er warf sich wie letzterer mit Eifer auf die Staatsverwaltung als ein Exempel rastloser, außerordentlicher Tätigkeit und leidenschaftlicher Geschäftigkeit. Sein Grundsatz war: „daß von oben herab gewürkt werden müsse".

Markgraf Karl war geboren im Jahre 1679. Er erhielt seine Bildung vom elften Jahre an zu Lausanne und Genf, wohin er unter Aufsicht seines Hofmeisters Johann Bernhard von Gemmingen ging. Darauf begab er sich nach Holland und besuchte die Universität Utrecht. Während dieser Studienzeit zu Utrecht begleitete er 1693, vierzehnjährig, seinen großen Vetter Louis von Baden auf einer politischen Mission nach England. Im folgenden Jahre 1694 ging er nochmals auf zwei Monate nach England, bereiste dann Italien bis Neapel

und sah im Jahre 1696 Schweden, woher seine Großmutter stammte, die Schwester Karl Gustavs. Er kehrte über Berlin zurück. 1697 verheiratete er sich erst achtzehnjährig, mit der fast zwei Jahre älteren Prinzessin Magdalene Wilhelmine von Württemberg. Als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, diente er in acht Feldzügen unter Markgraf Ludwig. Der Vater hatte frühzeitig den kriegerischen Heldenmut in ihm zu wecken versucht, indem er ihm eine Schanze bei Durlach aufwerfen und durch Offiziere Unterricht in der Kriegskunst erteilen ließ. Der junge Prinz bediente sich zur Ausführung seiner Manöver der zahlreichen Schuljugend von Durlach. Er wohnte der Belagerung von Landau bei, focht mit bei Friedlingen am Tullinger Berge, wo er verwundet ward, bei Höchstedt-Blenheim und stieg bis zum kaiserlichen Generalfeldmarschall-Leutnant.

Markgraf Karl war dreißig Jahre alt, als der Tod seines Vaters ihn im Jahre 1709 zur Regierung berief. Er war ein großer, langer, stattlicher Herr, von einer ungemein robusten Konstitution, außerordentlich kräftig und stark, aber dabei von sehr zärtlichen, empfindsamen und galanten Neigungen. Schöpflin[1]) drückte das verblümt so aus: „Die Natur, welche unschlüssig war, ob sie einen Herkules oder einen Sohn der Venus bilden sollte, tat beides.“ Karl warf sich als Regent mit ganzer Macht auf die Geschäfte und Arbeiten des Staatsmanns und als Mensch auf die Freuden und Genüsse des Lebens. Mit den angestrengtesten Tagesbeschäftigungen wechselten die deliziösesten Vergnügungen der Nacht. Der Ort, wo diese doppelte Regentenwonne geschlürft wurde, war die neue Residenz, die von dem Herrscher selbst nach eigenhändigen Rissen angelegt und „Karlsruhe“ betitelt wurde. Er schuf sie sich

[1]) Johann Daniel Schöpflin, geb. 1694 zu Sulzburg im Breisgau, gest. 1771 zu Straßburg i. E., Geschichts- und Altertumsforscher, der u. a. eine siebenbändige Historia Zaringo-Badensis verfaßte. Seine ansehnliche Bibliothek und seine Sammlungen, die er der Stadt Straßburg vermacht hatte, gingen im Jahre 1870 beim Bombardement der Stadt leider zugrunde.

sogleich nach Wiederherstellung des Weltfriedens im Jahre 1715 in einer Sandebene inmitten des Hardtwaldes. Sie war zwar nur von Holz, ein einfaches dreistöckiges Jagdschloß, aber es war ein kleines Fontainebleau im erschöpfenden Sinn des Wortes. Es barg sich in diesem bescheidenen anspruchslosen Aufenthalt der Ruhe und Stille, der Einsamkeit und des Friedens ein kleines irdisches und zwar orientalisches Paradies. Die Houris desselben bildeten die famosen einhundertsechzig Gartenmägdlein des regsamen, unermüdlich tätigen und unermüdlich galanten Markgrafen. Was die Potsdamer lange Garde dem preußischen Könige war, waren die niedlichen Gartenmägdlein dem badischen Markgrafen. Sie bildeten eine weibliche Leibgarde, als Heyducken und Husaren verkleidet. Acht dieser sog. Kammerfrauen hatten täglich die Wache und den Dienst, bedienten ihren Herrn bei der Tafel, begleiteten ihn in Husarenuniform auf seinen Spazierritten und Spazierfahrten. Auch auf Reisen durften sie nicht fehlen. Alle Abende ließ er unter diese Houris die achtundsiebzig Karten eines Tarockspiels austeilen und die Glückliche, welche den Pagattrumpf erhielt, ward die Königin der Nacht. Diese Mädchen waren so vielseitig gebildet, daß die meisten von ihnen Musik und Tanz verstanden und daher in der Schloßkapelle Musik machen und auf dem Schloßtheater Komödien, Opern und Ballette aufführen konnten. Wiederholt ward von diesen Mädchen die Operette „Celindo" oder „die gepriesene Schäfertreue" ihrem Herrn zur Kurzweil aufgeführt. Die einhundertsechzig Mädchen wohnten in den Zellen des sogen. Bleiturms, eines achteckigen Turmes, der seinen Namen von dem Bleiboden unter der Kuppel erhalten hatte. Er war das Serail, das den badischen parc aux cerfs barg. In diesem Serail hatten die Mädchen zwar ein köstliches Leben, auch wieder besondere Dienstmädchen zu ihrer Bedienung, aber der Herr verhing über sie strenge Klausur. Sie mußten immer zum Dienst bereit sein. Klingeln führten aus seinen Gemächern

in die Zellen der Mädchen. Er brauchte nur die Klingel mit dem Namen derjenigen zu ziehen, die ihm gerade in den Sinn kam, so war sie da. Der famose Bleiturm bildete das Zentrum des großen Zirkels oder Doppelfächers, welchen auf der einen Seite der hinter dem Schlosse gelegene Wald mit seinen zweiunddreißig Durchhauen oder Alleen bildet und der Stadt Karlsruhe auf der anderen Seite vor dem Schlosse mit ihren damals vorschriftsmäßig aus einstöckigen Häusern mit Mansardendächern nach dem Vorbild der holländischen Gartenhäuser gebauten Straßen.

Die Paradiesesherrlichkeit des badischen Markgrafen erregte freilich manche christliche Bedenken im In- und Ausland. Die ehemalige Braut des Vaters des Markgrafen, die Herzogin von Orleans, ließ sich über die Wirtschaft in dem schon angeführten Briefe aus Paris unterm 15. Dezember 1718 so aus: „Ich habe von dem ridiculen Serail gehört, so der Markgraf von Durlach hält. Wie ich jetzt von unseren Deutschen, es seien Fürsten oder andere Herren, höre, so sind sie alle so närrisch, als wenn sie aus dem Tollhaus kämen. Ich schäme mich recht davor. Was sagen aber die Herren Pfarrer zu solchem Leben?" Und unterm 13. September 1719 schreibt sie wieder: „Närrischer hat mans nie erlebt." Ein Brief endlich vom 3. April 1721 spielt noch auf ganz besondere Raffinements an: Ich fürchte, der Markgraf von Durlach sei ein Narr in Folio geworden. Freilich habe ich schon von seinem Serail gehört. Der Markgraf ist sein Leben nicht hier im Lande (in Frankreich) gewesen, sondern nur sein Prinz. Die Mätressen mit Ruten hauen ist ein Ragout von Debauchen, so mehrmal geschehen, bei Pfaffen ist es mehr geschehen."

Im Jahre 1722 schaffte endlich der „tolle" Markgraf, „der Narr in Folio", als gar zu viel Gerede über den Serail entstand, alle diese Mädchen ab bis auf siebzig oder achtzig der schönsten, welche er, allein schon zur Aufrechterhaltung des Tarockspiels, durchaus nicht missen konnte.

Der tolle Markgraf sah sehr darauf, trotz seines muhamedanischen Harems als christlich frommer Fürst zu gelten. Er mochte sich mit dem Beispiel des weisen Königs Salomo wie so viele andere gleichzeitige Fürsten absolvieren. Alle Morgen ließ er sich von seinem Kammerdiener mehrere Kapitel aus der Bibel vorlesen und sich verschiedentlich aus dem frommen Pädagogium zu Halle einen besonderen Prediger kommen, der ihm das Abendmahl reichte. Freilich ließ damals König Friedrich Wilhelm I. von Preußen unterm 21. August 1726 eine Kabinettsordre an den Vorsteher, den berühmten Hermann Franke, ergehen mit dem Bedeuten: „den Prediger, welcher vor diesem im Waisenhause gewesen, der den Markgrafen das heilige Abendmahl giebet und zugleich approbieret, daß der Markgraf viele Huren hält, ernstlich deshalb zur Rede zu stellen.“

Der stärkste Beweis, daß Markgraf Karl seine christlichen Regentenpflichten durchaus mit seinem Haremsleben vereinbaren zu können glaubte, spricht aus der Inschrift, welche er am Portale des Jagdschlosses Karlsruhe auf seinen Wappentieren, den Zähringer Löwen, aushauen ließ; die eine war lateinisch, die andere deutsch. Letztere lautet also:

Anno 1715
War ich ein Wald,
Der wilden Tiere Aufenthalt.
Ein Liebhaber der Natur
wollte hier in der Stille
die Zeit vertreiben.
In Betrachtung der Creatur
die Eitelkeit verachtend
In einem kleinen Schloß den Schöpfer recht verehren.
Allein
Das Volk kam auch herbei,
bauete, was du hier siehest.
Also keine Ruhe

Solang die Sonne glänzt
Als allein in Gott
zu finden,
welche du
wenn du nur willst,
mitten in der Welt
genießen kannst.
Anno 1728.

Aus diesen Zeilen redet das gerüttelt Maß des Selbstgefühls eines kleinen Erdengotts, der sich gar keiner Schranke bewußt ist und der mit Gott vollkommen gut zu stehen so fest überzeugt ist, daß ihn auch nicht der leiseste Hauch eines Zweifels an der mangelnden Gottgefälligkeit seines Wandels betrübt. Diese Weltanschauung des badischen Markgrafen findet sich im achtzehnten Jahrhundert nicht vereinzelt; eine ähnliche und nicht mit minder staunenswerter Sicherheit zum Ausdruck gebrachte Auffassung von Gott und Welt findet sich bei zahlreichen hohen Herren seiner Zeit.

Materielles Elend genug ging mit der markgräflichen materiellen Herrlichkeit in Karlsruhe Hand in Hand. Schon 1716, ein Jahr nach der Stiftung von Karlsruhe, war es dringlich nötig geworden, ein großes Armen-, Zucht- und Waisenhaus zu Pforzheim zu stiften.

Zum immerwährenden Andenken der Gründung von Karlsruhe stiftete Markgraf Karl gleichzeitig 1715 einen Hausorden de la fidélité: den Orden der Treue, der der erste badische Orden blieb. Sein Zweck war, wie des Stifters eigene Worte lauten: „seine adeligen Diener zu treuen Diensten aufzumuntern und auswärtige, deren wahrhafte Zuneigung für seine Person er geprüft hätte, mit gebührendem Danke zu lohnen".

In höherem Grade, als er ein guter Christ war, war Markgraf Karl ein guter Landesherr. Zwar erwog er bei allem und jedem seinen eigenen Vorteil, er füllte aber den Schatz, hob den

in den schweren Kriegszeiten gesunkenen Kredit und eröffnete dem Lande neue Hilfsquellen. Das Einkommen der Markgrafschaft stieg bis auf 400 000 Gulden, wovon Karl für seine eigenen Bedürfnisse nicht den geringsten Teil verbrauchte. Seine Hofhaltung war für den kleinen Hof gar zahlreich und prächtig, seine menus plaisirs, seine Kapelle, seine Menagerie und seine Gärten kosteten ein erkleckliches Geld. Die Menagerie bestand aus vierundzwanzig verschiedenen Kabinetten und enthielt Affen, Kamele, Bären, Hirsche, Rehe, Biber, auch eine Volière mit schönen Vögeln. Ganz besonders aber waren die Gärten des Markgrafen Passion. Wie bei den Regierungsgeschäften griff er auch hier persönlich zu, und man sah den Landesherrn selbsteigen in einfacher grüner Jacke fleißig in seinem Schloßgarten die Schaufel führen und den Spaten handhaben. Karl war einer der eifrigsten Blumenliebhaber seiner Zeit, sein Hof- und Lustgärtner Thran war von ihm mehrmals auf Reisen geschickt worden, und er selbst reiste dreimal ins große Blumen- und Zwiebelland nach Holland und kaufte in Harlem ein eigenes Haus, wo er mit den Blumenliebhabern verkehrte. Nicht weniger als 6000 ausländische Bäume, Orangen und dergleichen hatte Karl in seinen Gärten, 5000 Sorten von Tulpen, 800 von Hyazinthen, 600 von Nelken, 500 von Aurikeln, 400 von Ranunkeln, 200 von Anemonen und 100 von Narzissen. Die Blumen wurden vom Hofkupferstecher in Kupfer gestochen und füllen eine Reihe von Foliobänden in der Hofbibliothek.

Des Markgrafen Tagesordnung war fest bestimmt und eine Kette verschiedenster Tätigkeiten. Im Sommer stand er schon um vier Uhr auf, kleidete sich, nachdem ihm sein Kammerdiener die Bibelkapitel vorgelesen hatte, an und eilte in seine Gärten. Die steigende Sonnenhitze trieb ihn von der Gartenarbeit zu der Arbeit mit den Ministern, zu chemischen Experimenten oder zum Zeichnen. Um vier Uhr hielt er, von den acht die Jour habenden Gartenmägdlein bedient, Tafel, dann ging er auf die Jagd oder gab seinen Untertanen Audienz.

Zum Souper aß er wenig und zog sich zeitig zu den Nachtfreuden zurück. Er sprach mehrere Sprachen und sah sehr gern Fremde, die er mit ausgezeichneter Artigkeit behandelte, an seinem Hof. Er war, wie er denn ein durch und durch lebensfreudiger Herr war, ein großer Freund von Tanz und Musik, und es fehlte auch an dieser Gattung von Lustbarkeit am Karlsruher Hofe nicht. Sehr selten war er von Krankheiten heimgesucht, den starken Körperbau beugte nur das späte Alter. In den letzten Jahren seines Lebens rührte ihn der Schlag und mit Widerstreben mußte er seinen Räten die Geschäfte überlassen. Doch benutzte er jeden Moment der Erleichterung, um noch vom Gange der Staatsgeschäfte Kenntnis zu nehmen.

Gleich im Anfang seiner Regierung hatte er eine Verordnung ins Land gehen lassen, durch die er bekannt machte, daß jeder seiner Untertanen ihm Dienstags in öffentlicher Audienz seine Anliegen solle eröffnen können. Es traf sich, daß die Supplikanten, während sie sich nur bescheidenen Mut hatten antrinken wollen, um vor dem Landesherrn zu erscheinen, unterweilen sich etwas weinberauscht präsentierten. Der autokratische Herr schrieb dann, wie der preußische König Friedrich Wilhelm I. kräftige lakonische Marginalresolutionen auf die Supplike, z. B.:

„. . . Dem Salzinspektor H . . . . r bedeute, er soll sich nicht mehr so voll wie das letzte Mal in die Audienz begeben oder das Profosen Haus mit Wasser und Brot wird die Recompense sein."

„Dem versoffenen Lumpenhund, dem alten Förster M........n habt ihr zu bedeuten, daß, wenn er noch einmal besoffen in die Audienz kommt, so werde ich ihn derb mit der Hundepeitsche klopfen lassen. Carl."

„Wenn er noch einmal so kommt, mich zu molestieren, so werde ich ihn greifen und in Turm stecken lassen."

Der Wein, die Wein-Exzesse und die demütigen Gesuche der markgräflichen Beamten um Weinzulagen bilden einen sehr

häufigen Gegenstand der landesväterlichen Regierungssorgen. So heißt es unterm 19. Dezember 1724:

„Ich habe vernommen, daß der Meßner von der Durlacher Stadtkirche 1. sich so oft er Kommunion-Wein holt, blindblatzvoll im Keller sauft, 2. mehr Wein holt, als er braucht, 3. den Kommunion-Wein über Nacht im Haus behält und wie leicht zu glauben, wohl verfälscht. Es soll also das Ober-Amt und Amtskeller zu Durlach sich in der Sache ganz stille informieren lassen und genau Nachfrag halten, alsdann den Sigrist darüber hören, und endlich mit Zuziehung des Spezialats die Sache legaliter in seine debitam formam bringen et cum remissione hujus berichten.

Karlsruhe, den 19. Dezember 1724. Carl."

Als das Oberamt berichtete, daß alle Nachforschungen vergeblich gewesen seien, schrieb Karl auf den Rand des Berichts:

„Die Kammer soll eine Verordnung machen, daß das Saufen unterbleibe. Es heißt hie: si fecisti nega!"

Auf die Bitte um Weinzulagen lautete die abfällige Antwort einmal:

„Dem Förster St . . ck von Langensteinbach habt ihr zu bedeuten, daß ich auf sein Gesuch um Wein gar keine Antwort mehr gebe, denn er sauft viel zu viel, das sehe ich ihm an seinen 3 Nasen an."

Beifällig lautete sie ein andermal bei einem Förster aus dem Breisgau:

„Ich seh es ihm an der roten Nas an, daß er gern vielen und guten Wein sauft; man gebe ihm erster Klasse."

Sogar Geheime Räte supplizierten um Weinzulage. Als der Geheime Rat von Günzer Landvogt der Markgrafschaft Hochberg geworden war, erhielt er seiner Verdienste wegen eine starke Weinzulage und der Markgraf setzte unter das Dekret die Worte:

„Vom alten! Carl."

Die bewilligenden Resolutionen auf Eingaben erfolgten mit den Worten: „Fiat“, „placet“, „fiat expeditio favorabiliter“. Die abschlägigen dagegen lauteten: „abzuweisen“, „bello modo abzuweisen“, „kann nicht wohl sein“ — oder auch „soll zum Teufel gehen.“

Außer den drei Geheimen Räten von Rotburg, zur Glocken und Bürklin und dem eben erwähnten von Günzer standen noch in Karls besonderer Gunst die Geheimen Räte von Wallbrunn, aus einem alten reichsfreien rheinländischen Geschlechte, und Scheid, der Kammerpräsident von Gemmingen, ein Herr aus der fränkischen Reichsritterschaft und der Kammerdirektor Müller. Besonders wohl gelitten war der Reisemarschall Schott von Schottenstein.

Außer der weiblichen Leibgarde im markgräflichen Bleiturme waren im Lande vierhundert Mann Miliz verteilt. Der Markgraf selbst errichtete im Jahre 1721 diese Landmiliz, die unter dem Oberbefehl des Rats und Obervogts von Fasold zu Durlach stand. Die schlecht uniformierte Truppe erregte mit ihren unbehilflichen Manövers lauten Spott. Er hörte aber sehr bald auf, als der Markgraf anbefahl: „jeden, der seine Zunge nicht zähmen könne, unter diese Miliz mitzustecken, er sei wohl oder übel gestaltet.“

Als im Jahre 1733 der polnische Sukzessionskrieg ausbrach, floh der Markgraf nach Basel in sein dortiges Hotel und kam erst im September 1736 zurück. Seine vortreffliche Gemahlin aber, Magdalene Wilhelmine, die Schwester des durch die Grävenitzsche Geschichte gekennzeichneten Herzogs Eberhard Ludwig von Württemberg, die getrennt von ihrem Eheherrn, dem Chef der Gartenmägdlein, lebte, blieb mit den beiden Prinzen in ihrer Residenz Durlach in der Karlsburg, und die feindlichen Generale, sowohl die französischen, als Biron, der mit seinen 10 000 Mann Russen bei Grötzingen stand, bewiesen ihr alle Achtung.

Markgraf Karl Wilhelm starb 1738 als einer der galantesten und doch beliebtesten Selbstherrscher von Deutschland. Er war so tolerant, daß er in dem lutherischen Lande zu Karlsruhe, seiner neuen Hauptstadt, wohin von Durlach die Kanzleien und Kollegien verlegt wurden, den Reformierten eine Kirche, den Katholiken ein Bethaus und den Juden eine Synagoge bewilligt hatte.

Die zwei Prinzen, die ihm seine Gemahlin geboren, starben beide noch bei seinen Lebzeiten, der eine, Karl Magnus, 1712 zu Lausanne, elf Jahre alt, der andere, Friedrich, mit einer oranischen Prinzessin vermählt, 1732, achtundzwanzig Jahre alt. Dieser hinterließ zwei Prinzen, Karl Friedrich, der sukzedierte, und Wilhelm Ludwig, der 1788, sechsundfünfzigjährig als holländischer Generalleutnant und Gouverneur von Arnheim starb, und aus dessen Liaison mit Wilhelmine Christine von Seldeneck die Herren von Seldeneck stammen.



Zweites Buch.

Das Großherzogtum Baden.

Erster Abschnitt.

Karl Friedrich, der erste Großherzog.
1738—1811.

Jugend und Erziehung. Die erste Ehe mit Karoline von Darmstadt, die zweite mit Luise von Geyer, Gräfin Hochberg. Karl Friedrichs Regententugenden. Goethes Eindruck von der Langeweile am Karlsruher Hofe. Der französische Revolutionskrieg. Der plötzliche Tod des Erbprinzen Karl Ludwig in Schweden. Der Reichsdeputationshauptschluß. Baden wird Großherzogtum. Der Tod des Nestors unter den europäischen Fürsten. Die Hochbergsche Nachkommenschaft.

Markgraf Karl Wilhelms, des galanten Stifters von Karlsruhe, Nachfolger wurde sein Enkel, Markgraf Karl Friedrich. Er kam 1738 mit zehn Jahren zur Regierung, die eine der längsten war, die ein deutscher Fürst jemals geführt hat: sie dauerte dreiundsiebzig Jahre. In seine Regierungszeit fiel das Glücksjahr, in dem Baden durch Napoleons Gnade Großherzogtum wurde.

Karl Friedrich war 1728 im sog. Zirkelhaus zu Karlsruhe geboren, wo seine Eltern, der Erbprinz Friedrich und Anna von Oranien wohnten. Der Vater starb, als Karl Friedrich vier Jahre alt war, die Mutter war gemütskrank. Der Vater war jener Prinz, den die Herzogin von Orleans dem König von Frankreich 1718 präsentiert hatte. Sie nennt ihn „das kleine artige Prinzchen von Durlach, kommt mir ein wenig wie ein Zwergelchen vor (er war damals fünfzehn Jahre alt), war hier so ehrbar wie ein Jüngferchen, auch so, daß viele ihn davor gehalten haben, hat doch erwiesen, daß er es nicht

ist, weil er einen Sohn gehabt." Karl Friedrichs Erziehung ward nun von seiner väterlichen Großmutter, der württembergischen Prinzessin Magdalene Wilhelmine, geleitet, die getrennt von ihrem galanten Gemahl gelebt und in der Religion ihren Trost gefunden hatte. Sie suchte auf ihren Enkel frühzeitig durch die Religion zu wirken, starb aber schon, als der Markgraf erst vierzehn Jahre alt war, 1742. Die traurigen Familienverhältnisse und die eben so traurigen Eindrücke des Krieges, die in seine Jugend fielen, erhielten Karl Friedrichs religiösen Sinn. Sein Herz, das zur Kontemplation neigte, glühte von der damals alle zärtlichen Gemüter erfüllenden Philanthropie, der Schwärmerei für Menschenglück, Tugend und Wohltun. Trotz einer gewissen Schwermut und Schüchternheit, die ihm immer blieb, wallte aber sein Blut feurig und er war zur Heftigkeit in der Liebe und im Zorn geneigt. Noch im Alter begegnete es ihm, daß er mit dem Fuße stampfte. Er genoß einer vortrefflichen Gesundheit und einer oft sehr glücklichen Laune. Er ward ein guter Tänzer und Reiter. „Liebe", sagt sein Biograph, der Obervogt, spätere Oberhofrichter Drais von Sauerbronn, „war in seinen jungen Jahren ein Ausfluß seiner Kraft und seines Zartsinns. Die fürstlichen Vettern und die Minister drangen in ihn, daß er bald sich vermähle."

Karl Friedrich begab sich nach dem Tode seiner Großmutter nach der Akademie von Lausanne, wo auch schon sein Vater und Großvater ihre Studien gemacht hatten. Sully, der große französische Staatswirt, ward frühzeitig sein Studium und Vorbild. Freilich ein großes Vorbild für die kleinen Verhältnisse, in die Karl Friedrich als sehr kleiner Fürst trat. Mit dem Blick für das Große verband er die Rücksicht auf das Kleine, das er bis zur Pedanterie ängstlich wahrnahm. Vorerst genoß er reichlich seine Jugend, da ihm das Glück zuteil geworden war, so frühzeitig unabhängig und unbeschränkt zu werden. 1745 trat er eine Reise an über Genf nach Frank-

reich, insbesondere nach dem Venusberge in Paris, und über Belgien nach dem Haag, wo er seine mütterliche Großmutter, Marie Luise von Hessen-Cassel, die Mutter des Erbstatthalters Wilhelms IV. und deren Sohn, seinen Oheim, den Erbstatthalter, besuchte. Er kehrte über Cassel und Darmstadt zurück und ward darauf vom Kaiser für volljährig erklärt, 1746. Ehe er aber die Regierung des Landes antrat, machte er eine neue Reise, 1747, nach Holland, übernahm dann zwar 1748 die Regierung, reiste aber 1750 nochmals vom Januar bis September nach der anderweiten hohen Schule der Liebe, nach Italien. Erst am Karlstage 1751, am 28. Januar, vermählte er sich, mehr aus politischen Erwägungen als aus Neigung, mit der fünf Jahre älteren Karoline Luise, Tochter Landgraf Ludwigs VIII. von Hessen-Darmstadt. Dann reiste er nochmals, und zwar ohne seine neue Gemahlin mitzunehmen, vom Mai bis September 1751 nach England.

Nach der Geburt des Erbprinzen 1755 ward das Verhältnis besser, die Markgräfin tat alles, um die Neigung ihres Gemahls zu gewinnen, und die zweiunddreißigjährige Ehe war im ganzen glücklich. Die Markgräfin eignete sich die Lieblingsbeschäftigung ihres Gatten, die Kameralwissenschaften, an, kaufte und pachtete Landgüter und bewirtschaftete sie mit der genauesten Ökonomie. Sie sammelte Natur- und Kunstsachen: ihre Sammlungen gingen in das fürstliche Naturalienkabinett und in die fürstliche Gemäldegalerie nach ihrem Tode über. Sie interessierte sich für alles, was ihren Gemahl in Kunst und Natur anzog und malte sogar, um ihn zu fesseln, Pflanzen. Beide unternahmen später auch gemeinschaftlich Natur- und Kunstreisen, 1765 nach Holland, 1767 nach Sachsen und 1771 nach Frankreich.

In diesem Jahre 1771 starb Baden-Baden aus und Karl Friedrich vereinigte nun wieder die beiden seit zweihundertfünfzig Jahren getrennten Markgrafentümer. Er kam dadurch zu einer Einwohnerzahl von 160 bis 200 000 Seelen und zu

einem Genusse von fast 1 200 000 Gulden. Aber auf der geerbten Mark Baden lag eine ungeheure Last von Schulden, fast so viel als das Erbe wert war. Die letzte Regierung war in Baden-Baden zum Teil vorsätzlich nachlässig gewesen, weil man, wie Kaspar Riesbeck[1]) in seinen Briefen sagt, wußte, daß ja doch ein protestantisches Haus nachfolgen werde. Aber der Fürst sowohl als die Fürstin ließen die äußerste Sparsamkeit walten, ohne die man allerdings verloren gewesen wäre. Der Markgraf trug die Schulden in neun Jahren ab. Die Markgräfin folgte der sehr oft ins Kleinliche und Lächerliche gehenden hausväterlichen Sparsamkeit des Markgrafen ihm zu Gefallen auch in der Hauswirtschaft nach. Sie trieb unter anderem mit dem Obste des Hofgartens einen kleinen Handel und böse Zungen sagten ihr nach, daß sie es nicht gern sähe, daß die Blumen von den Prinzen zu Sträußen gebrochen würden.

Im Jahre 1783 starb diese sparsame Dame auf einer Reise nach Frankreich. Sie hatte bisher mit ihren Prinzen beinahe jährlich eine Reise gemacht. Am 1. April 1783 ging sie, schon sechzig Jahre alt, von ihrem zweitgeborenen Markgraf Friedrich begleitet, nach Paris. Den Tag zuvor hatte sie geäußert: „Ich freue mich, einen Le Sage und Lavoisier[2]) zu sprechen und werde hübsche Sachen mitbringen." Aber schon nach wenigen Tagen traf der Kurier in Karlsruhe ein, daß die Markgräfin am sechsten der Schlag gerührt habe. Sofort brach Karl Friedrich mit dem Erbprinzen und dem jüngsten Prinzen Ludwig auf, erhielt aber schon hinter Straßburg die Nachricht von dem am 8. April erfolgten Tode Karolinen Luisens; ein erneuter Schlag hätte ihrem Leben nach wenigen Minuten ein Ende gemacht. Der Leichnam kam am 18. April aus Paris und ward in dem markgräflichen Begräbnis zu Pforzheim beigesetzt.

[1]) S. Band I S. 196.

[2]) Georges Louis Le Sage, geb. 1724 zu Genf, gest. 1803 daselbst, war als Physiker, Antoine Laurent Lavoisier, geb. 1743 zu Paris, gest. 1794 daselbst als Chemiker berühmt. Lavoisier insbesondere hat sich um die Entwicklung seiner Wissenschaft dauernde Verdienste erworben.

Der alte, fast sechzigjährige Markgraf — noch in diesem hohen Alter zärtlichen Herzens und feurig wallenden Blutes — vermählte sich darauf nach vierjähriger Witwerschaft am 24. November 1787 unstandesgemäß mit dem neunzehnjährigen Fräulein Luise Karoline Geyer von Geyersberg, Tochter des badischen Kammerjunkers und Obristleutnants Geyer von Geyersberg und einer Gräfin von Sponeck. Sie hieß seit der Vermählung Reichsfreiin von Hochberg und wurde 1796 von Kaiser Franz II. zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben. Sie war vierzig Jahre jünger als der alte Herr; ihr eigentlicher Liebhaber soll, wie man sich erzählte, dessen jüngster Sohn Ludwig aus seiner ersten Ehe, damals vierundzwanzig Jahre alt, der später 1818 sukzedierte, gewesen sein. Diese Verhältnisse spelen in der Kaspar Hauser-Affäre, auf die weiter unten noch zurückzukommen sein wird, eine gewisse Rolle.

Die lange fünfundsechzigjährige Selbstregierung Markgraf Karl Friedrichs begann inmitten des österreichischen Erbfolgekrieges, dem erst 1748 der Aachener Friede mit Frankreich ein Ende machte. Dann trat bis zum französischen Revolutionskriege — der siebenjährige berührte Baden nicht — ein fast fünfzigjähriger Friedenszustand ein. In dieser Zeit gewann der Markgraf eine große Popularität im Volke.

In den Jahren 1750—1771 erbaute sich Karl Friedrich statt des hölzernen Schlosses, in dem sein Großvater Karl Wilhelm, der Chef der Gartenmädlein, sein Freudenleben verbracht hatte, das neue Karlsruher Schloß aus Stein von größeren Umfange und in alt-französischem Stile. Der Hofhalt in diesem neuen Schlosse war stattlich, das Hofpersonal beträchtlich, der Aufwand aber doch einfacher und geordneter als an vielen weit kleineren Höfen. Die Hofordnung von 1750, die Karl Friedrich, als er in diesem Jahre nach Italien reiste, (er blieb damals neun Monate weg) erließ, enthielt noch manche mittelalterliche Bestimmungen. Unter anderen ward — denn die Hofspeisung ging während dieser neun Monate nach wie vor fort

— verordnet, daß der Schenktisch jedesmal nach beendigter Hoftafel sogleich aufgehoben werden solle. Übermäßiges Zutrinken, besonders das Frühstücken im Keller, in Küchen, der Konfektkammer, und die Schlaftrünke sollten gänzlich abgeschafft sein. Bei öffentlicher Tafel wurden die Kavaliere der Marschalltafel noch angewiesen, so lange hinter dem Markgrafen zu stehen, bis dieser den ersten Trunk getan habe. Alle Tage war öffentliche Tafel am Karlsruher Hofe. Es wurde dann an zwei Tischen, der herrschaftlichen und der Marschalltafel, welche aber im nämlichen Saale serviert war, gespeist. Zweimal in der Woche war Cour mit Musik, Spiel und Souper. Bei der Cour pflegte der Markgraf regelmäßig zu erscheinen, er spielte aber selbst nicht und auch beim Souper blieb er selten. Täglich wurden die angemeldeten Fremden empfangen. Als der Markgraf mit seiner Familie im Juni 1771 nach Paris reiste, hob er die Hofspeisung auf und gab den Nutznießern ein Kostgeld. Er hatte damals die Absicht, seine Söhne eine Zeit lang in Paris erziehen zu lassen, sie ward aber vereitelt durch den Tod seines Vetters von Baden-Baden, der ihn zur Rückkehr bestimmte. Sobald er wieder in Karlsruhe eingetroffen war, wurde auch die Hofspeisung wieder eingeführt.

Besser geregelt war die Staatsverwaltung Badens jedenfalls unter Karl Friedrich als in vielen größeren und in den meisten kleineren deutschen Staaten. Es kam in Baden weder die schändliche Soldatenverkäuferei vor, die fast alle deutschen Principions mit kaltem Blute trieben, noch der schändliche Diensthandel, wie er in der Pfalz, in Bayern und in Württemberg getrieben wurde. Die Ämter wurden auf Vortrag der Kollegien besetzt. Karl Friedrich setzte, wie sein Großvater es schon getan hatte, öffentliche Audienztage an, auf denen er jedem, auch dem geringsten Untertanen, seine Anliegen vorbringen ließ. Die Justiz wurde menschlicher als anderswo verwaltet. Der Markgraf schaffte schon 1767 die Tortur ab. Er war einer der ersten deutschen Fürsten, welcher die Todesstrafe

aufhob; auch die Gefängnisse erhielten eine menschlichere Einrichtung. Die Juristen liebte Karl Friedrich nicht. Er pflegte zu sagen: „Ich habe immer geglaubt, daß kein Mensch Zeit und Kraft habe, alles zu wissen, aber mit den Juristen muß es anders sein, die wissen alles." Sein Hauptaugenmerk richtete er auf die Schulen. Sie fehlten in gar manchen Dörfern der Markgrafschaft noch gänzlich. Schon im Jahre 1768 ward zu Karlsruhe ein protestantisches, späterhin auch zu Baden ein katholisches Seminar errichtet, um Schullehrer für das Land auszubilden. Zu allgemeinem Gebrauch öffnete der Markgraf die Hofbibliothek und war auf ihre Vermehrung bedacht: schon 1778 wurden für die Bibliothek 2000 Gulden im Etat ausgeworfen.

Karl Friedrich war ein warmer Freund und Förderer der zu seiner Zeit wieder emporblühenden deutschen Nationalliteratur. Er war damals einer der wärmsten Verehrer von Klopstock und betätigte diese Verehrung, indem er ihn zu seinem Hofrat ernannte und ihm ein Jahrgehalt von 1300 Gulden verlieh. Er lud ihn zu sich ein, logierte ihn in seinem Schlosse und zog ihn zur Tafel. Als einmal Gäste da waren, wollte man ihn an die Marschallstafel weisen: Klopstock setzte sich nicht, verbeugte sich, ging fort und eröffnete seinem Bedienten: „Gleich Extrapost bestellen!" „Da Klopstock", schreibt Petersen an Merck [1]) aus Straßburg (den 9. März 1775), „nicht kriecht, sich nicht so viel bückt, nicht jeden Augenblick mit dem

[1]) Johann Wilhelm Petersen, geb. 1758 zu Bergzabern, gest. 1815 zu Stuttgart, studierte auf der Karlsschule die Rechte und wurde mit Schiller befreundet. Er neigte zum Trunke und konnte trotz seiner schriftstellerischen Begabung lange Zeit keine befriedigende Stellung finden. Zuletzt wurde er Bibliothekar in Stuttgart. — Johann Heinrich Merck, geb. 1741 zu Darmstadt, Sohn eines Apothekers, besuchte die Universität Gießen, ging als Hofmeister eines Herrn von Bibra mit diesem auf Reisen, lernte am Genfer See eine Mlle. Charbonnier kennen, die er heiratete, wurde 1767 Sekretär bei der Geheimen Kanzlei in Darmstadt und später Kriegsrat. Seine unglückliche Ehe und große Vermögensverluste steigerten seinen Hang zur Schwermut. Nachdem er von einer Reise nach Paris, wo er die Eindrücke der beginnenden Revolution in sich aufgenommen hatte, zurückgekehrt war, endete er sein Leben durch Selbstmord 1791. Seine zahlreichen literarischen Arbeiten wissenschaftlichen,

Wort Durchlaucht um sich wirft, sondern öfters Sie zu sagen sich untersteht, so wird ihm von dem größten Teil der Hofleute die gute Lebensart abgesprochen." Mit Herder und Johannes Müller hatte der Markgraf den Plan, ein sog. patriotisches Institut für den Gemeingeist zu gründen, er ward durch die französische Revolution vereitelt. Der Schweizer Wundermann Lavater und der Autor der Theorie der Geisterkunde Jung-Stilling [1]), den er zum Professor der Kameralwissenschaft in Karlsruhe machte, gehörten zu seinen vertrauten Freunden, die er von Zeit zu Zeit bei sich sah, und mit denen er eine fortwährende Korrespondenz unterhielt: Lavater hatte dem Markgrafen seine berühmten physiognomischen Fragmente dediziert.

Auch für die schönen Künste hatte Karl Friedrich Interesse. Er legte eine Gemäldegalerie an und ließ unter Anleitung Denons [2]) in Paris Antikenabgüsse nach Baden kommen. Im Jahre 1784 errichtete Johann Appelt das erste Theater in Karlsruhe; die Bühne wurde im sog. Orangeriegebäude aufgeschlagen. Es gab in diesem Theater noch ein besonderes „Nobelparterre." 1807 baute Weinbrenner [3]) das neue Hoftheater, welches 1808 eröffnet wurde.

---

zum Teil auch belletristischen Inhalts wurden sehr geschätzt. Er unterhielt freundschaftliche Beziehung zu den hervorragendsten Männern seiner Zeit, namentlich auch zum Weimarer Kreis und vor allen zu Herder und Wieland und zu Goethe.

[1]) Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, geb. 1740 zu Grund im Nassauischen, gest. 1817 zu Karlsruhe, wuchs im Kreise pietistischer Bauern auf, wurde Kohlenbrenner und Schneider und erwarb sich als Autodidakt ein solches Maß von Bildung, daß er Hauslehrer werden und dann die Universität Straßburg beziehen konnte, wo er Medizin studierte. Hier lernte er den jungen Goethe, der sich für den schlichten und gütigen Mediziner interessierte, kennen. Er wirkte in Elberfeld als Arzt und erregte durch seine glücklichen Staroperationen die Aufmerksamkeit Er wurde an die Kameralschule nach Kaiserslautern und dann als Professor der Landwirtschaft nach Heidelberg, von hier nach Marburg, dann wieder nach Heidelberg und endlich nach Karlsruhe berufen. Seine Romane und seine Selbstbiographie zeichnen sich durch eine aufrichtige Frömmigkeit und gemütvolle Darstellung aus.

[2]) Dominique Vivant Denon, geb. 1747 in Givry, gest. 1825 zu Paris, Diplomat, Maler und Kupferstecher, durfte sich der Expedition Napoleons nach Egypten anschließen und wurde später zum Generaldirektor der Museen ernannt.

[3]) Friedrich Weinbrenner, geb. 1766 zu Karlsruhe, gest. 1826 daselbst, war der Sohn eines Zimmermeisters. Gönner ermöglichten ihm seine Aus-

Trotz aller dieser Förderungen der Künste und Wissenschaften konnte sich der Karlsruher Hof mit dem Musenhof in Weimar nicht messen. Ein stark spießbürgerlicher Einschlag war bemerkbar. Als Goethe im Jahre 1779 auf der Rückkehr von der Schweizer Reise Karlsruhe mit dem Herzog von Weimar besuchte, schrieb er unterm 20. Dezember an Frau von Stein: „Bis hierher hat sich noch keine Herzlichkeit zwischen den hohen Herzen spüren lassen. Es muß sich heute geben oder nie, denn morgen verreisen wir. Hier sind die Kinder schön und allerliebst, der Markgraf gefällig und unterhaltend, die Markgräfin gefällig und gesprächig, der Erbprinz in seine Augenbrauen retranchiert, aber gutwillig, die Erbprinzessin sehr passiv am Gängelbande der Frau Schwiegermama. Der zweite Prinz artig und möchte gern, der jüngste (Ludwig, der spätere letzte Großherzog aus der alten ebenbürtigen Dynastie) ganz ins Fleisch gebacken. So viel von der untertänigsten Sensation des ersten Tags." Unterm 22. Dezember 1779 schreibt Goethe dann aus Mannheim: „Von Karlsruhe sind wir gestern früh ab, die Langeweile hat sich von Stunde zu Stunde verstärkt. Gott im Himmel, was ist Weimar für ein Paradies!"

Das „Camerale", welches die Lieblingssache des Großvaters gewesen war, blieb auch die Lieblingssache des Enkels. Karl Friedrich interessierte sich enthusiastisch für die Neubelebung der Kameralwissenschaften durch das von Frankreich aus in Aufnahme gekommene physiokratische System. Er korre-

bildung in Zürich und auf der Akademie in Wien und eine Reise nach Italien. Vorbild wurde ihm die römische Architektur, die er jedoch nicht bis zu ihrem griechischen Ursprung zurückverfolgte. Da er in Karlsruhe kein rechtes Verständnis fand, ging er nach Straßburg, wo ihm Gelegenheit geboten wurde, sein Talent zu erproben. Er erhielt einen Ruf nach Hannover, doch veranlaßte die Gräfin Hochberg seine Anstellung als Bauinspektor in Karlsruhe. Er rückte zum Oberbaudirektor empor und baute in seiner Vaterstadt die neue katholische und lutherische Kirche, die Synagoge, das Rathaus, das Theater, das Ettlinger Tor, das Palais Hochberg, das Gartenpalais der Markgräfin Friedrich, die ältere Kaserne u. a. m. Er entwarf auch den Stadterweiterungsplan und gab dem Karlsruhe Karl Friedrichs die charakteristische Physiognomie. Seine Zeitgenossen ehrten in ihm nicht nur den bedeutenden Baukünstler, sondern auch den liebenswerten, vornehmen Menschen.

spondierte bis zur französischen Revolution fleißig mit dem Grafen Viktor Riquetti Mirabeau, dem Vater des berühmten Revolutionsmannes Honoré Gabriel Victor Riquetti Graf von Mirabeau und Verfasser des ami de l'homme, und mit dem bekannten französischen Physiokraten und Politiker Pierre Samuel Dupont (gest. 1817 in Amerika), der sein trauter Freund war und der ihm 1773 einen Besuch in Karlsruhe machte. Ein junger enthusiastischer, aus Weimar eingewanderter Professor Schlettwein wurde 1762 als Regierungsrat angestellt und ihm die physiokratischen Versuche, welche seit 1769 praktisch ins Werk gesetzt wurden, übertragen. Sie mißglückten aber kläglich: drei blühende Flecken des Landes, welche sich dem neuen Projekt unterwerfen mußten, wurden mit dem liederlichsten Gesindel überschwemmt und auf lange Zeit hinaus ruiniert. Regierungsrat Schlettwein verließ bereits 1773 den badischen Dienst. Andere, nicht nach der neuen französischen Manier unternommene Landesverbesserungen glückten dagegen besser. Karl Friedrich teilte die Leidenschaft seines Großvaters für Gärten, für welche denn auch wie für Pferde, beträchtliche Summen im Etat ausgeworfen wurden. Die Gartenzucht, die Obstpflanzung und der Weinbau wurden im ganzen Lande gehoben; nach dem Vorbilde der markgräflichen Domänen und Privatgüter, die im schönsten Flore standen, wurde auch der Landbau ausgestattet. Die Pferdezucht wurde veredelt, Stutereien wurden angelegt, Merinoschafe aus Spanien eingeführt. Noch sieht man bei Linkenheim, an der Landstraße von Karlsruhe nach Mannheim eine Pyramide, welche der Markgraf einem seiner Bauern zu seinem Ehrenandenken errichtet hat, mit der Inschrift: „G. A. Lang, genannt Bienenvater, verdankt die Austrocknung des Dammfeldes Karl Friedrich." Mittelst Ableitung des Morasts hatte Lang seinem Dorfe 320 Morgen guten Wiesenwachs und 150 Morgen Acker verschafft: die 5000 Gulden, welche das Werk kostete, hatte der Markgraf zum großen Teile vorgeschossen.

Die für Baden als ein Holzland so sehr wichtige Forstkultur wurde ganz neu geschaffen. Neue Eisenbergwerke wurden angelegt und Manufakturen und Fabriken blühten auf. Schon 1773 schickte Karl Friedrich vier junge Leute nach England, die dort bei großen Pächtern in die Lehre gehen sollten, auch Handwerker wurden aus England berufen. Auch viele Uhrmacher aus Genf wurden berufen.

Die mit dem Jahre 1783 beginnende Auswanderung nach Polen verbot Karl Friedrich zwar nicht, schränkte sie aber dadurch ein, daß er verordnete, daß die Einwilligung beider Gatten nötig sein solle, und daß für die in einer etwaigen früheren Ehe erzeugten Kinder und ihr Eigentum Vorsorge getroffen werden müsse. 1783 ward auch die Leibeigenschaft aufgehoben und die Frohnen auf ein mäßiges Maß heruntergesetzt. Alle Arten von, für den Landmann so besonders verderblichen Lotterien und Glückspielen wurden verboten.

Endlich war auch die Toleranz musterhaft, namentlich gegen die seit dem Aussterben der Linie Baden-Baden angefallenen Katholiken. Bereits im Jahre 1768 ließ Papst Clemens XIII. dem Markgrafen durch den Kardinalbischof von Speyer, Hutten, darüber seine Freude ausdrücken. Auch die Zensur wurde auf verständige und milde Art gehandhabt.

Unter diesen Verhältnissen gingen noch die ersten Jahre des Revolutionssturmes in Frankreich still an dem Lande vorüber. Karl Friedrich war den revolutionären Grundsätzen nicht hold. Sein eigener Leibarzt Leuchsenring, der ältere Bruder des preußischen Prinzenerziehers, der in Paris starb, wurde des Jakobinismus verdächtig und mußte schwer büßen. Der Markgraf überlieferte seinen Leibarzt, der eine zahlreiche Familie hatte, dem österreichischen General Wurmser, auf dessen Befehl er mit fünfundzwanzig Stockschlägen zum abschreckenden Exempel gezüchtigt wurde.

Erst im Jahre 1796 ergriff der französische Sturm auch das friedliche Baden. In der Nacht vom 23. zum 24. Juni

ging Moreau bei Straßburg über den Rhein, nahm den Kniebispaß des Schwarzwaldes und drang in das Herz von Schwaben ein. Der Markgraf floh nach Ansbach, kehrte aber noch in demselben Jahr zurück. Die Reichsarmee war im erbärmlichsten Zustande. Sie bestand aus zusammengerafftem Gesindel in den mannigfaltigsten Uniformen. Der badische Oberst Sandberg meinte, es fehle nur, daß man sie förmlich als Hanswürste kleide. Die Gewehre waren vom verschiedenartigsten Kaliber. „Hier stellt ein Kloster zwei Mann, dort ein Graf einen Fähndrich, dort eine Reichsstadt einen Hauptmann." Im Hauptquartier Moreaus zu Baden schlossen die württembergischen Gesandten schon am 17. Juli einen Waffenstillstand, die badischen Gesandten kamen zu Stuttgart am 25. Juli nach. Baden mußte seine sämtlichen überrheinischen Besitzungen, namentlich die Herrschaft Rodemachern im Herzogtum Luxemburg und den Anteil an der Grafschaft Sponheim abtreten und zwei Millionen Livres Brandschatzung zahlen. Nach dem Frieden von Campo Formio 1797 ward das Schloß zu Rastatt, wo einst Eugen und Villars 1714 den spanischen Erbfolgekrieg beendigt hatten, wieder zum Friedenskongreßort gewählt. Bonaparte erschien hier im November 1797, damals noch ein junger, achtundzwanzigjähriger hagerer Mann, umstrahlt von den Lorbeeren seiner italienischen Schlachten. Er hatte eben die Bleidächer Venedigs zerbrochen und in Campo Formio dem Grafen Cobenzl den Frieden vorgeschrieben. Er war nach Rastatt aus der Schweiz gekommen, um sich die Bevollmächtigten der großen und kleinen deutschen Fürsten zu besehen und ging dann nach Paris, um die Expedition nach Ägypten einzuleiten. Fünfzehn Monate, vom 9. Dezember 1797 bis 6. April 1799, saßen und ratschlagten die Gesandten der kleinen und großen deutschen Reichsfürsten, der Reichsgrafen und der Reichsstädte, der Bischöfe und Äbte und der sonstigen Prälaten, wie die Entschädigungen wegen des an Frankreich abgetretenen linken Rheinufers bemessen werden sollten. Stöße von Akten und

Protokollen wurden zusammengeschrieben. Während dessen waren die Hauptmächte Österreich und Preußen mit den Citoyens-Ministres von Frankreich längst einig geworden. Seit diesem Friedenskongreß war der Badeort Baden-Baden im schönen Oostal, der etwa zwei Stunden von der Kongreßstadt Rastatt entfernt lag, berühmt geworden, so daß oft 4000 Menschen sich hier zur Kur und an der Spielbank zusammenfanden, außer Deutschen, hauptsächlich Franzosen und Russen. Die langweiligen Verhandlungen des Rastatter Kongresses beendigte endlich eine neue Kriegserklärung Frankreichs und die schauerliche Katastrophe des Mords der französischen Gesandten [1]). Darauf folgte der Frieden von Luneville 1801.

In das Jahr 1801 fiel der plötzliche Tod des Erbprinzen Karl Ludwig auf einer Reise in den Norden. Er hatte sich im Jahre 1774 wieder mit einer Prinzessin aus dem Hause Darmstadt vermählt, Amalie, einer Bruderstochter seiner Mutter, der Tochter Ludwigs IX., des Pirmasenser Landgrafen und der geistvollen Karoline, der Freundin Friedrichs des Großen. Ihre beiden Schwestern wurden die Gemahlinnen des Kaisers Paul von Rußland und des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Amalie war, wie ihre Mutter, eine bedeutende Frau, von großen Formen und von einem festen, zähen, energischen Charakter, die noch lange ihren Gemahl überlebt und sich in großem Ansehen am Karlsruher Hofe zu behaupten gewußt hat. Der Erbprinz verunglückte auf einer Reise nach Petersburg und Stockholm; er war nach einem Diner von dem königlichen Lustschloß Haga bei Stockholm abgereist, war eingeschlafen und wurde bei Arboga mit dem Wagen umgeworfen. Er erhielt dabei eine schwere Wunde am Kopfe, die nach wenigen Stunden seinen Tod herbeiführte, am 16. Dezember 1801. Er hinterließ außer dem Erbprinzen Karl, der seines Großvaters Nachfolger wurde, fünf Prinzessinnen, von denen drei die Throne von Rußland, Schweden und Bayern bestiegen: Luise,

[1]) S. Band I S. 233.

die in Rußland den Namen Elisabeth annahm, vermählte sich 1793 mit dem Großfürsten, späteren Kaiser Alexander, Friederike Dorothea 1797 mit König Gustav IV. von Schweden, der aber 1809 sein Reich verlor und 1837 zu St. Gallen in der Schweiz starb [1]) und Karoline in demselben Jahre 1797 mit Max Josef, der der erste König von Bayern wurde. Die eine Prinzessin Marie vermählte sich 1802 mit Friedrich Wilhelm von Braunschweig, dem Kommandeur der Totenkopfhusaren, der 1815, sieben Jahre nach seiner Gemahlin, die ihm den 1830 durch die Revolution vertriebenen Herzog Karl geboren hatte, bei Quatrebras fiel. Die fünfte Prinzessin endlich Wilhelmine

[1]) Gustav IV. Adolf, König von Schweden, war im Jahre 1778 zu Stockholm geboren. Er war ein geschworener Feind Napoleons. Er suchte für die Wiedereinsetzung der Bourbonen zu wirken, protestierte beim Reichstag zu Regensburg gegen die von Napoleon veranlaßte Entführung und Ermordung des Herzogs von Enghien, sandte dem König von Preußen den Schwarzen Adlerorden zurück, weil auch Napoleon diesen Orden erhalten habe und ihm seine Ehre verbiete, der Waffenbruder eines Mörders zu sein, trat der Koalition gegen Frankreich bei, lehnte alle ihm von Napoleon gemachten Friedensangebote ab — kurz: folgte, ohne der Stimme der politischen Vernunft Gehör zu schenken, blindlings seinem Haß gegen Bonaparte. Kein Wunder, daß dieser mit allen Mitteln seinen Todfeind unschädlich zu machen suchte. Es gelang Napoleon, Rußland und Dänemark zu einem Angriff auf Schweden zu bewegen. Zwar wurden die Russen, die ohne Kriegserklärung in Finnland eingefallen waren, wiederholt geschlagen, aber die mangelnde Unterstützung, die die finnische Besatzung durch den König fand, nötigte zur Aufgabe Finnlands. Nun riet England zum Frieden. Doch Gustav Adolf antwortete sinnloserweise mit der Beschlagnahme aller englischen Schiffe in den schwedischen Häfen. Das Verhalten des Königs brachte in seiner eigenen Armee den Entschluß zur Reife, den Schädling auf dem schwedischen Königsthron abzusetzen. Der schwedische General Graf Adlercreutz, von nur fünf Verschworenen begleitet, drang am 13. März 1809 in das Schloß zu Stockholm ein, überwältigte den sich zur Wehr setzenden König und nahm ihn fest. Den folgenden Tag ward er aus Stockholm weggeführt. Vergebens suchte er durch freiwillige Thronentsagung seinem Sohne die Krone zu sichern. Der Reichstag erklärte am 10. Mai den König und seine leiblichen Erben der Krone Schwedens für immer verlustig und übertrug diese am 5. Juni auf den Herzog von Södermanland, der als Karl XIII. die Regierung übernahm. Starrköpfig wie er immer gewesen war, lehnte der enthronte König die Annahme jeder Pension ab, so daß er bei seinem geringen Privatvermögen in Armut geriet. Er lebte in Deutschland, in Holland und in der Schweiz und ward als Oberst Gustafsohn Bürger von Basel. Im Jahre 1812 ließ er sich von seiner Gattin scheiden. Er hinterließ einen Sohn und zwei Töchter, die älteste, Sophie, heiratete 1819 den späteren Großherzog Leopold von Baden.

ward 1804 die Gemahlin Großherzogs Ludwigs II. von Darmstadt.

Die bedeutendste unter diesen Prinzessinnen war die russische Kaiserin Elisabeth, die Gemahlin Alexanders, nicht bloß ihrem Range nach, sondern auch wegen ihrer geistigen Eigenschaften. Auf sie war unter acht Damen, die sich der großen Semiramis des Nordens persönlich zur Brautschau nach Petersburg gestellt hatten, zwei badischen, drei darmstädtischen und drei koburgischen Prinzessinnen, die Wahl gefallen. Nächst ihrer Freundin, der frühverklärten Königin Luise von Preußen, war sie eine der bedeutendsten Erscheinungen in den höchsten Fürstenkreisen. Während aber die preußische Königin eine durchaus heitere Natur war, neigte die russische Kaiserin zur Schwermut. Sie liebte vorzugsweise die Einsamkeit und stille, geistige Genüsse. Der Grund ihrer Schwermut war der tiefe Kummer über die Neigung Alexanders zu seiner Jugendflamme, der Fürstin Marie Antonie Narischkin, Gemahlin des Oberkammerherrn am russischen Hofe, geborenen Fürstin Czerwertinska, einer Frau, die noch im Jahre 1806 so auffallend schön war, daß Goethe aus Karlsbad an Frau von Stein schrieb: „Unter die letzten Ankömmlinge gehört eine schöne Fürstin Nariskin, welche zum Beweise dient, daß Alexander keinen übeln Geschmack hat."

Durch den Regensburger Reichsdeputationshauptschluß von 1803 erhielt Baden den Kurhut und die rechtsrheinische Pfalz mit der Residenzstadt Mannheim und der Universitätsstadt Heidelberg, dazu den größten rechtsrheinischen Teil der säkularisierten Bistümer Konstanz, Speyer, Straßburg und Basel. Auch die stiftspeyerische Residenz Bruchsal kam damals an Baden, desgleichen Konstanz am Bodensee. Statt der abgetretenen acht Quadratmeilen erhielt Baden fast neunmal mehr, statt 25000 fast zehnmal mehr Einwohner und statt 240000 Gulden das Sechs- bis Siebenfache, also 1½ Millionen Gulden Einkünfte. Das Land hatte nun eine Einwohnerzahl von 4 bis

500 000 Seelen. Der Einfluß der Familienverbindung trug in Regensburg zum ersten Male seine Frucht: Kaiser Alexander war nächst Frankreich der maßgebende Ordner der deutschen Verhältnisse zu Regensburg gewesen. Die Minister, namentlich Talleyrand, wurden mit bedeutenden Geldern bestochen. Außerdem hatte man dessen Sekretär, den berüchtigten Matthieu, Souschef de la division im Dachstübchen zu Paris, mit 6000 Louisd'or an Geld und Pretiosen und den russischen Staatsrat von Bühler mit einer Dose von 4000 Louisd'or bedacht. Haupt und Führer aller badischen Angelegenheiten des Landes war damals der Minister Sigmund von Reitzenstein, ein tüchtiger Mann von altem Schrot und Korn, der sich erst zurückzog, als der französische Einfluß zu herrisch wurde.

Nach dem Preßburger Frieden 1805 kam der Breisgau mit Freiburg, der alten Stammburg des Hauses, an Baden. Der Kurfürst fügte dem Titel eines souveränen Kurfürsten auch noch den eines Herzogs von Zähringen bei. Baden war jetzt fünfmal so groß als früher, aber es war eine aus lauter kleinen ungleichen Teilen zusammengeschobene Masse, die so wenig innerlich zusammenhing, daß im Jahre 1848 und 1849 schwere Erschütterungen eintraten. Die Königskrone, für die das Land doch zu klein gewesen wäre, lehnte Karl Friedrich ab, immerhin wurde Karl Friedrich im Jahre 1806 Großherzog durch Napoleons Gnade, trat dem Rheinbund bei und erhielt die Hoheit über die eingesessenen Mediatisierten, die Fürstenberge, Leyen, Leiningen usw. 1807 wurden die neuen Ministerien eingerichtet. Die von einer Engländerin, einer Freundin ihrer verstorbenen Mutter, erzogene, durch Schönheit, Geist und Herzensgüte ausgezeichnete Stephanie Beauharneais, eine Kusine der Kaiserin Josephine, die Napoleon adoptiert hatte, wurde am 7. April mit des Großherzogs Enkel, dem Erbprinzen Karl, vermählt. So war Baden mit den beiden damals mächtigsten Häuptern des Kontinents, mit Rußland und Frankreich, verschwägert.

Der alte Großherzog Karl Friedrich, der als Zivilgesetzbuch den Code Napoleon einführte, war ungeachtet mancher Schwächen ein in ganz Europa geachteter Fürst. Er starb, ohne die große napoleonische Katastrophe erlebt zu haben, 1811, als der Nestor der europäischen Monarchen im dreiundachtzigsten Lebensjahre und dem fünfundsiebzigsten Jahre seiner Regierung. Er war zuletzt so schwach geworden, daß er auf einem Rollsessel zu Tisch gefahren und daß ihm die Speisen von anderen in den Mund gebracht werden mußten. Nur sein Glas vermochte er noch selbst zu führen. Als er am 9. Juni 1811, an seinem letzten Mittag mit acht Personen zu Tisch saß, raffte er sich aus dem Schlummer, der ihn gewöhnlich überfiel, auf, sah sein Glas haltend einen nach dem anderen mit feierlichem Ernst an, so daß es allen auffiel, trank sein Glas aus und versank wieder in den Schlummer, aus dem er nicht wieder erwachte. Nur noch einmal drückte er seiner Gemahlin, der Gräfin Hochberg, stark die Hand und starb dann in der Nacht vom 9. zum 10. Juni.

Karl Friedrich hinterließ statt 200 000 Einwohnern, die Baden 1771 seit dem Anfalle von Baden-Baden zählte, über 1 Million und statt 1 200 000 Gulden Einkünfte 8—9 Millionen. Die Residenz Karlsruhe, durch Weinbrenner mit schönen Gebäuden geschmückt, zählte schon gegen 10 000 Einwohner.

Von der ersten Ehe mit der darmstädtischen Gemahlin, aus der der älteste Prinz Karl Ludwig 1801 auf der russischen Reise in Schweden verunglückt war, hinterließ er noch zwei Prinzen: Markgraf Friedrich, den Goethe 1779 als „artig und möchte gern" charakterisiert hatte. Markgraf Friedrich wurde holländischer General und starb 1817 unerwartet zu Karlsruhe. Der zweite Sohn, Markgraf Ludwig, der letzte der alten ebenbürtigen Nachkommenschaft, kam im Jahre 1818 zur Sukzession.

Von der zweiten Gemahlin, der Gräfin Hochberg, stammen drei Prinzen und eine Prinzessin. Von den Prinzen sukzedierte Leopold 1830. Markgraf Wilhelm, der beste unter den drei

Brüdern, wurde Chef des großherzoglichen Armeekorps und galt in der napoleonischen Zeit als ein großer Franzosenfreund. 1814 sah ihn Nostitz auf dem Wiener Kongreß und sagt von ihm: „Der Graf Hochberg, badischer General und zweiter seiner Familie ist ein junger hochgewachsener Mensch, der viele Dinge in der Welt gesehen, davon aber scheint nichts behalten zu haben als sein Handwerk. Er spricht sehr gewöhnlich, ist aber ein tüchtiger Soldat." Später gab er sich einer sehr kirchlichen Richtung hin. Der dritte Prinz, Max, wurde ebenfalls badischer General.

Die Prinzessin Amalie wurde 1818 an Karl Egon Fürsten von Fürstenberg vermählt.

Der Hofstaat war bis zum Anfall des Baden-Badener Landes sehr bescheiden. Allmählich wurde er vermehrt. Unter den Hofchargen findet sich ein Oberjägermeister von Tettenborn, einem thüringischen Geschlecht entstammend, der Vater des als Befreier Hamburgs in den Befreiungskriegen berühmt gewordenen Generals Friedrich Karl von Tettenborn. Als Baden im Jahre 1803 Kurfürstentum wurde, erfolgte die Ernennung Wolfgang Heriberts Barons von Dalberg, des Bruders des Mainzer Kurfürsten und späteren Großherzogs von Frankfurt, zum Oberhofmeister. Er stand vordem in pfälzischen Diensten und war Intendant des Mannheimer Nationaltheaters, als Schillers „Räuber" zur ersten Aufführung gelangten. Dalberg starb 1806 zu Mannheim. Ein Sohn war badischer Gesandter bei Napoleon und wurde 1810 von diesem zum Herzog ernannt.

Die oberste Landesbehörde bildete das Geheime Rats-Kollegium, das in der Mitte der achtziger Jahre in ein Kabinett umgewandelt wurde. Großes Ansehen genoß der einem livländischen Geschlecht entstammende Geheime Rats-Direktor Baron von Uexküll, der 1768 im Alter von 84 Jahren starb. Ihm folgte ein Baron von Hahn und dann Wilhelm Baron von Edelsheim aus der hessischen Ritterschaft. Sein Urgroß-

vater war Johann Georg Seufert, ein Müllerssohn aus dem Würzburgischen, der durch Zufall an den Hanauschen Hof gekommen und vom Kaiser geadelt worden war. Er nannte sich Johann Georg Seufert von Edelsheim. Baron Wilhelm von Edelsheim trat 1758 als Hofrat und Kammerjunker in badische Dienste und erwarb sich durch seine Tüchtigkeit und Gewandtheit das Vertrauen des Markgrafen. 1788 ward er Direktor des Geheimen Rats-Kollegiums. Goethe, der ihn in Karlsbad kennen lernte, hat ihn sehr geschätzt. „Ich kenne keinen klügeren Mann", schreibt Goethe am 20. September 1785 an Frau von Stein. Sein jüngerer Bruder Georg Ludwig, der bei Friedrich dem Großen, in dessen diplomatischen Diensten er stand, sehr beliebt war, trat 1784 ebenfalls in badische Dienste, rückte sehr rasch empor und wurde bei der Bildung des Kabinetts im Jahre 1807 Minister des Äußeren.

Das Portefeuille des Innern lag in den Händen des Barons Konrad Andlaw. Dieser stammte aus einer elsässischen Familie, war Appellationsgerichtspräsident in Freiburg, trat 1805 in den badischen Dienst, wurde 1810 Gesandter bei Napoleon und dann Minister des Innern. Nach seinem Rücktritt von diesem Posten widmete er sich als Hofrichter in Freiburg noch siebzehn Jahre hindurch wiederum der richterlichen Tätigkeit und starb, 73 Jahre alt, im Jahre 1839.

Der Militäretat betrug noch im Jahre 1770 nur ein Grenadier-Bataillon, zwei Kreiskompagnien, eine Dragoner-Schwadron und eine Kompagnie Invaliden. Nach dem Anfall von Baden-Baden stiftete der Markgraf eine Garde du corps für das Karlsruher Schloß und eine Schwadron Husaren. Vorübergehend wurde auch ein General ernannt, dann aber behalf man sich bis zur Erhebung zum Kurfürstentum mit Obersten. Unmittelbar bis zu diesem Zeitpunkt bestand die badische Armee aus 1125 Mann, und zwar der Garde du corps mit 35 Mann, den Husaren mit 41, dem Leibregiment mit 600, dem Füsilierbataillon Erbprinz mit 140, dem Füsilierbataillon Na-

statt ebenfalls mit 140, der Invaliden-Garnisons-Kompagnie mit 138 und der Artillerie mit 31 Mann. Im Jahre 1805 fungierte als Chef sämtlicher kurfürstlicher Truppen der dritte Sohn des Kurfürsten, der Markgraf Ludwig, der spätere Großherzog.



Zweiter Abschnitt.

Großherzog Karl.

1811—1818.

Ein „prince indécrotissable“. Die Ehe Karls mit Stephanie Beauharnais. Der Wiener Kongreß und die Protektion Rußlands. Der angebliche Vergiftungsversuch gegen den Großherzog.

Karl Friedrichs Nachfolger war sein Enkel, des auf der russisch-schwedischen Reise verunglückten Erbprinzen Sohn, der seit 1806 mit Stephanie, Napoleons Adoptivtochter, vermählt und als er zur Regierung kam, fünfundzwanzig Jahre alt war. Er regierte nur sieben Jahre.

Napoleon hatte ihm das Prognostikon gestellt: „ce prince est indécrotissable“ (schmutzig). Er war frühzeitig in Debauchen hineingeführt worden und konnte sein ganzes Leben lang nicht wieder von ihnen abkommen. Karl hat Dinge mit seinen Hofleuten vorgenommen, welche an die Zeiten der letzten Stuarts in England und an die des Regenten in Frankreich erinnern und sie an Plumpheit und Gemeinheit übertreffen. Einer dieser Hofleute, der Kammerherr Baron von Ende, war ein Mann, der alles tat, was sein Herr wollte, selbst das schamloseste, obgleich er sonst ein feingebildeter Mann war; er endigte im Zuchthaus.

Karls Gemahlin Stephanie, von einer Engländerin, der Freundin ihrer verstorbenen Mutter, erzogen, war eine durch Schönheit, Geist und Herzensgüte gleich ausgezeichnete Frau.

Sie war, wie Rahel [1]) schreibt, der einzig metaphysische Kopf, den sie je unter Weibern kennen gelernt habe, unter allen Umständen zum Denken aufgelegt und fähig. So erschien sie als das reine Widerspiel ihres Gemahls, der ganz Körper, Erde und Fleisch war. Die Ehe war im Anfang unglücklich genug, der Großherzog enthielt sich ganz seiner Gemahlin. Napoleon schreibt im Mémorial de St. Helène: „Elle vécut avec son mari à peu-près comme la Reine Hortense avec le sien, montrant des caprices, affichant de l'indépendance, ce que Joséphine blâmait fort.“ Später, nach Napoleons Sturz, besserte sich das Verhältnis, und die Großherzogin hat ihren zuletzt immer kranken Gemahl mit großer Sorgfalt bis zu seinem Tode gepflegt, worauf sie mit 120 000 Gulden Apanage in großer Eingezogenheit im Schlosse zu Mannheim lebte. [2])

Karl war ein träger, nachlässiger, mißtrauischer, immer unentschlossener und immer zu Willkürlichkeiten neigender Herr. „Männer“, schreibt der Minister Stein in seiner Denkschrift über Baden vom Jahre 1814, „welche seine Regierung sehr genau kennen, versichern, daß seit 1811, wo er sie übernommen, mehr als 15 000 Ausfertigungen, die er zu unterzeichnen gehabt hätte, in seinen Zimmern aufgehäuft geblieben sind — seine Neigung zum Despotismus hat sich noch soeben gezeigt durch seine Weigerung am 16. November, die Erklärung einer

---

[1]) Rahel Levin, die Gattin Karl August Varnhagens von Ense, der als preußischer Ministerresident vier Jahre in Karlsruhe tätig war, wurde als Tochter des jüdischen Kaufmanns Markus Levin 1771 zu Berlin geboren, wo sie 1833 auch gestorben ist. Von ihrer bestrickend liebenswürdigen und außergewöhnlich geistreichen Persönlichkeit gingen tiefe Wirkungen auf namhafte Männer und Frauen aus. Sie war zum Christentum übergetreten, doch bekannte sie in ihrer Sterbestunde: „Was so lange Zeit mir die größte Schmach, das herbste Leid und Unglück war, eine Jüdin zu sein, um keinen Preis möchte ich das jetzt missen“.

[2]) Man hat gegen die Großherzogin Stephanie die Anklage erhoben, daß ihr Adoptivvater vor der Heirat mit ihr ein Verhältnis unterhalten und daß sie auch nach dem Tode ihres Gemahls in Mannheim verschiedene galante Erlebnisse gehabt habe. Die erstere Anklage widerlegt die Tatsache, daß Napoleon alles, nur nicht gemein war; die zweite Anschuldigung beruht auf boshaften Verleumdungen. Großherzogin Stephanie führte ein zurückgezogenes, der Wohltätigkeit und geistigen Interessen gewidmetes Leben.

großen Zahl deutscher Fürsten zu unterzeichnen, worin sie ihren Willen zur Errichtung von Landständen mit deren wesentlichen Berechtigungen aussprechen." Karl fragte gewöhnlich über dieselbe Sache zehn vornehme und zehn geringe Diener, letztere heimlich, um Rat. Da er natürlich lauter widersprechende Antworten erhielt, ließ er alles liegen.

In der kleinen Schrift „Beherzigungen vor dem Wiener Kongresse" stellte Arndt diesem zweiten Großherzog von Baden folgendes Denkmal: „Der G.-H. von B. zu C. hat sich dem Gemeinen ergeben, ist sorglos, verschwenderisch und ausschweifend und versteht bei alledem, seine Höflinge und Günstlinge in Kleinigkeiten mit einem rechten Tyrannenkitzel zu peinigen, während er nur tut, was seinen Lüsten beliebt. Die ihn näher kennen, behaupten, er treibe sein Wesen mit einer Art Charakter. Ohne Scheu für Anstand und Sitte und ohne einen Gedanken an das Wohl seiner armen Untertanen, die an seinem Großvater einen Vater gehabt haben würden, überläßt er sich der bodenlosesten Verschwendung und Üppigkeit. Dieser Fürst gibt in dieser Zeit französischen Hofdamen, die mit seinen Günstlingen verkuppelt werden [1]), Ausstattungen von 50 000 und 60 000 Gulden, er hat diesen Frühling in Frankreich 400 000 Gulden verspielt, er machte eine Menge Generale und Jahrgeldner, damit die Untertanen ja recht fühlen, daß sie von einem souveränen Fürsten regiert werden. Seine Fasanerie ist ein Circepark, den niemand bei schwerer Strafe betreten darf, da treibt der Oberforstmeister von H(olzing), der die geheimen Freuden seines Herrn besorgt, ihm das Wildpret zusammen. — Ein solcher Herr, seine Frau, welche eine Französin ist, die meisten seiner Generale und Minister und Beamten müssen wohl französisch sein, und sie sind es ganz laut. Es war allen vaterländischen Menschen ein Gräuel, den vorigen Winter in den Residenzen D(armstadt) und C. zu sehen, wie die Schlechten

[1]) Der Major und Flügeladjutant von Holzing heiratete damals eine solche Dame.

bei den Nachrichten frohlockten, die verbündeten Heere müßten sich zurückziehen und ihr Napoleon werde bald wieder am Rheine sein. Da war lautes Freudengeschrei auf den Gassen, da waren Umarmungen mit frohem Schluchzen und mit Freudentränen in den Augen. — In einem solchen kleinen Staate und bei einem so sorglosen und willkürlichen Herrn läßt sich von den höheren Beamten nicht viel gutes erwarten. Schon daß man nichts von ihnen sagt, ist hier einem Lobe gleich. Der Schlechteste von allen ist der Polizeiminister von Hainau, der Bastard eines deutschen Fürsten [1]), ein blinder Diener und Verehrer der Franzosen, ein Mensch, der für jeden nichtswürdigen Vorteil dem Teufel seine Seele verkauft. Von der Unendlichkeit besoldeter Generale muß der Generalmajor von Nauenstein doch als ein deutschgesinnter Mann genannt werden. Der Minister von Reitzenstein ist ein redlicher und gescheiter Mann, Hasser der Fremden und Bösen und Freund seines Vaterlands."

Wie in Württemberg und Darmstadt wurden die Anstalten auch in Baden zur Wiederherstellung Deutschlands sehr lau betrieben. Wie Arndt erzählt, wurden zwar für 25 000 Gulden rotgelbe Bänder bei den Posamentieren von Karlsruhe entnommen, und die Karlsruher Hofzeitung vom 2. März 1814 berühmte emphatisch, daß 25 000 reguläre Truppen und über 100 000 Mann Landsturm, eine sehr ansehnliche Zahl auf eine Million Seelen, in kurzem bereit stehen würden. Es war aber kein Ernst bei der Sache. In der Aufforderung zum Landsturm war sehr naiv am Schlusse ausgesprochen, „daß derselbe sich mit dem Frieden von selbst wieder auflöse." Die Selbstbewaffnung machte dem kleinen Selbstherrscher von Baden Angst und Grauen.

Beim Wiener Kongresse hing Badens Existenz in dem

[1]) Baron Ludwig von Haynau, Sohn des ersten Kurfürsten von Hessen, Bruder des bekannten österreichischen Feldzeugmeisters, vermählt mit einer württembergischen Gräfin Zeppelin (Witwe des württembergischen Polizeiministers Grafen Taube), gestorben 1843.

alten Umfange an einem Faden. Bayern hatte für Tirol und Salzburg, welche es an Österreich abtreten mußte, Entschädigungen anzusprechen und suchte sie auf Kosten Badens. Baden sollte die Pfalz, das alte Stammland Bayerns, den Main- und Tauberkreis abtreten und den Breisgau an Österreich. Karls Schwager aber, der Kaiser Alexander von Rußland, der im Juli 1814 eine Woche lang persönlich in Bruchsal zu Besuch verweilt hatte, wurde der Retter von Baden, er setzte die Erhaltung der vollen Integrität des Landes durch.[1])

Nachdem Karl 1818 Baden die neue konstitutionelle Verfassung gegeben hatte, starb er noch in demselben Jahre auf seinem Schlosse zu Rastatt am 8. Dezember 1818 an Entkräftung. Er wurde nur zweiunddreißig Jahre alt, so erschöpft war er durch seine Ausschweifungen. Im Jahre 1815 soll in Wien ein Vergiftungsversuch an ihm gemacht worden sein. Der Diener, von dem behauptet wurde, er habe ihm das Gift beigebracht, entleibte sich in Wien aus Gewissensangst.

Karl hinterließ nur drei Töchter; Luise, die mit dem Prinzen Gustav Wasa, Feldmarschall in Wien, Josephine, die mit dem Erbprinzen, späteren Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, der 1850 resignierte, und Maria, die mit dem Marquis von Douglas, späteren Herzog von Hamilton, sich vermählt hatte.

---

[1]) S. Band I S. 283, 295.



Dritter Abschnitt.

Großherzog Ludwig, 1818–1830 und die Kaspar Hauser-Affäre.

Das Rätsel Kaspar Hauser. Die Gräfin Langenstein. Großherzog Ludwigs Persönlichkeit. Seine geheuchelte Volksfreundlichkeit und seine Angst vor der Revolution.

Da Großherzog Karl keine Söhne hinterlassen hatte, folgte sein jüngerer Bruder Ludwig, der jüngste der Deszendenz Karl Friedrichs aus seiner ersten Ehe, der letzte der echten Zähringer, von dem es hieß, daß er der Geliebte seiner Stiefmutter, der Gräfin Luise von Hochberg, gewesen sei, der zweiten Gemahlin seines schon hochbejahrten Vaters und Mutter der Grafen von Hochberg, die 1830 zur Regierung kamen, und derentwegen angeblich Kaspar Hauser aus dem Wege geräumt wurde, um ihnen Bahn zum Throne zu machen.

Die Geschichte dieser rätselhaften Person hat sich nie völlig aufklären lassen. Eine 1845 in Paris erscheinende Schrift: „Kaspar Hauser, der Thronerbe Badens“ wurde in Deutschland beschlagnahmt. Der anonyme Verfasser behauptete, Kaspar Hauser sei der Sohn des Großherzogs Karl und seiner Gemahlin Stephanie gewesen. Mehrere Personen, welche Hauser und seine angeblichen Schwestern, die Prinzessin Wasa, die Fürstin von Hohenzollern-Sigmaringen und die Herzogin von Hamilton, gesehen haben, bestätigen die auffallende Ähnlichkeit der Gesichtszüge. Der Rechtslehrer Anselm Feuerbach [1])

[1]) S. Band I S. 294. Der berühmte, zu seinen Lebzeiten leider nicht nach Verdienst gewürdigte Maler Anselm Feuerbach (geb. 1829, gest. 1880) war ein Enkel Anselm von Feuerbachs.

schloß sich in der Denkschrift, die er der Königin Karoline von Bayern unterbreitete, der gleichen Meinung an.

Die anonyme Schrift stützt sich auf folgende Tatsachen:

Großherzog Ludwig war bereits, bevor sein damals neunundfünfzigjähriger und schon altersschwacher Vater am 24. November 1787 die zweite Ehe mit der Gräfin von Hochberg eingegangen hatte, deren Liebhaber gewesen. Sie war bei der Vermählung neunzehn Jahre alt und sehr lebenslustig, er war vierundzwanzig Jahre alt, von Natur schon zu Ausschweifungen geneigt und so skrupelfrei, daß er über moralische und religiöse Rücksichten und Bedenklichkeiten hinausgekommen schien. Goethe, der ihn in seinem siebzehnten Jahre 1779 auf seiner Schweizerreise mit dem Herzog von Weimar sah, hatte ihn mit den ausdrucksreichen Worten bezeichnet: „ganz ins Fleisch gebacken".

Der erste Prinz aus der Ehe der Gräfin von Hochberg wurde im Jahre 1790 geboren. Es war Leopold, welcher 1830 als der erste der neuen Hochberger Dynastie Großherzog wurde und erst im Jahre 1852 gestorben ist. Ihm folgte Markgraf Wilhelm, geboren 1792, dann ein Prinz, der in dem Jahre seiner Geburt 1793 wieder starb, dann die 1795 geborene Prinzessin Amalie, die spätere Fürstin von Fürstenberg und endlich 1796 der jüngste Prinz, Markgraf Max.

Daß alle diese fünf Kinder nicht von dem Großherzog Karl Friedrich, sondern von dem Großherzog Ludwig gezeugt worden sein sollen, wie die Pariser Broschüre behauptet, ist jedenfalls sehr fraglich; allerdings erklärte Ludwig mit Bezug auf den jüngsten Prinzen, den Markgraf Max, daß dieser ihm sehr nahe stehe und sozusagen angehöre.

Damit kann die Tatsache in Einklang gebracht werden, daß Ludwig kurze Zeit nach der Heirat seines Vaters Karlsruhe verlassen hatte. Er war aus Baden fortgegangen und hatte am Hofe Friedrich Wilhelms II. von Preußen eine Unter-

kunft gefunden. Er wurde hier Oberst, dann General und machte, wiewohl ohne Auszeichnung, die Rheinkampagnen von 1792 und 1793 mit. 1795 erst, im Jahre des Basler Friedens, kehrte er nach Baden zurück. Am 8. Dezember 1796 wurde Markgraf Max, der jüngste Sohn der Gräfin von Hochberg, geboren. Während der Rheinbundzeit war Ludwig Generalissimus der badischen Truppen, machte aber niemals einen der Feldzüge unter und für Napoleon oder im Befreiungskriege gegen ihn mit.

Der Plan Großherzog Ludwigs, den Kindern der Gräfin von Hochberg die Sukzession zu verschaffen, entstand im Jahre 1801, als der nächste Erbe Badens, der Erbprinz Karl Ludwig, bei Arboga auf der russisch-schwedischen Reise verunglückt war — er allein, die anderen Personen, die mit ihm im Wagen saßen, nicht.

Die Ehe dessen Sohnes, des nunmehrigen Erbprinzen, späteren Großherzogs Karl mit der Prinzessin Stephanie war längere Zeit ohne Kinder — erst im fünften Jahre, am 5. Juni 1811, vier Tage vor dem Tode des alten Großherzogs Karl Friedrich, wurde eine Prinzessin geboren. Sie blieb am Leben. Es war die Prinzessin Luise Wasa in Wien, die 1844 nach vierzehnjähriger Ehe wieder von ihrem Gemahl, dem Feldmarschall Prinzen Gustav Wasa, geschieden wurde, nachdem sie ihm eine einzige Tochter Karoline geboren, die 1853 den Erbprinzen späteren König Albert von Sachsen heiratete. Die Großherzogin Stephanie gebar hierauf als Großherzogin am 29. September 1812 einen Prinzen. Eben dieser Prinz, der neue Erbprinz, soll Kaspar Hauser gewesen sein.

Der Anonymus erzählt: In der Nacht vom 15. zum 16. Oktober — es war dieselbe Nacht, in der Napoleon zum vorletzten Mal in Moskau schlief — sei die Gräfin von Hochberg, als weiße Dame verkleidet, ins Schlafzimmer des drei Wochen alten Prinzen getreten und habe denselben aus seiner Wiege geraubt. Ein Bauernkind, das man zu dem Zweck vergiftete,

sei an die Stelle gelegt worden. Dieses starb am 16. Oktober und wurde als Prinz von Baden begraben.

Die Romantik der Geistererscheinung wird aber von solchen Personen, welche die damaligen Verhältnisse am Karlsruher Hofe genau kennen zu lernen Gelegenheit hatten, stark bezweifelt. Die Gräfin von Hochberg sowohl, als die Grafen von Hochberg mußten sich sehr unter Großherzog Karl und Stephanie beugen und nahmen eine sehr untergeordnete Stellung ein; neben ihnen behauptete sich nur die alte energische Großherzogin-Mutter Amalie von Darmstadt in Hoheit und Ansehen. Die Gräfin von Hochberg, so intrigant und ehrgeizig sie gewesen sein mag, war jedenfalls nicht in der äußeren Lage, daß sie es so leicht hätte wagen dürfen, in das Schlafzimmer des Erbgroßherzogs, des Erstgeborenen der regierenden Großherzogin, zu dringen.

Auf diesen Todesfall des Erbprinzen folgte am 21. Oktober 1813 die Geburt einer zweiten Prinzessin Josephine, die am Leben blieb. Es war die nachherige Fürstin von Hohenzollern-Sigmaringen.

Darauf ereignete sich der Vergiftungsversuch beim Wiener Kongresse 1815 an dem Großherzog Karl. Die Anstifter dieses Mordversuchs seien, wie der Anonymus behauptet, die Gräfin Hochberg und Markgraf Ludwig gewesen.

Was diesen Vergiftungsversuch betrifft, so wurde auch Bayern der Täterschaft bezichtigt. Denn Bayern hoffte, auf den Fall des Aussterbens des echten Zähringer Hauses die Pfalz wiederzuerlangen, da damals das Erbrecht der Hochbergischen Kinder noch nicht anerkannt war. Varnhagen [1]) gibt dem Großherzog Karl in seiner Schilderung des Wiener Kongresses die Epitheta: „jung, blaß, ungünstig angesehen und wie zum Opfer vorher bestimmt“. Die Schwester des Großherzogs Karl, die Königin Karoline von Bayern, kam beim Tode des-

[1]) S. oben S. 290 Anm. 1.

selben 1818 nach Rastatt. Ihre Kammerdame, Gräfin Taxis, soll damals, indem sie, gegenüber dem ihr ausgesprochenen Verdacht, ihre Königin und deren Gemahl für goldrein erklärte, eine merkwürdige Äußerung haben fallen lassen: „Pour le reste, je vous l'abandonne".

Es folgte am 8. Mai 1817 der Tod eines zweiten, 1816 geborenen Prinzen, wiederum durch Gift, wie die Broschüre behauptet.

Varnhagen, welcher damals als preußischer Geschäftsträger am Karlsruher Hofe lebte und sehr wohl bei demselben angesehen war, schreibt von dem Tode der beiden Prinzen nur: „Dies zarte Kind erkrankte plötzlich und starb sehr schnell an Krämpfen, ganz wie früher schon ein Brüderchen".

Zwanzig Tage nach dem Tode dieses zweiten Prinzen, am 28. Mai 1817, endlich erfolgte zu Karlsruhe, angeblich durch einen heftigen Nervenschlag der Tod Markgraf Friedrichs, des älteren Bruders des Markgrafen Ludwig und Oheims Großherzog Karls, ehemals holländischen Generals, der mit einer nassauischen Prinzessin vermählt und der nächste Erbe war, aber keine Kinder hatte.

Es waren damit jetzt für die beabsichtigte Nachfolge der Kinder der Gräfin Hochberg alle Hindernisse aus dem Wege geräumt.

Vorgearbeitet hierzu war schon von anderer Seite. Elisabeth, die Kaiserin von Rußland, hatte bereits in Wien am 8. März 1815 ihren Bruder Karl und Stein zu sich kommen lassen, um ihn zur Abgabe einer Erklärung für das Erbrecht seiner Halbbrüder, der Grafen von Hochberg, zu bestimmen. Am 14. März erklärte er auch in einem an Kaiser Alexander gerichteten Schreiben, daß er das Erbrecht der Grafen von Hochberg anerkenne.

Ehe die öffentliche Erklärung erfolgte, vergingen aber noch zwei Jahre. Erst unterm 4. Oktober 1817 erklärte Karl das

Großherzogtum Baden für unteilbar und die Grafen von Hochberg für sukzessionsfähig kraft der alten Hausverträge, kraft des Ehevertrags mit der Mutter vom Jahre 1796 und kraft des badischen Hausgesetzes von 1806, welches er, der regierende Großherzog, und seine beiden Oheime, der verstorbene Markgraf Friedrich und der Markgraf Ludwig, der präsumtive Thronfolger, mit unterzeichnet hatten.

Am 11. Oktober 1817 wurde die dritte Prinzessin geboren. Auch sie blieb am Leben. Es war die spätere Herzogin von Hamilton.

Am 8. Dezember 1818 starb Großherzog Karl, und Ludwig, sein Oheim, der letzte echte Zähringer, sukzedierte.

Zufolge des achten geheimen Artikels der Wiener Kongreß-Note war auf den Fall des Aussterbens Badens bestimmt worden, daß das Land zwischen Österreich und Bayern geteilt werden solle. Den nördlichen Teil, die Pfalz mit Heidelberg und Mannheim, sollte Bayern erhalten, um von Bregrenz und Voralberg über Freiburg die Verbindung mit dem Rhein herzustellen. Bei Ausführung dieses Artikels wäre es beinahe zwischen Bayern und Österreich zu einem Kriege gekommen. Zuletzt aber drang der Einfluß der russischen und französischen Politik durch, so daß aus der verabredeten Teilung Badens nichts wurde. Österreich, unerachtet der vermeintlichen diplomatischen Talente Metternichs, ging leer aus; Bayern wurde mit zwei Millionen Gulden, dem Amte Steinfeld und der Grafschaft Hohengeroldseck abgefunden, die ehemals den Fürsten von der Leyen gehörte, österreichisch geworden war, und auf die Baden schon seit dem siebzehnten Jahrhundert alte Ansprüche hatte, die es jetzt aufgab.

Die nach anerkannten Grundsätzen des deutschen Fürstenrechts entschieden unebenbürtigen Hochbergschen Kinder erlangten die Sukzession in das Großherzogtum. Beim Kongreß in Aachen setzte Kaiser Alexander 1819 die Anerkennung ihres Erbrechts in das ungeteilte Baden durch.

Der Prinz, der nachher als Kaspar Hauser in der Welt auftrat, wurde, nachdem er also in der Nacht vom 15. bis 16. Oktober 1812 angeblich geraubt worden war, vorerst bei der Mutter des Bauernkindes, das für ihn hatte sterben müssen, in der Nähe von Karlsruhe untergebracht. Nach Feuerbachs Meinung kam er dann nach Ungarn durch einen Mann, der sein Lebensretter werden wollte. Tatsache ist, daß Kaspar Hauser ungarisch verstand. Die Broschüre dagegen erzählt, daß man ihn im Jahre 1816 in den Pfarrhof zu Hochsal im Oberamte Waldshut an der Schweizer Grenze am Rhein in einen halbunterirdischen dunklen Keller gebracht habe, dessen zwei kleine vergitterte Fenster mit Holzstößen versetzt waren. Hier sei er zwölf Jahre, nur mit Brot und Wasser genährt, festgehalten worden, bekleidet mit einem Hemd und kurzen nach hinten offenen Hosen; er hatte zum Spielwerk zwei weiße hölzerne Pferdchen, einen weißen hölzernen Hund und kleinere Spielsachen um den Hals.

In der Nacht vom 22./23. Mai 1828 traten, berichtet die Broschüre weiter, Pfarrer Eschbach und Major von Hennenhofer zu ihm ein; letzterer war einer der Vertrautesten des regierenden Großherzogs Ludwig, auf den noch zurückgekommen wird. Der Prinz schlief auf Stroh. Man hatte ihn in der letzten Zeit im Gehen durch Aufheben der Füße und im Schreiben durch Führung der Hand geübt, er rutschte zu seinem Pferdchen, Eschbach hob ihn an die Wand, nahm ihn auf den Rücken und trug ihn zu dem bereitstehenden Wagen. Er wurde inkognito über den Bodensee und Lindau nach Nürnberg geführt. Hier hoffte man, er werde sofort in eine Anstalt gebracht und vergessen werden. Es kam aber anders.

Seit seinem Erscheinen am 2. Pfingstfeiertage, den 26. Mai 1828 nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr auf dem Unschlittmarkt zu Nürnberg, wo er zuerst, als Bauernbursche gekleidet, durch sein kindisch ungeschicktes Bemühen, sich vorwärts zu bewegen, seine weiße feine Haut, die kleinen schönen Hände und den gan-

zen zarten Körperbau auffiel, erregte er allgemeines Aufsehen und ungewöhnliche Teilnahme.

Er hatte einen Brief bei sich, datiert: „von der Bayerschen Gränz daß Ort ist unbekannt 1828" und adressiert an einen Kavallerierittmeister in Nürnberg, darin hieß es, er sein ein Taglöhnerbube und wolle Reiter werden. Auf die Polizeiwachtstube geführt, wimmerte er, brachte nur kurze, unverständliche Sätze hervor, konnte aber in fast leserlichen Zügen seinen Namen aufschreiben. Man setzte ihn nun als einen verwahrlosten Jungen auf ein Zimmer in der Burg, wo er die meiste Zeit, wie ein Kind auf dem Boden sitzend, mit Nürnberger Spielsachen spielte, am liebsten mit Pferdchen. Der Bürgermeister Binder gab sich alle Mühe, den Schleier, der auf des Knaben früherem Leben lag, zu lüften, und erließ deshalb schon am 7. Juli eine öffentliche Bekanntmachung, die ungemeines Aufsehen erregte und dem Gegenstande derselben das allgemeine Interesse sicherte. Es erfüllte mit Schauder, daß ein Knabe in seiner Körperbildung so viele Jahre lang isoliert, ohne einen Laut zu hören, ohne Tag und Nacht zu kennen, von einem Manne auferzogen worden sei, der sich ihm nicht einmal zeigte, sondern nur im natürlichen oder durch Opiate künstlich erregten Schlafe ihn verpflegt, entkleidet und gereinigt habe; der keine andere Beschäftigung gehabt, als mit ein paar hölzernen Pferdchen zu spielen, und der gegen alle Speisen und Getränke, außer Wasser und Brot, einen solchen Widerwillen äußerte, daß ihm Wein, Bier und Fleisch Schauder, Angstschweiß, Erbrechen und Durchfall erregten.

Der Unglückliche wurde am 28. Juli 1828 dem Professor Daumer in Nürnberg zur Erziehung ins Haus übergeben. Es zeigte sich nun die psychologische Merkwürdigkeit, daß des Knaben ursprüngliche bewundernswürdige Sinnesschärfe, — er konnte in der Nacht dunkle Farben von einander unterscheiden, und auch sein Geruch war ungemein scharf — sein staunenswürdiges schnelles und festes Gedächtnis und seine im Anfang

sehr beharrliche Wißbegierde in dem Grade abnahmen, in dem seine Kenntnisse zunahmen. Für alles Übersinnliche war er fast abgestumpft, in der Kirche wurde ihm unheimlich und unwohl. Die beste Anlage zeigte er zum Schreiben und Zeichnen und ein entschiedenes Talent zum Reiten. Damals schrieb Feuerbach aus Ansbach unter 20. September 1828 an Elise von der Recke nach Dresden:

„An dem armen Nürnberger Findling, dem guten Kaspar Hauser, nehme ich fortwährend amtlich und außeramtlich den innigsten Anteil. Manches ist bei dieser noch nie erhörten Begebenheit ein Rätsel, wird es auch wohl vielleicht, aller vereinten Bemühungen der Gerichts- und Polizeibehörden ungeachtet, immer bleiben; wenigstens waren bisher alle Versuche, dem Ort der Greueltat und ihrem Urheber auf die Spur zu kommen, ohne allen Erfolg. Aber das ist unbezweifelt: die Tat ist geschehen und in K. H. sehen wir einen siebzehn- bis achtzehnjährigen Wundermenschen, wie ihn die Welt noch nie gesehen, einen Menschen, der seit seiner frühesten Kindheit gleichsam begraben, zuerst vor ungefähr sechs Monaten die Sonne gesehen und die Erfahrung gemacht hat, daß es außer ihm und dem, der ihn mit Wasser und Brot auffütterte, noch andere Menschen auf dieser Erde gibt. Er konnte, als man ihn zuerst in Nürnberg traf, nur wenige Worte sprechen und hatte von den alltäglichen Erscheinungen der Natur nicht die allermindeste Vorstellung, wie er denn z. B. in die Flamme der Lichter griff, die Nähe oder Entfernung der Gegenstände nicht zu unterscheiden wußte, Belebtes und Unbelebtes miteinander verwechselte, vielmehr diesen Unterschied ebensowenig als die Verschiedenheit der Geschlechter kannte usw. Nur mit großer Mühe konnte er vor sich hintappen, und zwar die Hände, aber die Finger einzeln nur höchst unbehilflich gebrauchen. Das Sonnenlicht verletzte ihn; der Geruch der zartesten Blumen, z. B. der Rose, war ihm nicht nur höchst widerlich, sondern machte ihm auch große Schmerzen. Als er zuerst die Regi-

mentsmusik aus der Ferne hörte, war er vor Entzücken außer sich; in der Nähe war sie ihm schmerzlich. Er konnte nur Wasser und Brot genießen, jedes andere Getränk, selbst Milch und das kleinste bischen Fleisch, erregten ihm nicht bloß Eckel und Grausen, sondern auch Fieber. Auch noch jetzt genießt er weder Fleisch, noch Gemüse, noch Obst. Als ich ihn vor zwei Monaten in Nürnberg besuchte, hatte er noch nicht den Mond, noch nicht den Sternenhimmel gesehen; er wußte nicht, was der Winter sei, konnte nicht begreifen und wollte nicht glauben, daß er jemals kleiner gewesen, als er jetzt ist und hatte — was auch jetzt noch der Fall ist — durchaus keinen Sinn für die Schönheit einer Landschaft und der Natur überhaupt. Einzelne Blumen gefielen ihm, z. B. die Rose, wie er denn überhaupt die rote Farbe allen andern vorzieht, aber nächst Schwarz war ihm alles Grün zuwider, und er freute sich daher sehr auf den Winter, als ich ihm sagte, dann werde er diese Landschaft vor seinem Fenster nicht mehr grün, aber sehr oft und lange ganz weiß sehen, wie da die Wände seines Zimmers. Was das heißt: Pflanzen wachsen, hat er vor nicht langer Zeit erst dadurch gelernt, daß man Bohnen und andere Samen ihn in Töpfe setzen ließ und dann auf ihre Entwicklung aufmerksam machte; vorher betrachtete er alle Pflanzen als menschliche Kunstprodukte und wunderte sich, wie es doch möglich sei, daß die Menschen so viele Blumen machten, so viele Blätter auf den Bäumen ausschnitten und wozu? — Kaspar ist übrigens ein Mensch von den herrlichsten Naturanlagen, begabt mit der schnellsten Fassungskraft und einem bewundernswürdigen Gedächtnisse. Seinen Durst nach Wissen, um alles Das nachzuholen, wovon ihm „der, bei dem er gewesen" nichts gesagt, äußerte er immer auf eine wahrhaft rührende Weise. Was er nur immer sieht, davon will er die Erklärung, und hängt diese von Begriffen ab, die ihm noch fremd sind, so sagt er traurig: „Auch das noch lernen! auch davon hat der, bei dem ich gewesen, mir nichts gesagt!" Seine Fortschritte sind außer-

ordentlich; wozu andere Monate oder Jahre brauchen, lernt er in Tagen. Gegenwärtig ist er schon so weit, daß kaum noch interessante psychologische Beobachtungen an ihm zu machen sind. Er spricht schon vollkommen zusammenhängend und verständlich, nur konstruiert er oft noch die Sätze wie ein Kind; seine Handschrift ist fest, beinahe schön, und vor einigen Tagen erhielt meine älteste Tochter, die ihn zu Nürnberg besucht und dann beschenkt hatte, einen recht artigen Brief von ihm. Ganz für sich selbst fing er zu zeichnen an und machte darin bald ebenfalls bewundernswürdige Fortschritte. Sieht er eine Kunst oder Fertigkeit üben, die ihn interessiert, sogleich will er sie lernen, läßt sich zeigen, wie man es macht, ahmt es in einem oder einigen Tagen schon bis zu einer gewissen Vollkommenheit nach, gibt es aber, sobald er es gelernt hat, wieder auf. Überhaupt ist es merkwürdig, daß ihn nicht sowohl die Gegenstände des Lernens interessieren, als das Lernen selbst, das seine einzige Leidenschaft ist. Was kaum erklärbar ist, ist die erstaunliche Liebe zur Reinlichkeit und Ordnung, die er gleich nach seinem Erscheinen in Nürnberg äußerte. Alle die unzähligen Dinge, womit ihn die Nürnberger beschenkt hatten, Spielsachen, Kleidungsstücke usw., standen in seinem Zimmerchen auf das Schönste symmetrisch geordnet da, als ich ihn besuchte; jedes Papierchen, das auf dem Boden lag, war ihm zuwider und wurde sorgfältig aufgehoben; an seinem oder an eines anderen Kleide bemerkte er jeden Schmutzfleck, jedes Stäubchen. Die Nürnberger haben ihn mit allem nötigen, sogar mit vielem Überflüssigen, mit neumodischen Fracks, Westen usw. versehen, und nun glaubt man in ihm, wenn er ausgeht, einen halben petit-maître vor sich zu haben.

„In sittlicher Beziehung ist Kaspar Hauser eine lebendige Widerlegung des Lehrsatzes von der Erbsünde. Die reinste Unschuld und Herzensgüte zeigte sich in allem seinem Tun und Reden, obgleich er von Recht und Unrecht, Gut und Bös nicht die allermindeste Vorstellung hatte. Vor Menschen hatte er

durchaus keine Furcht oder nur Schüchternheit, alle waren ihm gut, und alle hielt er für schön. Als ich ihm unter anderem meinen Unwillen gegen den Bösewicht äußerte, der ihn solange gefangen gehalten[1]), wies er mich strafend zurecht: Der, bei dem er gewesen, sei nicht bös, sondern sein Vater — so nannte er damals, als ich ihn besuchte, jeden Menschen, dessen Aufsicht er übergeben war — der ihm zu essen und trinken gegeben. Erst seit ungefähr zwei Monaten scheint es ihm klar geworden zu sein, daß er der Gegenstand einer Missetat gewesen, und äußert seitdem die größte Furcht bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit, seinem Kerkermeister wieder in die Hände zu fallen. Von Leidenschaften oder übeln Neigungen hat sich, außer der nunmehr erwachten Eitelkeit, noch nichts in ihm geäußert. — Daß die Idee von Gott dem Menschen nicht angeboren ist, sondern nur von außen entweder durch die Betrachtung der Natur oder durch Unterricht in uns kommt, zeigt sich an unserem Kaspar ebenfalls ganz deutlich. Wie es in diesem Augenblick in dieser Hinsicht mit ihm steht, weiß ich zwar nicht, aber vor nicht langer Zeit ließ sich noch nichts wahrnehmen, woraus sich hätte schließen lassen, daß er von Gott, von einem ersten Urheber der Natur, irgend eine Vorstellung in sich habe. Die Dogmatik und die Geistlichkeit hat man, glücklicher Weise, bis jetzt noch von ihm fern zu halten gewußt.

„Das Aussehen Kaspars ist gesund; indessen waren seine Nerven infolge der gewaltigen Eindrücke von der unendlichen Masse neuer Dinge, die auf einmal ununterbrochen durch alle Sinne auf ihn eindrangen, äußerst reizbar, so daß man für sein Leben einigermaßen besorgt sein konnte. Jetzt ist er durch sorgsame Pflege und die zarte, anständige Behandlung seines Pflegevaters und Erziehers, des Professors Daumer, dem er übergeben worden war, außer Gefahr gestellt. Seit einiger Zeit zeigen sich an ihm die merkwürdigsten physiologischen Er-

[1]) Feuerbach änderte später seine Ansicht und kam zu der Überzeugung, daß dieser vermeintliche Bösewicht der Lebensretter des Unglücklichen war.

scheinungen; er sieht, ohne Kakerlak zu sein, bei finstrer Nacht ebenso gut als bei Tag, unterscheidet auf weite Entfernung die Gegenstände durch den bloßen Geruch usw. Seine Physiognomie hat nichts Ausgezeichnetes, und besonders, wenn er spricht, gerät die ganze linke Hälfte seines Gesichts in unangenehme Zuckungen; gleichwohl übt seine Gesichtsbildung durch die in ihr ausgeprägte Unschuld und Herzensgüte einen unwiderstehlichen Zauber. Wer ihm naht, gewinnt ihn sogleich lieb.

„Wer übrigens glauben wollte, Kaspar müsse sich in seiner dermaligen Lage, welche äußerlich durchaus nichts zu wünschen übrig läßt, besonders glücklich fühlen, würde sich sehr irren. Er freut sich wohl abwechselnd über viele einzelne Dinge, wenn sie seine Sinne angenehm berühren, oder seinem Heißhunger im Lernen Befriedigung gewähren, allein der Grundton seiner Gemütsstimmung ist eine stille Schwermut, die er, zumal jetzt, nicht selten in deutlichen Äußerungen zu erkennen gibt.

„In der Geschichte seiner Gefangenhaltung und Transportierung nach Nürnberg ist manches unglaublich oder rätselhaft, gewiß auch manches unwahr. Diese Geschichte wurde ihm abgefragt zu einer Zeit, wo er fast noch gar keine Begriffe, keine Vorstellungen von der Natur und menschlichen Dingen, am wenigsten die gehörigen Worte dafür hatte, wo er also öfter in seinem verworrenen, dunkeln Kauderwelsch etwas ganz anders sagte, als er sagen wollte, oder der Fragende Spielraum genug hatte, seine eigenen Gedanken, Meinungen und Hypothesen den ihm gegebenen Antworten unterzulegen. Außerdem aber habe ich Ursache zu glauben, daß der Barbar, in dessen Gewalt Hauser gewesen, ihm durch fürchterliche Drohungen über gewisse Punkte eine Lektion eingeprägt hat, welche hauptsächlich bezweckt, der Nachforschung nach dem Ort und nach dem Urheber der Tat den erforderlichen Leitfaden zu verstecken. Es ist wohl zu bemerken, daß Kaspar gegen alle Personen, denen er Achtung oder Dankbarkeit schuldig zu sein glaubt, den unbedingte-

sten Gehorsam zu leisten pflegt. Erst, wenn sein Verstand vollkommen entwickelt und mit den nötigen sittlichen Begriffen ausgerüstet ist, wenn die Vorstellung von dem Bösewicht, mit dem er sein Lebenlang gleichsam nur eine Person ausmachte, allen Einfluß auf sein Gemüt verloren hat, und wenn er durch längere Erfahrung von der Überzeugung durchdrungen ist, daß er für immer unter einem Schutze steht, gegen welchen sein ehemaliger Herr nichts vermag; erst alsdann läßt sich hoffen, mehr und anderes von ihm zu erfahren, was vielleicht zum Ziele führt.

„Von der äußersten Wichtigkeit wäre es gewesen, wenn man von Anfang ein umständliches Tagebuch über die vielen psychologischen und physiologischen Erscheinungen an Kaspar geführt hätte. Aber das fiel den Nürnberger Philistern nicht ein; ich selbst habe erst die Veranlassung gegeben, daß die Bruchstücke jener merkwürdigen Erfahrungen nachträglich gesammelt werden. Überhaupt behandelten diese Nürnberger unseren Kaspar Monate lang als bloßen Gegenstand der Neugier; sein Pflegevater war ein Gefangenwärter; wie ein fremdes Tier wurde er in Gesellschaften und Wirtshäusern zur Schau herumgeführt, war den ganzen Tag der Schaulust der Neugierigen preis gegeben, mußte an sich beständig experimentieren lassen, indem man ihm z. B. Wein und anderes dergl., wovon man wußte, daß es seine Natur nicht vertragen konnte, heimlich in sein Wasser goß, und er stand so in der nahen Gefahr, in kurzer Zeit geistig und körperlich zugrunde gerichtet zu werden. Daran, daß man diesen Unglücklichen der Erziehung eines gebildeten Mannes ausschließlich übergeben müsse, war von dem Herrn Bürgermeister, der in seiner öffentlichen, übrigens ganz ungeeigneten, voreiligen Bekanntmachung soviel Humanität, affektierte, gar nicht gedacht worden. Meine Reise nach Nürnberg gab erst der Sache eine andre Wendung, indem ich den ganzen Unfug, der mit Kaspar getrieben wurde, meinem würdigen Kollegen, dem Regierungs-Präsidenten Herrn von Mieg

anzeigte, diesen auf das Erforderliche aufmerksam machte und denselben veranlaßte, sogleich selbst nach Nürnberg zu reisen und sich mit eigenen Augen zu überzeugen. Hierauf erst wurde Kaspar dem Professor Daumer übergeben, der ein sehr braver und einsichtsvoller Mann ist, und, so wie seine Familie, ganz für diesen außerordentlichen Zögling lebt. Bald nach dem Eintritt in das friedliche Stillleben dieser Familie wurde Kaspar ernstlich krank, gewiß nur infolge der einfältigen, unbesonnenen Behandlung, die er, nach seiner Befreiung aus dem Kerker, in Nürnberg zu erleiden hatte".

So dauerte die Erziehung über ein Jahr; jedoch die Fortschritte waren im ganzen gering. Professor Daumer hielt nichts von ihm und soll sein Urteil einmal so formuliert haben: „Er hat eine ächte Prinzennatur".

Am 17. Oktober 1829 wurde angeblich an Kaspar Hauser ein erstes Mordattentat versucht: Ein Mann mit schwarzem Kopf, den Hauser für den Schornsteinfeger hielt, begegnete ihm in der Nähe des Aborts, er floh, nachdem er eine Kopfwunde erhalten, in den Keller. Die Schwester des Professors, durch Blutspuren im Hause aufmerksam gemacht, fand ihn im Keller, wohin er sich verkrochen, mit einer scharfen Schnittwunde auf der Stirn. Man brachte ihn nun in das Haus des Magistratsrat Biberach und stellte ihm zwei Polizeisoldaten als Wache. Darauf nahm einer der vielen müssig umherreisenden englischen Touristen, Lord Philipp Henry Stanhope (geb. 1781, gest. 1855), der Neffe des berühmten Pitt, der aus Neugierde wie eine Menge Fremde nach Nürnberg gekommen war, sich seiner an und brachte ihn von Nürnberg zum Präsidenten Feuerbach nach Ansbach. Am 30. März 1830 starb, siebenundsechzig Jahre alt, Großherzog Ludwig, die Gräfin Hochberg war schon 1820, zweiundfünfzig Jahre alt, gestorben. Es sukzedierte nun wirklich ihr Sohn, der 1790 geborene Großherzog Leopold.

Nach der angezogenen Broschüre soll Lord Stanhope im Einverständnis mit dem Karlsruher Hofe gehandelt haben, und es soll beabsichtigt gewesen sein, Kaspar Hauser nach Vollendung seiner Erziehung mit einer Tochter des regierenden Großherzogs Leopold zu vermählen. Der Lord wurde eben, von einer Reise nach Innerösterreich zurückkehrend, in Ansbach erwartet. Feuerbach hatte von ihm eine bedeutende Summe zur Untersuchung des Geheimnisses erhalten. Zwei vom Nürnberger Magistrat beauftragte Advokaten unternahmen zu diesem Zwecke eine Reise, angeblich nach Ungarn. Das Resultat ihrer Nachforschungen war, daß man an der Entdeckung fast nicht mehr zweifeln zu können glaubte. Es war aber nötig um alles völlig aufzuklären, Hauser selbst an Ort und Stelle nach Ungarn zu bringen, damit er dort, wo er der Vermutung nach früher als gefangen gelebt hatte, die Lokalitäten wieder mit eigenen Augen erkenne. Hauser arbeitete ruhig in einem Bureau: da wurde er am 14. Dezember 1832 nachmittags 3 Uhr, zwanzig Jahre alt, im Hofgarten zu Ansbach von einem Unbekannten durch einen Stich in die Brust ermordet. Dieser Unbekannte hatte ihn schon an demselben Tage früh unter dem Vorwand, ihm viel von Nürnberg zu erzählen, in den Garten bestellt und Hauser, ohne davon etwas zu sagen, war hingegangen. Der Unbekannte hatte ihm einen Zettel zum Lesen überreicht und während des Lesens erstochen. So berichtete Hauser selbst, der drei Tage nach dem Attentate starb — bis zum Tode seine gewöhnliche abgestumpfte Stimmung und Gemütsruhe beibehaltend. An der Stelle, wo die Tat geschehen war, fand man einen kleinen violett-seidenen Beutel und darin einen Zettel, auf dem in Spiegelschrift folgende Worte standen: „Hauser wird es euch ganz genau erzählen können, wie ich aussehe und wer ich bin. — Dem Hauser die Mühe zu ersparen, will ich euch selber sagen, woher ich komme. — Ich komme von — der bayrischen Grenze — am Flusse. Ich will euch sogar den Namen sagen, M. L. O.“

Bei der Sektion Hausers wiesen die Ärzte die Anklage eines versuchten Selbstmords aus dem Charakter Hausers, der feige und Schmerz, Wunden und Tod ungemein scheuend gewesen sei, entschieden zurück. Sie fanden in der Gehirnbildung aus Mangel an geistigem Lebensanreize und intellektueller Tätigkeit einen dergestalt unentwickelten Zustand, daß sie, den Sektionsbericht niederschreibend, das Wort: „tierähnliche Bildung" nicht zu unterdrücken vermochten. Die vom König von Bayern ausgesetzte Belohnung von 10 000 Gulden für die Entdeckung des Mörders, wozu Lord Stanhope noch 5000 hinzufügte, hatte keinen Erfolg. Der bayrische Bundestagsgesandte von Mieg, der früher zu Ansbach Regierungspräsident gewesen war, wurde nach Wien zum Fürsten Metternich berufen, nahm alle Hauser betreffenden Akten mit, und diese Akten kamen nie wieder nach Ansbach zurück. Aus diesem Umstande wurde die Anklage, die sich in der öffentlichen Meinung festsetzte, formuliert, daß Kaspar Hauser ein Opfer der Diplomatie des österreichischen Talleyrand geworden sei.

Die der Königin Karoline von Bayern unterbreitete Denkschrift Anselm Feuerbachs, die erst 1852, also zwanzig Jahre nach seinem Tode, veröffentlicht wurde, behauptete, daß Kaspar Hauser das eheliche Kind fürstlicher Eltern sei, welches beiseite geschafft wurde, um anderen, denen es im Wege stand, die Sukzession zu erleichtern. Zu diesem Ergebnis gelangt Feuerbach mehr durch fantastische Kombinationen als durch zwingende Beweise, die bei der Lückenhaftigkeit des Tatsachenmaterials durch Indizien, durch die Heranziehung der Gerüchte, der „fama publica", und durch die psychologische Verwertung von Träumen, die Kaspar Hauser angeblich hatte, und die Feuerbach von diesem aufzeichnen ließ, ergänzt werden. Die Beschreibung eines solchen Traumes lautet:

„Den 15. August 1828 hatte ich nachstehenden Traum. Es kam mir vor, als wäre ich in einem sehr großen, großen Hause. Da schlief ich in einem sehr kleinen Bette. Als ich aufstand,

kleidete mich ein Frauenzimmer an. Nachdem ich angekleidet war, führte sie mich in ein anderes großes Zimmer, in welchem ich sehr schöne Kommode, Sessel und ein Sopha sah. Von da führte sie mich in ein anderes großes Zimmer, worin Kaffeetassen, Schüsseln und Teller waren, die wie Silber aussahen. Von diesem Zimmer aus führte sie mich in ein größeres Zimmer, in welchem sehr viele und sehr schön gebundene Bücher standen. Von diesem Zimmer aus führte sie mich einen langen Gang vor und über eine Treppe hinab. Nachdem wir die Treppe hinuntergegangen waren, gingen wir im Innern des Gebäudes einen Gang herum, an dessen Wand Portraits hingen. Aus den Bogen dieses Ganges konnte man in den Hof hinaussehen. Ehe wir den Gang ganz umgangen hatten, führte sie mich zu einem mitten im Hofe befindlichen Springbrunnen hin, an welchem ich eine sehr große Freude hatte. Von da führte sie mich wieder zu demselben Bogen, durch welchen wir zum Springbrunnen herausgegangen waren, hin, und dann kehrten wir auf dem Bogengange denselben Weg wieder zurück bis zu der Treppe. Als wir zur Treppe kamen, sah ich ein Bildnis stehen, welches in Ritterkleidung ausgeschnitten oder ausgehauen war. Das Bildnis hatte auch ein Schwert in der linken Hand. Dieser Ritter stand auf einer viereckigen Säule, welche mit der Treppe verbunden und angemacht ist. Nachdem ich den Ritter eine Zeitlang angesehen hatte, führte mich das Frauenzimmer die Treppe hinauf, den langen Gang vor und wollte mit mir zu einer Tür hineingehen. Diese Tür war aber verschlossen. Sie klopfte an, allein man machte nicht auf. Darauf ging sie mit mir schnell zu einer anderen Türe, und während sie dieselbe öffnen wollte, erwachte ich."

Nach Feuerbachs Deduktion kann nur das badische Haus die fürstliche Familie sein, der der arme Findling entstammte. Kaspar Hauser ist ihm identisch mit dem am 29. September 1812 geborenen badischen Erbprinzen, an dessen Beseitigung die

Mutter der durch diesen Erbprinzen von der Sukzession ausgeschlossenen Grafen von Hochberg das unmittelbarste Interesse hatte. „Die Frau Großherzogin St(ephanie) ist eine wahrhaft zweite Niobe, nur mit dem Unterschiede, daß Apollos tötendes Geschoß ohne Unterschied Söhne und Töchter traf, dort aber der Würgeengel an allen Töchtern vorüberging und nur die Söhne erschlug."

Feuerbach erlebte nicht mehr den Tod seines Schützlings. Er erlitt am Pfingstmontag des Jahres 1832 während einer Spazierfahrt einen Schlaganfall, an dem er folgenden Tags — 29. Mai — starb. Es kennzeichnet das Sensationsbedürfnis jener Zeit politischer und geistiger Enge, daß sofort das Gerücht auftauchte, auch Feuerbach sei wegen seiner Anteilnahme an Kaspar Hausers Schicksal das Opfer eines Giftmordes geworden, während der berühmte Kriminalist durch Überarbeitung schon im Jahre zuvor einen Schlaganfall erlitten hatte.

Die Broschüre „Kaspar Hauser, der Thronerbe Badens" bezeichnet in dem Unbekannten, der der Mörder Kaspar Hausers im Ansbacher Hofgarten gewesen sei, den ehemaligen Vertrauten und Adjutanten Großherzog Ludwigs, Heinrich von Hennenhofer. Dieser Hennenhofer machte den Anfang seiner Karriere als Buchhandlungskommis in der Schwan'schen Buchhandlung zu Mannheim und fungierte als Handlungsdiener noch 1814 zu Gernsbach bei Baden, seinem Geburtsort. Damals trat er als Feldjäger beim Großherzog Karl ein und war namentlich bei ihm, als zur Zeit des Wiener Kongresses der oben erwähnte erfolglose Vergiftungsversuch vorgenommen wurde. Unter Großherzog Ludwig, seinem Gönner, der ihn seit 1817 als Adjutanten und Privatsekretär bei sich hatte, wurde er als Kurier zu einer Menge diplomatischer Aufträge gebraucht, stieg zum Flügeladjutanten und Major, zuletzt zum Oberst und wurde 1827 geadelt.

1828, in demselben Jahre, in dem er angeblich mit dem Pfarrer Eschbach Kaspar Hauser aus Hochsal abgeholt haben

soll, stieg er sogar zum Direktor im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Minister von Berstett [1]) auf und hatte das eigentliche Heft der Geschäfte in Händen. Es war im Werke, daß er eine Schwester der Gräfin Langenstein, der maitresse en titre des Großherzogs, heiraten sollte, die wohl auch schon dessen Maitresse gewesen war. Hennenhofer entschuldigte sich deshalb und gab an, daß er schon einer älteren Geliebten ein Eheversprechen gegeben habe; es blieb nichts übrig, als diese Dame zu heiraten, die er sonst wohl gewiß nicht würde geheiratet haben. Der Tod seines Gönners 1830 brachte Hennenhofer von seinem Posten. Er zog sich seitdem nach Freiburg zurück und schaffte, zugunsten des Nachfolgers, wie die Broschüre behauptet, 1832 den Rivalen desselben völlig aus dem Wege.

Im Jahr 1835 wurde vor dem Kriminalgericht des Kantons Zürich ein Aufsehen erregender Strafprozeß wegen der Ermordung eines Studenten Lessing verhandelt, in dem eine Reihe verdächtiger Personen vernommen wurde. Unter diesen befand sich ein Apothekergehilfe Sebastian Sailer, ein politischer Flüchtling von Württemberg, Sohn eines Schultheißen zu Waldsee und Mitglied der württembergischen Kammer. Merkwürdigerweise sagte dieser Sailer ganz zufällig aus, daß Major von Hennenhofer mit ihm in Korrespondenz getreten sei, um ihn zu veranlassen, sich nicht weiter zur Verbreitung der Broschüren Garniers, eines badischen Flüchtlings, herzugeben, die dieser von Straßburg und London aus gegen den badischen Hof und gegen Hennenhofer in der Kaspar Hauser-Angelegenheit habe drucken lassen. Die erste dieser Broschüren unter dem Titel: „Einige Beiträge zur Geschichte Kaspar Hausers nebst einer dramatischen Einleitung" (über die „Räuber" von Schiller, d. h. über die von Schiller in den Räubern geschilderte Ver-

[1]) Wilhelm Baron von Berstett, Kabinettsminister und Präsident des Staatsministeriums, vermählt mit Auguste Gräfin Luxburg, Schwester des bayrischen Gesandten in Berlin, später in Wien, gestorben 1837.

worfenheit einzelner regierender Fürsten) war im März 1834 bei Schuler in Straßburg herausgekommen. Garnier ging im Sommer 1834 nach London und publizierte von hier aus eine zweite Schrift. Angeblich ließ er sich dann als Spion des deutschen Bundestags mißbrauchen und meldete, er könne keine weiteren Broschüren erscheinen lassen, weil ein Buchhändler bankrott geworden sei.

Ein Freund Sailers, der Student Viktor Bohrer, sagte aus, Major Hennenhofer habe, wie ihm Sailer in der Trunkenheit mitgeteilt, diesen auf einen einsamen Ort, in der Nähe von Straßburg, bestellt und aufgefordert, er möge die Broschüren unterdrücken, man sei gesonnen, ihm die beste Anstellung in Baden zu geben, wenn er nur schweige. Zur Bestätigung dieses habe Hennenhofer ihm acht Louisd'or zu Handen gegeben mit dem Bemerken, wenn er eine Reise nach England unternehmen wolle, so sei man bereit, ihm die Unterhaltungskosten vonseiten des badischen Staats auszubezahlen. Bald darauf habe ihn die Großherzogin Stephanie in die Gegend von Lauda und Weißenburg bestellen lassen, „mit der Anfrage und Versprechung, indem ihr bekannt sei, daß er ganz genau in die Verhältnisse Kaspar Hausers eingeweiht sei, zu offenbaren, sie werde ihn belohnen, was er verlange; mit der Antwort, gestützt auf das Versprechen des Flügeladjutanten von Hennenhofer, hat er sich geäußert, er wisse nichts."

Eine Darstellung des Mordprozesses Lessing wurde als Buch gedruckt. Dies Buch wurde auf Antrag Badens, und zwar vor der Ausgabe, vom deutschen Bunde verboten. Die 1845 publizierte anonyme Schrift: „Kaspar Hauser, der Thronerbe Badens" war nichts anderes als die Wiederholung der ersten Broschüre Garniers. Sie wurde, wie erwähnt, ebenfalls auf Antrieb Badens vom deutschen Bunde verboten. Welcker [1])

---

[1]) Karl Theodor Welcker, geb. 1790 zu Oberofleiden (Oberhessen), gest. 1869 zu Neuenheim bei Heidelberg, Professor der Rechtswissenschaft, war mit Rotteck, mit dem er gemeinschaftlich das Staatslexikon in 15 Bänden und 4 Supplementbänden herausgab, Führer der liberalen Opposition in der

äußerte, als ihn Buchhändler Campe in Hamburg fragte, was an dieser Schrift sei, indem er die Achseln zusammenzog, nach einigem Besinnen: „Zwei Dritteile Wahrheit, ein Dritteil Roman". Der Geheimrat und Professor Mittermaier in Heidelberg erklärte nach Feuerbachs Tode, er werde statt dessen weiter nach Enthüllung der Wahrheit streben, habe aber aus Karlsruhe Winke erhalten, und so sei seine Tätigkeit gelähmt worden. Er ließ deshalb einen Aufsatz in das Morgenblatt von Menzel einrücken. Auch Lord Standhope erklärte, nachdem er Jahre lang mit Feuerbach die innigste Teilnahme an Kaspar Hausers Schicksal genommen und alles aufgeboten hatte, um den Urheber des an ihm begangenen Verbrechens zu entdecken, er sei bald nach dem Tode Hausers in Karlsruhe auf eine andere Ansicht gebracht worden und ließ in der Karlsruher Zeitung erklären, er halte nach genaueren eingezogenen Erkundigungen Kaspar Hauser für einen elenden Betrüger.

Auch anderweite und unparteiische Stimmen hatten in Preußen sich dahin ausgesprochen, daß Kaspar Hauser nichts anderes als einer jener zahlreichen Strolche und Landstreicher gewesen sei, von denen es in Bayern wimmelte, und die oft eben so verschmitzt als dumm sind, um eine Rolle durchzuspielen. Hauser soll sich, als er sah, daß es mit dieser Rolle nicht weiter ging, und ihm das Büroleben ganz mißfällig geworden war, durch eine sich selbst beigebrachte Wunde wieder haben ein Ansehen geben wollen. Diese Wunde, die angeblich nicht so tief gehen sollte, als sie ging, brachte ihn, sagt man, ums Leben. Indessen gibt diese Erklärung noch mehr Rätsel auf, als die Denkschrift Feuerbachs und der Pariser Broschüre.

In Bayern ging das Gerücht, daß Kaspar Hauser ein Sohn der durch ihren fabelhaften Geiz berühmt gewordenen

---

Zweiten Kammer des badischen Landtags und wurde Mitglied der Nationalversammlung von 1848. Er war wiederholt von der reaktionären Regierung von seinem Amte suspendiert worden. Das Freiburger Hofgericht hatte ihn wegen Beleidigung der Regierung zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, das Oberhofgericht aber ihn freigesprochen.

letzten Kurfürstin von Bayern gewesen sei, der steinreichen Witwe Karl Theodors, geborenen Erzherzogin von Modena-Este, den sie in der Ehe mit ihrem zweiten Gemahl, dem Grafen Arco, aber nicht mit ihm erzeugt habe.[1]) Bekannt ist, daß diese Dame sehr galant war, sie unterhielt mit verschiedenen Herren in München, sogar mit dem päpstlichen Nuntius della Genga, dem nachmaligen Papste Leo XII., dem Feinde der Bibelgesellschaften, ein Verhältnis. Als dieser Herr im Jahre 1823 die Tiara erhielt und die Nachricht nach München kam, bemerkte sie selbst an der königlichen Tafel zu König Max, daß sie diese neue Heiligkeit in der allernächsten Nähe gekannt habe, dieselbe habe bei ihr geschlafen.

Vor der ernsten Forschung hielt die Garnier-Feuerbachsche Hypothese nicht Stich. Daß sie überhaupt mit suggestiver Gewalt von den Köpfen Besitz ergreifen konnte, erklärt sich nicht zuletzt aus der Tatsache, daß es der badische Hof bis zum Jahre 1875 unterließ, den Schauergerüchten energisch entgegenzutreten. Diese Zurückhaltung ist einigermaßen dadurch verständlich, daß man befürchtete, es möchten bei einer öffentlichen Erörterung der ganzen Frage genug anrüchige Dinge aus der Regierungszeit der Großherzöge Karl, Ludwig und Leopold zur Sprache kommen, die besser beglaubigt seien, als der Schauerroman Kaspar Hauser. Als endlich im Jahre 1875 die badische Regierung, veranlaßt durch Kaiser Wilhelm I., den Schwiegervater des damals regierenden Großherzogs Friedrich I., die Aktenstücke des Hausarchivs über die Nottaufe und die Sektion und die Beerdigung des am 16. Oktober 1812 gestorbenen Erbprinzen veröffentlichte, wurde für jeden Einsichtigen die Haltlosigkeit der alten Kombination offenbar. Eine im Jahre 1883 zu Regensburg erschienene anonyme Broschüre, die trotzdem die früheren Beschuldigungen wiederholte, führte zu einer strafgerichtlichen Verhandlung gegen den Verleger und

[1]) S. Band I S. 245.

zu dessen Verurteilung. Wenn auch das Rätsel niemals ganz aufgeklärt werden wird, so ist doch heute durch die Arbeiten Mittelstädts (Kaspar Hauser und sein badisches Prinzentum, Heidelberg 1876) und Antonius von der Linde (Kaspar Hauser, eine neugeschichtliche Legende, Wiesbaden 1887) bewiesen, daß Kaspar Hauser ein armseliger Betrüger war, der, nachdem er Jahre lang im Mittelpunkt des Interesses einer romantischen, aus Mangel an politischer Betätigungsmöglichkeit auf anderweite Emotion erpichten Zeit gestanden, bewundert und angestaunt worden war, sich durch Selbstverwundung, die aber wider seinen Willen tötlich verlief, der allgemeinen Teilnahme, die im Abflauen begriffen war, wieder empfehlen wollte.

Die schon beiläufig erwähnte Mätresse des Großherzogs Ludwig, Gräfin Langenstein, hieß früher Mademoiselle Katharine Werner und war eine Figurantin beim Theater. Während der Großherzog von wenigen im Lande geliebt wurde, hatte er an ihr eine sehr ergebene Freundin. Trotz seiner sonstigen sehr starken Veränderlichkeit in der Liebe bewies er ihr hinwiederum große Anhänglichkeit, besuchte sie regelmäßig alle Tage und schenkte ihr unbegrenztes Vertrauen. Er vermachte ihr den größten Teil seines Privatvermögens, namentlich den Garten zwischen der Karls- und Langenstraße und die Herrschaft Sickingen, welche auf den Sohn kam. Dieser Sohn war der 1820, im Todesjahr der Gräfin Hochberg, geborene Graf Ludwig Langenstein, der später als erblicher Standesherr in die badische erste Kammer kam und Herr der Herrschaften Langenstein, Münchhof, Worndorf, Stetten am kalten Markt und Gondelsheim wurde. Außer diesem Sohn hinterließ Großherzog Ludwig von der Gräfin Langenstein noch eine Tochter, Luise, welche die Herrschaft Heilsberg erhielt. Sie vermählte sich 1848, zweiundzwanzigjährig, mit dem schwedischen Grafen Douglas und residierte auf der ihr gehörigen schönen Insel Mainau im Bodensee, dem ehemaligen Deutschordenskomtureischlosse.

Großherzog Ludwig war ein ebenso ausgesprochen üppiger und den Ausschweifungen ergebener, als gewalttätiger, verwegener und, um zu seinen Absichten zu kommen, verschmitzter Herr. Äußerlich wollte er den Schein größter Volksfreundlichkeit wahren, insgeheim war er aber nur darauf bedacht, seine Minister und seine Stände zu täuschen. Er rühmte sich, wie gut er mit diesen neuen Ständen auskomme, während sein Bruder, wenn er am Leben geblieben wäre, mit ihnen sehr schlimm gefahren sein würde, trotzdem Stephanie nicht würde unterlassen haben, „mit den Bauern schön zu tun". Ihn seinerseits würde man in den Reihen der Opposition getroffen haben, und er würde da nicht den Sussex, sondern den Orleans dargestellt haben. Als Staatsrat Nebenius den Ständen in der Budgetangelegenheit die umfassendsten Vorlagen machte, war er wütend und äußerte laut, Nebenius verdiene das Zuchthaus, daß er alle Geheimnisse der Regierung preisgegeben habe; allerdings aber habe er selbst ihm die Sache befohlen. Ein panischer Schrecken überfiel ihn nach der Ermordung Kotzebue's durch Sand[1]). Er teilte im Vertrauen seine Befürchtung mit, daß wohl auch für ihn schon ein Studentendolch gezückt sei. Um seinen Truppen zu imponieren, die tapfer unter Napoleon

[1]) August Friedrich Ferdinand von Kotzebue, geb. 1761 zu Weimar, ermordet am 23. März 1819 zu Mannheim durch den Studenten der Theologie Karl Ludwig Sand aus Wunsiedel, widmete sich anfangs der Jurisprudenz, wurde dann aber Schriftsteller, Theaterdichter und Theaterdirektor. Er lebte zeitweise in Rußland und trat zu Kaiser Paul I. und nach dessen Ermordung auch zu Kaiser Alexander in Beziehungen. Seine teilweise auch heute noch wirkungsvollen Theaterstücke und sonstigen literarischen Arbeiten sind fast unübersehbar. In seiner Eitelkeit versuchte er, eine literarische Fehde gegen Goethe einzuleiten. Seine ironische Haltung gegenüber den Bestrebungen der deutschen Burschenschaft zog ihm den glühenden Haß aller freiheitlich gesinnten Elemente, namentlich aber der akademischen Jugend zu, die in ihm — zu Unrecht — einen in russischem Solde stehenden Vaterlandsverräter sahen. So kam es, daß der schwärmerische und politisch unreife Burschenschafter Sand den vermeintlichen Todfeind der deutschen Freiheit erdolchte. Sand, der nach vollbrachter Tat sich zu töten versuchte, wurde am 29. Mai 1819 zu Mannheim hingerichtet. Die unbedachte Mordtat bot dem deutschen Bundestag willkommenen Anlaß zur rücksichtslosen Unterdrückung der Burschenschaft und aller freiheitlichen Bestrebungen.

gedient hatten, während er ehemals im Revolutionskriege mit geringem Ruhme in der preußischen Armee gedient hatte, ließ er sich wieder zum preußischen General machen. Die ganze Armee erhielt nun die blaue preußische Uniform. Ludwig war überhaupt ein entschiedener Preußenfreund.

Mit seinem Tode, der kurz nach dem Antritt seines achtundsechzigsten Lebensjahres und einige Monate vor der Julirevolution erfolgte, erlosch die echte Zähringer-Dynastie.



Vierter Abschnitt.

Großherzog Leopold, 1830–1852, und Regent, später Großherzog Friedrich I., 1852–1907. (Überblick über die Geschichte des badischen Fürstenhauses unter den Großherzögen Friedrich I. und Friedrich II. bis zur Novemberrevolution des Jahres 1918.)

Es folgte nun Großherzog Leopold, der Erstgeborene der Gräfin Hochberg. Er war, als er 1830 zur Regierung gelangte, schon fast vierzig Jahre alt. Nach der Julirevolution schien auch in Baden die Sonne der Freiheit aufzugehen. Der „bürgerfreundliche" Leopold, wie ihn „der Freisinnige", die Zeitung der Professoren Welcker und Rotteck[1]) nannte, gewährte 1832 die Preßfreiheit. Sie hatte aber nur fünf Monate Bestand, die Bundesbeschlüsse des Juni und Juli 1832 und die drohenden Insinuationen Österreichs und Preußens

[1]) Karl Wenzeslaus Rodecker von Rotteck, geb. 1775 zu Freiburg i. B., gest. 1840 daselbst, Historiker und Politiker, wurde von der Universität Freiburg als ihr Vertreter in die Erste Kammer des durch das Gesetz vom Jahre 1818 ins Leben gerufenen badischen Landtags gewählt und erregte durch seine oppositionellen Anträge Aufsehen. Da das Mandat für die Erste Kammer ihm nicht genügende Bewegungsfreiheit bot, kandidierte er für die Zweite Kammer, doch verhinderte die Regierung seine Wahl. Erst als nach dem Regierungsantritt Großherzog Leopolds eine liberale Auffassung zur Geltung kam, wurde er 1831 in die Zweite Kammer gewählt, der er bis zu seinem Tode angehörte und in der er sich hauptsächlich für die Preßfreiheit mit aller Hingabe einsetzte. Nach seinem Tode verhinderte die Regierung die von seinen Anhängern angeregte öffentliche Sammlung für ein zu errichtendes Denkmal. Selbst die einfache Bronzebüste, welche seine Freunde auf dem Platze vor der Freiburger Universität errichtet hatten, wurde auf Anordnung der Polizei wieder entfernt und erst im Jahre 1863 mit dem Anbruch der neuen liberalen Ära in Baden vor seinem ehemaligen Wohnhause wieder aufgerichtet. Rottecks „Allgemeine Geschichte" erfreute sich wegen ihrer Tendenz großes Ansehens und erlebte fünfundzwanzig Auflagen. Bemerkenswert ist auch sein „Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften".

bewogen den ganz schwachen Großherzog, sie und den „Freisinnigen" sogleich wieder aufzuheben und die Professoren Welcker und Rotteck zu pensionieren. Das Ministerium Blittersdorf operierte im reaktionären Sinne[1]).

Infolge der Februarrevolution 1848 wurde Welcker badischer Bundestagsgesandter und ein Haupthort des Großherzogs gegen das Republik-Attentat sowohl von Struve und Hecker, als gegen die anderweiten demokratischen Tendenzen Itzsteins und seiner Freunde. 1849 wurde Welcker sogar gegen die eingesetzte provisorische Regierung von Brentano mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Zuletzt mußte er, gleich Brentano, Itzstein, Hecker und Struve nach der Katastrophe des Aufstands nach Amerika auswandern.

Großherzog Leopold war ein Herr von geringen Eigenschaften. Er zeigte die Merkmale der Geistesschwäche eines von einem schon sehr gealterten Vater erzeugten Sprößlings. Ebensowenig wie durch seinen Geist, war er durch seine Sitten ausgezeichnet und diesen entsprach seine Umgebung, mit der er, namentlich mit seinen Stallleuten, sich unterweilen zu sehr vulgären Vertraulichkeiten herbeiließ.

Seine Gemahlin war seit 1819 Sophie Wasa, Tochter des entthronten Königs Gustav IV. von Schweden und Schwester des Prinzen von Wasa, Feldmarschalls in Wien und geschiedenen Gemahls der Tochter des Großherzogs Karls und Stephanies.

Das Verhältnis, in dem seine Gemahlin, die Großherzogin Sophie von Wasa, zu dem in Karlsruhe unbeliebten Moritz von Haber, einem der jüdischen haute finance angehörigen Manne, stand, in welchem dieser sich so sicher wußte, daß er Hofdamen insultierte, brachte den ganzen Adel Badens gegen ihn auf. Es kam zuletzt in Baden-Baden zu verschiedenen in den Zeitungen viel besprochenen Pistolenduellen, bei denen drei

---

[1]) Friedrich Baron von Blittersdorf, geb. 1792, vermählt mit Maximiliane Brentano. Er wurde zuletzt Bundestagsgesandter und starb 1861 zu Frankfurt a. M.

Menschen, der Bruder der einen der beleidigten Hofdamen, Baron Julius Göler von Ravensburg, Artillerieoberleutnant in der badischen Armee und Sohn eines Obristen, ein Spanier und ein Russe ihr Leben einbüßten. Haber, der sich selbst einen „gereiften, mit den ernstesten Dingen vielfach beschäftigten Mann, der noch Vieles auf der Erde abzumachen hat", nannte und der übrigens Familienvater war — er hatte einen Sohn und eine in Frankreich verheiratete Tochter — wurde aus dem Lande vertrieben.

Über Habers Verhältnis mit der Großherzogin kursierten in Karlsruhe die tollsten Gerüchte. Es hieß von ihm, daß er in Portugal und in Spanien, wo er Jahre lang Agent und Finanzkünstler von Dom Miguel und Don Carlos gewesen war, sich für einen Katholiken ausgegeben habe, daß ihm der Christusorden und der Calatravastern verliehen worden sei, die den Statuten zufolge nur ein Katholik erhalten könne, daß er sich in England zum Protestantismus bekannt habe, während er tatsächlich, wie er in Karlsruhe auch zugab, mosaischen Glaubens war. Haber wurde in Karlsruhe als geborener Israelit in den Listen der Judenschaft geführt. Sein Vater, Chef des Bankierhauses Haber in Karlsruhe, der 1839 starb, stand bei den verstorbenen beiden Großherzögen in ähnlichen besonderen Gnaden, wie Rothschild in Wien und Seeligmann-Eichthal in München. Haber zeichnete sich vor allen anderen Bewohnern Karlsruhes durch seine Wohltätigkeit aus. Man erzählte, Großherzog Karl habe im Jahre 1816, als ein judenfeindlicher Skandal im Gange gewesen sei, seinen Vater von Bad Steinbach, wo dieser ihm seine Aufwartung gemacht habe, nach Karlsruhe in seinen Wagen mitgenommen und sei mit ihm durch die Straßen gefahren; ebenso habe 1819 bei einem beabsichtigten neuen antisemitischen Tumult Großherzog Ludwig sich in das Habersche Haus begeben und Kavallerie zur Verfügung gestellt. Die Gegner warfen Haber weiter vor, daß er als Agent Dom Miguels und Don Carlos' einen schlech-

ten Leumund gehabt habe, aus des letzteren Hauptquartier vertrieben worden sei, in Paris einen unehrlichen Bankerott gemacht und auch in England sich so aufgeführt habe, daß er das Land nicht wieder zu betreten habe wagen dürfen. Die Spielbank in Baden-Baden brachte ihm angeblich eine Jahresrente von 30 000 Gulden ein. Er war stark an der Spielbank beteiligt und hatte namentlich für sie einen Vertrag abgeschlossen, welcher in der badischen Kammer große Erregung hervorrief und wobei kolossale Bestechungen zur Sprache gekommen waren. In Karlsruhe war Haber bei allen Ständen verhaßt und verwünscht, namentlich wegen seiner spreizenden Hoffärtigkeit. Er schien ganz ernstlich bei Hofe auf das große Ziel loszusteuern, Baden durch eine Regierung nach seinem Sinne zu gängeln. Er wurde deshalb mit allen möglichen Spott- und Schimpfnamen gezeichnet. Man nannte ihn „die Pest, die Geißel Badens". Er selbst stellte in einer Broschüre seine Lage so dar, daß die geheimen Beweggründe und Antipathien, die sich zu seinem Ruin zu vereinigen strebten, besonders daher ihren Ursprung genommen hätten, daß er, der sich als Kämpfer für konservative Interessen sein Lebelang bewährte, der einzige in Karlsruhe gewesen sei, der denselben das Wort zu reden Gelegenheit gehabt habe, und er gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß diese Interessen seit Jahren schon von denen verlassen worden seien, die durch alles darauf hingewiesen seien, sie zu wahren. Unter den „Opfern des Unheils" bezeichnet er „erhabene Namen, die er nur mit heiliger Verehrung zu nennen wage". In einem Punkte scheint Haber allerdings recht gehabt zu haben; daß nämlich das Spiel einer fortgesetzten, nimmer ruhenden Intrigue der badischen Kavaliere darauf ausgegangen sei, ihn zu entehren. Man wollte nicht, daß er sich duelliere, sondern man wollte ihn als ehrlos darstellen, um ihn nur los zu werden.

Baron Göler hatte sich mit Haber nicht schlagen wollen, weil dieser, was er leugnete, vor fünf Jahren in einer Affäre

mit einem Engländer Hawkins einen „Hundsfott“ von diesem eingesteckt habe. Ein Russe, der Garde-Kürassierleutnant von Werefkin, welcher für Haber die Ausforderung bei Göler ausgerichtet hatte und von diesem beleidigt worden war, trat für ihn ein. Bei diesem Duelle, das am 2. September 1843 auf dem Kugelfang am Forchheimer Gemeindewalde, Bezirksamt Ettlingen, stattfand, ereignete sich die Merkwürdigkeit, daß Baron Göler durch den zweiten Schuß Werefkins tödlich in die Brust verwundet, mit größter Kaltblütigkeit dennoch das Duell fortsetzte. Sein Pistol versagte bei seinem zweiten Schusse fünfmal, und nachdem er das sechste Zündhütchen aufgesetzt hatte, schoß er seinen Gegner, der ebenso kaltblütig bis zur Barriere, die zehn Schritt betrug, vorgetreten war, nieder, wobei er die Worte sagte: „Ich habe scharf gezielt, er muß tot sein.“ Werefkin war tot, aber am 4. September starb Göler selbst im Hause seines Vaters zu Karlsruhe.

„Die Entrüstung einer ungeheuren Menschenmenge“, berichtet Gölers Sekundant, der Spanier Sarachaja, „machte sich den Tag nach Herrn von Gölers Tode in den beklagenswertesten Auftritten und Unordnungen Luft, nachdem sich das Gerücht verbreitet hatte, Herr von Haber habe die schamlose Frechheit gehabt, nach Karlsruhe zu kommen, um wohlgefällig von den Fenstern seines Hauses aus den Leichenzug des Opfers seiner Tücke mit ansehen zu können. Das Habersche Haus wurde am 5. September angegriffen, eine Seitentür des Hauses erbrochen und selbst das Haupttor einzurennen versucht; die Menge drang in das Haus, Leute mit Stricken rannten umher und schrien: ‚Nieder mit dem Juden!‘, in der Absicht, Herrn Moritz an seinem eigenen Balkon aufzuhängen. Die Möbel wurden zertrümmert und zum Fenster hinausgeworfen, so daß in wenigen Minuten die Straße mit Trümmern angefüllt war. Mittlerweile wurde Herr Moritz von der Polizei durch eine Hintertür in Haft und vor der Wut des Volkes in Sicherheit gebracht.

„Den Tag nach dem Angriff auf das Habersche Haus zogen die sterblichen Überreste Baron Gölers in feierlichem Kondukt vor diesem halb zertrümmerten und mit Wachen umgebenen Gebäude vorüber. Der Zug war glänzend, nie noch war in Karlsruhe ein solcher gesehen worden. . . . . Von Zeit zu Zeit machten sich die Rufe: ‚Es lebe Göler!‘ — — vernehmbar.

„An demselben Abend verbreitete sich das Gerücht, die Studenten von Heidelberg kämen in Masse herangezogen, um das Habersche Haus anzugreifen. Daher wurden von den Behörden energische Vorsichtsmaßregeln ergriffen. Die ganze Garnison stand unter den Waffen. Die Ausmündungen sämtlicher auf die Hauptstraße führenden Seitenstraßen waren durch die Infanterie gesperrt, Kavallerieabteilungen ritten beständig in geschlossenen Zügen, die ganze Breite der langen Straße einnehmend, vor dem Haberschen Hause hin und wieder, und zahlreiche Patrouillen durchzogen nach allen Richtungen die Quartiere der Hauptstadt des Großherzogtums. Die Artillerie, welche sich ihrer Übungen wegen in ihrem Lager befand, erhielt den ausdrücklichen Befehl, daß niemand sich in die Stadt begeben dürfe, weil man befürchtete, die Kanoniere, welche Göler aufs leidenschaftlichste verehrten, möchten sich zu Ausschweifungen hinreißen lassen.

„Dieselben Maßregeln wurden in den nächsten drei Tagen ergriffen, um den Haß der Bevölkerung gegen Herrn Moritz in Schranken zu halten. Noch nie machte das sonst so ruhige Karlsruhe solche imponierenden Schritte notwendig.“

Haber selbst schreibt in seiner Broschüre, indem er den Behörden den Vorwurf macht, daß sie „die Anarchie organisiert hätten“: „Am 6. September glich Karlsruhe einer im Belagerungszustande befindlichen Stadt. Die rechtlichen Bürger, das ganze Land und alle Nachbarstaaten erwarteten schleunige, energische Maßregeln, nicht sowohl gegen die eigentlichen Tumultuanten, als gegen diejenigen, welche ihnen die Spitze

hätte bieten sollen. Nimmermehr kann ich und jeder Mann von Einsicht glauben, daß der erhabene Beherrscher Badens von diesen Skandalen die gehörige Kenntnis gehabt hat. Man hat ihm alles verheimlicht, was ihn von der ganzen Wichtigkeit und der Gefahr für die öffentliche Ordnung hätte überzeugen können."

Zu Anfang Oktober verließ Haber, um „den Hofränken und gemeinen Intriguenwesen" zu entkommen, in Begleitung von Bewaffneten — der Gendarmerie-Oberst fuhr hinter seinem Wagen her — das Land. Er mußte froh sein, mit heiler Haut Mainz zu erreichen, denn die Adeligen hatten sich das Wort gegeben, ihn über den Haufen zu schießen, der Minister des Innern, Staatsrat Baron von Rüdt, hatte ihm geradezu sagen lassen, es existierten Anschläge gegen sein Leben, die wohl nicht zu hintertreiben wären.

Am 14. Dezember 1843 fand das zweite Duell statt, am jenseitigen Ufer des Rheins, Mannheim gegenüber, zwischen Haber und dem Spanier Georg von Sarachaja, Stiefsohn des Generals und Chefs der badischen Artillerie von Lassolaye, der während des spanisch-französischen Krieges mit den badischen Truppen in Spanien gestanden und dort die Mutter Georgs als Witwe geheiratet hatte. Der Spanier wurde von Haber beim zweiten Schusse getötet; er war, wie Göler, Oberleutnant in der badischen Artillerie und der innigste Freund Gölers und sein Sekundant gewesen. Er hinterließ in Bilbao einen Sohn und eine Tochter von seiner Frau, einer Russin, einer geborenen Prinzessin von Labanoff-Rostoff. In seinem Nachlasse fanden sich die vor der Abreise zum Duell ausgesetzten Worte: „Ich erkläre feierlichst, daß ich den Kampf hervorgerufen, weil ich Baden von einem Menschen befreien wollte, der ihm zur Geißel geworden ist."

Großherzog Leopold starb 1852, nachdem ihm die preußischen Truppen wieder sein Land versichert hatten, zweiundsechzig Jahre alt.

Leopold hinterließ vier Prinzen: Ludwig, Friedrich, Wilhelm und Karl, und drei Prinzessinnen: Alexandrine, seit 1842 mit dem Herzog von Gotha vermählt, Marie, vermählt mit dem Fürsten Ernst zu Leiningen, und Prinzessin Cäcilie, die sich mit dem Großfürsten Michael Nikolajewitsch von Rußland vermählte. Sie wurde die Großmutter der Herzogin Cecilie von Mecklenburg, der Gemahlin des ehemaligen deutschen und preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm.

Großherzogin Sophie überlebte ihren Gemahl dreizehn Jahre.

Nach dem Tode Leopolds folgte, da Erbgroßherzog Ludwig, geboren 1824, wegen seines körperlichen und geistigen Zustandes regierungsunfähig war, der zweite Sohn, Prinz Friedrich, erst als Regent und seit 1856 als Großherzog.

Großherzog Friedrich hatte eine gute Erziehung erhalten. Er wurde Leutnant im Grenadierbataillon des Leibinfanterieregiments, bezog dann die Universität Heidelberg, nahm den militärischen Dienst wieder auf, ging hierauf auf die Universität Bonn, nahm 1848 im Hauptquartier Wrangels am schleswig-holsteinischen Feldzug teil und war bis zu seiner Berufung als Regent Kommandeur des 1. Reiterregiments zu Freiburg i. B. Er hatte sich längere Zeit in Wien aufgehalten und war vom dortigen Hofe mit großer Auszeichnung behandelt worden.

Friedrich war am 9. September 1826 geboren, also noch nicht 26 Jahre alt, als er zur Regierung kam. Unter der Nachwirkung der badischen Revolution von 1848 und 1849 hatte auch in Baden eine ausgesprochene Reaktion die Oberhand gewonnen. Der Prozeß gegen den freiheitlich gesinnten Heidelberger Professor Georg Gottfried Gervinus (geb. 1805, gest. 1871) kennzeichnete den rückschrittlichen Geist der damaligen Regierung. Gervinus hatte im Jahre 1853 eine „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts“ veröffentlicht, die unverständlicherweise zum Anlaß genommen wurde, gegen Gervinus die Anklage wegen Hochverrats und Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit durch die Presse zu erheben. Das

Mannheimer Hofgericht gelangte auch wirklich zu einer teilweisen Verurteilung, doch hob das Oberhofgericht das Urteil auf und erklärte die bisher angerufenen Gerichte für inkompetent. Der Regierung, die sich hinreichend blamiert hatte, erschien es nun doch zweckmäßig, von weiteren gerichtlichen Schritten gegen Gervinus abzusehen, sie konnte es sich aber nicht versagen, dem „Hochverräter“ die venia legendi zu entziehen. Die „Daily News“ machten sich in einem Leitartikel „Galiläi und Gervinus“ über die badische Regierung nach Gebühr lustig. Auch das Mißverhältnis zu der katholischen Kirche warf einen Schatten auf die ersten Regierungsjahre des jungen Großherzogs. Der bejahrte, aber streitbare Erzbischof Vicari in Freiburg hatte den ihm unterstellten Geistlichen die Abhaltung der für den verstorbenen Großherzog Leopold von der Regierung angeordneten Totenfeiern untersagt und die sein Verbot nicht respektierenden Priester bestraft. Unter Androhung der Exkommunikation suchte er dann die Rechte der katholischen Kirche unter Mißachtung der staatlichen Interessen zu erweitern, so daß schwere Konflikte unvermeidlich schienen. In der äußeren Politik des Großherzogtums machte sich eine deutliche Abkehr von Preußen und eine Hinneigung zu Österreich bemerkbar. Großherzog Friedrich fand aber glücklicherweise alsbald die richtige Orientierung für eine der Entwicklung seines Landes förderliche Politik, zuerst auf dem Gebiete der inneren Staatsverwaltung und dann in der zur Entscheidung reifenden deutschen Frage.

Den Kirchen wurde Freiheit und Selbständigkeit in der Regelung ihrer Angelegenheiten gewährt, der Grundsatz der Selbstverwaltung wurde in weitgehendem Maße anerkannt, das bürgerliche Element wurde zur Mitwirkung an der Verwaltung herangezogen, der Rechtsstaat wurde fundiert und ausgebaut, die Verwaltungsrechtspflege, die Freizügigkeit und Gewerbefreiheit wurden eingeführt, die Gleichberechtigung der Religionsbekenntnisse gewährleistet, die Elementarschulen wurden vom Staate eingerichtet und beaufsichtigt, die parlamentarische, die Vereins- und Versammlungsfreiheit proklamiert und Einrichtungen getroffen, die den Angehörigen der norddeutschen Staaten Jahrzehnte lang vorenthalten blieben. So entstand „das liberale Musterländle“, das außerhalb Badens den Neid und die Bewunderung aller fortschrittlich

Gesinnten und den Verdruß oder den Spott der konservativen Elemente erregte. Die wirtschaftliche Erstarkung Badens, sein reges geistiges und künstlerisches Leben, seine glänzende industrielle Entwicklung, sein reicher Handel und seine blühende Landwirtschaft bestätigten die Folgerichtigkeit dieser Politik des Fortschritts, die von den Ministern Stabel, Lamey, Mathy, Jolly und Roggenbach eingeleitet worden war.

Großherzog Friedrich war sich darüber klar geworden, daß nur unter Führung Preußens die nationale Einigung Deutschlands erzielt werden könne. Von dieser Auffassung war die Stellungnahme des Großherzogs auf dem Fürstentage in Frankfurt 1863 diktiert und seine gesamte Außenpolitik bestimmt. Die Macht der Verhältnisse allerdings war vorerst noch stärker und zwang im Kriege von 1866 Baden, da im Falle seiner Neutralität Preußen das Großherzogtum nicht schützen zu können erklärte, in das österreichische Lager. Unter dem Kommando des Prinzen Wilhelm stieß das badische Kontingent zum 8. Bundeskorps. Nach den Gefechten von Hundheim und Werbach schloß Prinz Wilhelm in der Erkenntnis der völligen Nutzlosigkeit eines weiteren Widerstands am 28. Juli einen Waffenstillstand mit Preußen. Schon einige Tage zuvor hatten die Zweite Kammer des Landtags und zahlreiche Gemeinden und Korporationen den Großherzog gebeten, den Krieg zu beendigen und sich Preußen anzuschließen. Hierauf erklärte Baden seinen Austritt aus dem Deutschen Bund und schloß am 17. August den förmlichen Frieden mit Preußen, der zugleich ein Schutz- und Trutzbündnis war. Als Kriegskontribution mußte Baden 6 Millionen Gulden zahlen.

Als 1870 der Krieg gegen Frankreich ausbrach, war Baden militärisch aufs beste vorbereitet. Es erklärte sofort den Fall des Schutz- und Trutzbündnisses für gegeben und stellte die badische Division, zuerst unter dem Kommando des Generals von Beyer, dann von Glümers unter preußischen Befehl. Sie wurde der dritten Armee des preußischen Kronprinzen zugeteilt und nach der Schlacht bei Wörth mit der Belagerung von Straßburg betraut. Die badische Division bildete sodann unter General von Werder den Hauptteil des 14. Armeekorps und focht mit Auszeichnung bei Dijon, Nuits und Belfort. Schon am 2. Oktober beantragte Baden seine Aufnahme in den Norddeutschen Bund, der dann durch Vertrag vom 15. November 1870, in dem sich Baden im Gegensatz zu Bayern und auch zu Württemberg mit einem Minimum von Reservatrechten begnügte, erfolgte. Es war Großherzog Friedrich, der im Namen der deutschen Fürsten bei der Kaiserkrönung in Versailles das erste Hoch auf den deutschen Kaiser ausbrachte. Wie sehr das Wirken und Werben des Großherzogs für das neue Reich und für das deutsche Kaisertum den Wünschen seiner Landeskinder entsprach, brachte die Adresse des badischen Landtags an den noch in Versailles weilenden Fürsten zum Ausdruck, in der es hieß: „Das badische Volk, das ganze deutsche Volk weiß es und wird es unvergessen in dankbarem Gemüt bezeugen, daß unter allen seinen Patrioten keiner hochsinniger, keiner mehr von treuer Liebe zum Vaterland beseelt, keiner mit reinerem Herzen die Einigung Deutschlands erstrebt, ihren Aufbau befördert und vollzogen hat als Badens Fürst."

Großherzog Friedrich I. konnte unter den Bekundungen der aufrichtigen Verehrung aller Bevölkerungsklassen das fünfzigjährige Jubiläum seiner wahrhaft gesegneten Regierung feiern. Am 28. September 1907 starb er auf der Insel Mainau. Der gütige, schon durch seine ehrwürdige äußere Erscheinung die Herzen bezwingende Fürst hinterließ keinen Feind. Auch eine Abordnung der sozialdemokratischen Fraktion der Zweiten Kammer gab dem Toten die letzte Ehre.

Verheiratet war Großherzog Friedrich I. seit dem Jahre 1856 mit Luise Prinzessin von Preußen, der Tochter des deutschen Kaisers Wilhelm I. Sie war ihrem Gatten eine kluge und willensstarke Lebensgefährtin. Um die Förderung aller Wohlfahrtsbestrebungen und um den Ausbau der badischen Frauenvereine hat die unermüdlich tätige Frau sich große Verdienste erworben. Drei Kinder sind aus ihrer Ehe hervorgegangen: Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm, geb. 1857, Prinzessin Viktoria, geb. 1862, seit 1881 mit dem Kronprinzen, nachmaligen König Gustav von Schweden vermählt, und Prinz Ludwig Wilhelm, geb. 1865, gest. 1888 zu Freiburg an den Folgen einer Erkältung.

Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm folgte seinem Vater als Großherzog Friedrich II. Die Eltern hatten sich seine gediegene Ausbildung angelegen sein lassen. Er wurde als Erbgroßherzog Kommandeur der 29. Division in Freiburg, dann kommandierender General des 8. Armeekorps in Coblenz und schließlich Generaloberst mit dem Range eines Generalfeldmarschalls. Ein Kommando im Weltkrieg erhielt er nicht. Die glückliche Politik seines Vaters auf dem Gebiete der inneren Staatsverwaltung setzte Großherzog Friedrich II. fort. Das Landtagswahlrecht wurde in einer den Ansprüchen der neuen Zeit gemäßen Weise ausgebaut und erstmals in Deutschland das Verhältniswahlrecht für die Gemeindewahlen eingeführt. Auch in den Beziehungen zum Reich und zu Preußen trat keine Änderung ein. Friedrich I. schon hatte den Gedanken, aus seinem Großherzogtum ein Königreich zu machen, abgelehnt. Sein Nachfolger wies die gleiche Versuchung ab, als sich zu einem Zeitpunkt, da Deutschland den Krieg zu gewinnen hoffte, die Frage erhob, ob nicht das Reichsland Elsaß mit dem Großherzogtum zu einem Königreich Baden vereinigt werden solle. Großherzog Friedrich II. mochte mit Recht durch den Hinzutritt des stark katholischen Elsaßes eine die Gesamtinteressen seines Landes schädigendes Anwachsen des an sich schon sehr starken Zentrumseinflusses befürchten. Friedrich II. besaß nicht die durch ihre Milde bestrickende Persönlichkeit seines Vaters, er fand aber wegen der Schlichtheit seines Wesens, wegen seines Pflichtgefühls und seiner Rechtlichkeit die Anerkennung aller Schichten des Volkes. Verheiratet ist Friedrich II. seit 1885 mit Hilda Prinzessin von Nassau. Die Ehe ist kinderlos geblieben.

Infolge der Revolution verzichtete Großherzog Friedrich II. am 14./22. November 1918 auf den Thron. Dieser Verzicht vollzog sich in einer würdigen Form, die die Achtung vor der Person Friedrichs II. und vor seinem Hause zum Ausdruck brachte.

Die Anwartschaft auf die Thronfolge würde der Vetter des Großherzogs Friedrich II., Prinz Max von Baden, der letzte Kanzler des kaiserlichen und der erste Kanzler des republikanischen Deutschen Reichs, gehabt haben. Prinz Max ist 1867 als Sohn des Prinzen Wilhelm, des Bruders des Großherzogs Friedrich I., aus der Ehe mit Marie Maximilianowna Romanowsky Herzogin von Leuchtenberg geboren. Eine ältere Schwester des Prinzen Max ist die Prinzessin Sophie Marie, vermählt mit dem Erbprinzen und nachmaligen Herzog Friedrich II. von Anhalt. Prinz Max ist seit 1900 mit Marie Luise Herzogin von Braunschweig und Lüneburg vermählt. Aus dieser Ehe ist eine Tochter, Prinzessin Marie Alexandra, und ein Sohn, der ehemals präsumtive badische Thronerbe, Prinz Berthold Friedrich, hervorgegangen.

Date Due


3 2000 009 297 369

